Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Zur Ausführung von buchhändlerischen Aufträgen empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29. Kaufingerstraße 29.

Die rote Gräfin.

Roman in drei Bänden

von

Otfrid Mylius.

Dritter Band.

Leipzig.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
K. R. Hofbuchhändler.

[1889]

XV.

Ungefähr vierzehn Tage später langten Pater Denis und Herr Voigts eines Abends mit der Eisenbahn in Metz an. Sie hatten mit vieler Mühe die Spur der Familie Viard verfolgt und ermittelt, daß die Cirkusgesellschaft, zu welcher das Viard'sche Ehepaar jetzt gehörte, nun die Richtung nach Metz genommen habe, um voraussichtlich dort eine Reihe von Vorstellungen zu geben; ob jedoch Cecca noch bei dieser Truppe sei, hatten sie nicht zu ermitteln vermocht, denn Cecca schien an den verschiedenen Orten, wo die Truppe sich seither produziert hatte, noch nicht aufgetreten zu sein, und in die Geheimnisse der Zusammensetzung einer solchen Truppe hatten die beiden Männer selbst mit Hülfe der Polizei nicht einzudringen vermocht. Trotz der Enttäuschungen und vereitelten Hoffnungen, welche die beiden Männer seither auf ihrem vergeblichen Streifzuge erfahren hatten, war zwar ihr Eifer nicht erkaltet, aber ihre Hoffnung, die Vermißte aufzufinden, bedeutend herabgestimmt worden. Für Voigts, welcher Cecca's Wesen genau zu kennen glaubte, war ja auch nichts möglicher und wahrscheinlicher, als daß sie die erste beste Gelegenheit ergriffen haben werde, sich von

diesen nomadischen Künstlern loszuschälen, unter denen sie sich nach ihrer Erziehung und Gesinnung unmöglich heimisch fühlen konnte. Aber die vergebliche Nachforschung versprach wenigstens von einigem Erfolg gekrönt zu werden, wenn Voigts das Viard'sche Ehepaar hier traf, denn dieses mußte ja imstande sein, über Cecca's Verbleib Auskunft zu geben.

Sobald die beiden Herren auf dem Bahnhof vor der Porte Serpenoise dem Zuge entstiegen waren, bat Voigts seinen Begleiter zwei Plätze in dem Omnibus des Hotel de l'Europe zu belegen, und eilte nach einer großen Affiche auf gelbem Papier, welche an einer Wand des Bahnhofsgebäudes angeklebt war, und das Programm der heutigen Vorstellung des Cirkus enthielt. Er brannte vor Begierde, zu ermitteln, ob er den Namen Viard unter den auftretenden Künstlern finde, und eine unbeschreibliche Genugthuung durchglühte ihn, als er sah, daß derselbe nicht nur als Soloreiter auf ungesatteltem Pferde auftreten, sondern auch seine dressierten Hunde vorführen werde. Am augenfälligsten aber auf der ganzen Affiche hob sich durch große Lettern die Ankündigung hervor, daß Miß Nelly zum dritten Mal an diesem Abend auftreten werde. Augenblicklich eilte er zu seinem Begleiter zurück und verkündigte ihm, daß sie wenigstens die Familie Viard noch treffen und hoffentlich von ihr die erwünschte Auskunft erhalten würden.

„Gott sei Dank! gebe der Himmel, daß wir unsere Schutzbefohlene finden dürfen!“ versetzte Pater Denis, von neuer Hoffnung belebt, und so fuhren sie nach dem Hotel, sicherten sich Zimmer und eilten dann nach dem Cirkus, um Herrn Viard zu sprechen.

Die Vorstellung hatte schon begonnen, sie nahmen

daher Plätze in einer Loge, und ließen den Direktor um ein kurzes Zwiegespräch bitten, erhielten aber die Antwort, daß er bedauern müsse, sie vor Ende der Vorstellung nicht empfangen zu können, da er zu sehr beschäftigt sei. Dagegen erschien gleich darauf anstatt des Direktors dessen Regisseur, ein gewandter kleiner Franzose, stellte sich im Auftrage seines Prinzipals den beiden Fremden vor, um diese mit dem mißtrauischen Blick eines Polizeiagenten, welchen selbst seine geschmeidige Artigkeit nicht ganz zu verschleiern vermochte, zu mustern und ihnen zu bedeuten, daß Monsieur le directeur préalablement zu erfahren wünsche, welchem Umstande er die Ehre des Besuchs der beiden fremden Herren zu verdanken habe.

Herr Voigts nahm das Wort und erklärte, daß er eigentlich den Herrn Direktor nur um die Erlaubnis habe bitten wollen, einen seiner Künstler, einen gewissen Herrn Viard, sprechen zu dürfen, welchem er eine persönliche Mitteilung zu machen habe, und daß er sich sehr verpflichtet fühlen würde, wenn er Herrn Viard auf einige Minuten sprechen könne. Der Regisseur betrachtete nun die beiden Herren von neuem sehr mißtrauisch, mochte sich aber doch überzeugen, daß beide wohl keine Abgesandten einer rivalisierenden Truppe seien, welche dem Herrn Direktor das wertvolle Viard'sche Ehepaar abspenstig machen wollten.

„Monsieur kennt wohl Herrn Viard persönlich?“ fragte der Regisseur.

„Nicht im mindesten — ich habe ihn noch nie gesehen, und mein Begleiter ebenso wenig,“ war die Antwort.

„Nun denn, der Reiter in dem amarantrotem Sammtkostüm auf dem Rappen, welcher soeben in dieser Quadrille à la François I. mitreitet, ist Herr Viard,“ erwiderte der

Regisseur; „und die Dame an seiner Seite im hellblauen Kostüm ist Madame Viard. Die Satzungen unseres Cirkus verbieten unseren Künstlern während der Dauer der Vorstellung Besuche anzunehmen, damit keine Störungen eintreten. Um aber Monsieur gefällig zu sein, wollen wir eine Ausnahme statuieren und Monsieur gestatten, in der Pause zwischen den beiden Abteilungen das Foyer zu betreten und Herrn Viard zu sprechen, um ihm vielleicht ein Stelldichein nach der Vorstellung zu geben."

„Sehr verbunden, mein Herr! ich danke Ihnen von Herzen!"

„Darf ich vielleicht Herrn Viard einstweilen davon in Kenntnis setzen, Monsieur?" fragte der Regisseur.

„Ich stelle das in Ihr freundliches Ermessen, Herr Regisseur! Da ich aber Herrn Viard nun kenne und Ihre Erlaubnis habe, ihn im Foyer nachher aufzusuchen, so genügt mir auch dies schon," erwiderte Voigts so artig und unbefangen wie möglich. „Herr Viard braucht sich meinetwegen nicht zu derangieren."

Der Regisseur beschrieb ihm den Weg zum Foyer und empfahl sich, und Voigts saß nun in erwartungsvoller Spannung; er äußerte gegen den Geistlichen, man dürfe den Kunstreiter nicht vor der Zeit argwöhnisch machen, und er bedaure sogar, nur soweit gegangen zu sein, weil schon diese Nachfrage Staub aufgeworfen zu haben scheine, und Pater Denis nickte zustimmend. Ihm war dieses ganze Schauspiel entschieden neu und anziehend, und die südliche Lebhaftigkeit des Temperaments kämpfte in ihm mit dem Ernst seines Standes und seines Charakters, und wie sehr er sich auch bemühte, sein Interesse für diese profane Szene nicht zu verraten, so konnte er doch kein Auge von den schön geputzten Reitern und Reiterinnen

und den schönen Pferden abwenden, welche mit der Genauigkeit geübter Tänzer die verschlungenen Evolutionen dieser Quadrille ausführten.

Voigts müßte nicht ein ehemaliger Offizier und Reiter gewesen sein, wenn ihn diese Leistungen der Truppe nicht einigermaßen gefesselt hätten; allein er faßte mit besonderer Aufmerksamkeit das Viard'sche Ehepaar in's Auge, um an ihnen physiognomische Studien zu machen und den möglichen Erfolg seiner Anfragen zu ermitteln. Die offenen, ehrlichen, kühnen Züge des Reiters, das hübsche, gutmütige Gesicht der Frau flößten ihm Vertrauen und Zuversicht ein und er wäre ihnen am liebsten sogleich nach Beendigung der Quadrille entgegengetreten, als die acht Personen unter dem stürmischen Applaus der Zuschauer die Arena verließen, aber er durfte nichts durch Hast verderben.

Das Programm verlief ordnungsgemäß, und zwischen den einzelnen Piècen gaben die Clowns ihre Späße und Kunststücke zum Besten. Voigts' scharfes Auge durchflog den ganzen Cirkus, um zu sehen, ob er nicht Cecca's Gesicht entdecken könne, aber sie war nirgends zu erblicken, und es fiel ihm die Besorgnis, daß sie sich von den Viards getrennt haben könnte, schwer auf's Herz. Endlich verkündigte einer der Stallmeister mit lauter Stimme: „Miß Nelly“, und die rothosigen Offiziere, welche die erste Reihe des Amphitheaters füllten, und der größere Teil der Zuschauer brachen im Voraus in einen stürmischen Applaus aus, als eine mittelgroße, schlanke, jugendlich geschmeidige Gestalt hereintrat bis in die Mitte der Arena und sich nach allen Seiten verneigte. Das dunkelrote Haar, das edelgeschnittene Gesicht der Reiterin ließen Voigts in dieser Miß Nelly augenblicklich Cecca wiedererkennen. Er hatte

sie gefunden, und einen Moment hätte er aufjubeln mögen, aber im nächsten ging ihm ein Stich durch's Herz — was er befürchtet und doch kaum wieder für möglich gehalten hatte, war also geschehen: sie war Kunstreiterin. Einige Minuten mußte er die Augen schließen, um die Thränen zu zerdrücken, welche sich in dieselben drängten; dann schaute er auf und sah Cecca auf einem prächtigen arabischen Schimmel im kurzen Galopp um die Arena reiten, dann auf den Sattel springen und ihre Pas beginnen. Sie zitterte anfangs und eine Glut der Scham schlug durch die Schminke der Wangen und ergoß sich beinahe bis über den Nacken. Sie kämpfte sichtlich mit dem Lampenfieber, mit Zaghaftigkeit und Mangel an Übung; aber sie bezwang sich mit Aufgebot aller Willenskraft — und sie hatte ja Energie — und allmählich wurden ihre Haltung und ihre Pas sicherer, und sie entfaltete eine gewinnende natürliche Grazie, welche erst die vollendete Schönheit ihrer Gestalt zur ganzen Geltung brachte. Ein natürliches Lächeln begann um ihre Lippen zu spielen, als sie applaudiert wurde; sie geriet in ein Feuer, wurde kühn, ließ den Halteriemen fallen, hielt sich frei auf dem Pferde, sprang über ihre Reitgerte, sprang vom Pferd und schwang sich wieder in dessen vollem Lauf hinauf, sprang durch einen Reif u. s. w., bis ihre Partie vorüber war, der Schimmel aufgehalten wurde und sie vom Pferde glitt, unter einem donnernden Applaus.

„Bitte, folgen Sie mir, mein Freund," flüsterte Voigts seinem Begleiter zu und zog ihn mit sich fort nach dem Foyer. Miß Nelly war noch einmal gerufen worden, von neuem erscholl donnernder Applaus, der mehr ihrer Schönheit und Grazie als ihren Reiterkünsten galt; von neuem flogen Bouquets und Kränze, von denen sie die

nächsten aufraffte, worauf sie glühend und beinahe bestürzt die Arena verließ.

Im „Foyer", wie man prunkend den etwa zehn Geviert-Meter breiten freien Raum zwischen dem Amphitheater einerseits und den Garderoben und Stallungen andererseits nannte, rannte die Reiterin, welcher nun auch ihre Kollegen hier applaudierten, gegen einen älteren Herrn, welcher ihr den Weg vertrat und sie bei ihrem Namen nannte. Sie blickte auf, erkannte Herrn Voigts, stieß einen Schrei aus, ließ ihre Kränze und Bouquets fallen, schlug die Hände vor's Gesicht und sank vor ihm in die Kniee, in ein lautes Weinen ausbrechend. Auch Voigts war tief ergriffen; er hob Cecca vom Boden auf, schloß sie in seine Arme, drückte einen Kuß auf ihre Stirne und flüsterte ihr liebreich tröstende Worte zu. Das alles war so überraschend schnell gekommen, daß die Künstler und die Künstlerinnen der Truppe und eine Anzahl junger Offiziere, die aus dem Amphitheater hereinkamen, sich wie zu Miß Nelly's Schutze herandrängten, als ob sie eine Szene machen wollten. Der Regisseur und Viard drängten sich erstaunt heran und fragten drohend: was dies zu bedeuten habe?

„Sein Sie ruhig, meine Herren," erklärte ihnen Voigts ernst und gefaßt; „ich komme in guter Absicht, und reklamiere diese junge Person als meine Mündel, welche sich meinem Schutze entzogen hat. Ich werde mich mit dem Direktor in Güte auseinandersetzen, und Sie werden mich nicht zwingen wollen, die Hülfe der Behörden gegen Sie in Anspruch zu nehmen. Ich bitte Sie, mich und diesen Herrn mit Mademoiselle allein zu lassen." Seine würdevolle Ruhe und der milde Ernst seines Begleiters ließen es den Umstehenden rätlich erscheinen, Herrn Voigts gewähren zu lassen. Cecca war vor Bestürzung einer

Ohnmacht nahe und wagte nicht aufzublicken; sie glaubte vor Scham in den Boden sinken zu müssen. Voigts ließ sie nicht los, führte sie etwas abseits und ging mit ihr auf und ab, um sie zu beruhigen. „Weine nicht, mein Kind," sagte er. „Du siehst mich ja nur in der besten Absicht hier, um Dir eine höchst erfreuliche Wendung Deines Geschickes zu verkündigen. Du darfst und kannst nicht mehr unter diesen Verhältnissen leben, welche Deiner unwürdig sind. Du hast eine Familie gefunden, welche Dich mit offenen Armen erwartet. Das Geheimnis Deiner Geburt, Deiner Abkunft ist enthüllt; um Deiner Eltern, um Deines Gatten willen mußt Du diesem Beruf, dieser Umgebung entsagen."

Cecca schrak zusammen und schmiegte sich hülfeheischend an Voigts, am ganzen Leibe zitternd: „Haben Sie Erbarmen, Herr Voigts! O, nur nicht zu Theobald, nicht zu jenem Grafen Wernau!" sagte sie voll Seelenangst; „lassen Sie mich lieber unter diesen ehrlichen Leuten."

„Es handelt sich weder um den Einen noch um den Andern, mein liebes Kind," versetzte er. „Es handelt sich um die Verwandten Deiner seligen Mutter, eine angesehene Familie in Rom, welche Dir alles das zu ersetzen suchen wird, was Du seither entbehren mußtest! Sieh, dieser würdige Geistliche hier, welcher Dich einst an dem Sterbelager Deiner Mutter getauft hat, ist ausgesandt, um Dich Deinen Verwandten mütterlicherseits zuzuführen, und sucht Dich schon seit mehreren Monaten. Er und ich haben Dich aufgesucht, um Dir Dein Glück zu verkündigen. Ich könnte als Dein Vormund, als der treue Freund Deines braven Pflegevaters, als der Lehrer und Freund Deiner Jugend, Dich zwingen, mir zu folgen; aber ich verzichte darauf. Ich verlange nichts anderes, als daß Du anhörst,

was wir Dir mitzuteilen haben. Du sollst dann selbst entscheiden, und ich kenne Dein Herz zu gut, um an Deiner Wahl zu zweifeln. Diese wenigen Monate werden Dich nicht so sehr verändert haben, daß ich an Dir, Du an mir zweifeln müßtest."

„O mein väterlicher Freund!" stammelte Cecca unter heißen Thränen; „Gott und seine Heiligen wissen, daß ich Ihrer nicht unwert bin, daß ich unglücklich, namenlos unglücklich und verzweifelt war . . ."

„Ich hoffe und glaube es, mein Kind, und Du sollst mir alles ausführlich erzählen," sagte Voigts. „Und nun komm, lege die Schminke und diesen thörichten Flitterstaat ab und folge uns beiden an einen Ort, wo wir uns ruhiger austauschen können als hier. Hast Du denn das Vertrauen zu mir verloren?"

„Mit nichten, ich folge Ihnen, mein teurer Freund! ich bin im Nu wieder bei Ihnen!" und sie eilte die kleine Treppe hinauf, welche zu ihrer Garderobe führte.

Als Voigts sich nach seinem Begleiter umwandte, trat ihm der Direktor in sehr aufgeregtem Zustande entgegen. „Bitte, was geht hier vor? Sie wollen mir ein Mitglied meiner Truppe entfremden?" hub er drohend an, aber Voigts ließ ihn nicht weiter reden.

„Bitte, ereifern wir uns nicht, mein Herr," entgegnete er ihm sanft aber mit einer eisernen Ruhe. „Sie werden bereits erfahren haben, daß ich der Vormund von Cecca Meyer bin, welche noch minorenn ist, und daß ich Rechte geltend mache, welche jede Behörde anerkennt. Ich wünsche vorerst Cecca nur eine Mitteilung zu machen, von welcher ihre ganze Zukunft abhängt. Sie mag dann ihre Wahl treffen und zwingt diese sie, einen Vertrag mit Ihnen auf- zulösen, so bin ich geneigt und imstande, Ihnen eine billige

Entschädigung zu gewähren. Ich bitte Sie höflich, mich nach Ihrer Vorstellung im Hotel de l'Europe aufzusuchen, wo Sie das Weitere erfahren sollen." Damit reichte er ihm seine Karte.

Voigts' Persönlichkeit und Gebaren imponierten dem Direktor, aber versuchte gleichwohl noch den Trotzigen und Gefährdeten zu spielen, und murmelte etwas von Entführung u. dergl.; allein Voigts sagte kühl, er wünsche die Polizei und die Behörden aus dem Spiele zu lassen, und hoffe, der Direktor werde ihn nicht nötigen, den Schutz derselben anzurufen; sein Begleiter sei im Besitze eines Schreibens des Ministerium des Innern in Paris an alle weltlichen und geistlichen Behörden, aus welcher der Direktor ersehen werde, daß er es nicht mit Abenteurern und Hochstaplern zu thun habe. Dann bat er einen der Knechte des Cirkus, ihm eine Droschke oder einen Fiaker zu verschaffen, und wandte sich an Pater Denis, der ebenfalls unendlich froh war, daß Cecca wieder gefunden war, wenn auch unter Verhältnissen, welche er nicht willkommen hieß.

Es dauerte nicht lange, so kam Cecca wieder in einem reinlichen aber bescheidenen Anzug, leise weinend, demütig und befangen, geleitet von Fanny Viard, welche nicht wußte, ob sie sich über den Vorfall freuen oder darüber trauern solle, denn Cecca hatte ihr nur verworrene Kunde über denselben geben können. Voigts trat ihr sogleich entgegen und lud sie und ihren Gatten ebenfalls ein, ihn nach der Vorstellung in seinem Hotel aufzusuchen und das Weitere über Cecca's Wahl zu erfahren.

„Ich habe bereits gehört, wie liebevoll, hülfreich und menschenfreundlich Sie an meiner armen Mündel gehandelt haben," sagte er. „Sie haben mich zu unaussprechlichem

Danke verpflichtet, und ich möchte Sie und Ihren Gatten näher kennen lernen und Ihnen von Herzen danken.“

Cecca war in einer unbeschreiblichen Stimmung; sie begriff ihre Lage noch nicht ganz, sondern fühlte nur, daß sie auf einem neuen Wendepunkte ihres Schicksals, auf der Schwelle einer neuen Zukunft stehe, welche zu ihrer Gegenwart jedenfalls einen schneidenden Kontrast bilden werde, welche sie einerseits als eine Erlösung aus einer Lage begrüßte, die ihr nur durch die Umstände aufgedrungen worden war und die, wie sie sich sagen mußte, doch ihrer nach ihrer Erziehung und Bildung nicht würdig war. „Was werde ich hören?“ fragte sie sich, und doch stieg mit dem nächsten Gedanken wieder die Befürchtung in ihr auf: Habe ich mich durch meine früheren Schritte nicht dieses Glückes unwürdig gemacht, nicht meine Zukunft verscherzt? wird mich diese Familie auch wirklich willkommen heißen, wenn sie erfährt, daß ich mich so unmittelbar nach dem Tode meines treuen, gütigen Pflegevaters entschließen konnte, einen leichtsinnigen jungen Offizier zu heiraten und in einer Weise, welche nicht einmal vor dem Gesetze gültig sein soll, daß ich diesem Gatten schon nach einigen Wochen entlaufen und eine Kunstreiterin geworden bin? — Und dieser Zweifel war der bittere Tropfen, welcher in ihren Freudenbecher fiel und Cecca noch nicht recht an ein ihr bevorstehendes Glück glauben ließ.

Beinahe ängstlich, stille weinend, zerknirscht und tief gedemütigt kam Cecca mit ihren Begleitern im Hôtel de l’Europe an und setzte sich zu den beiden älteren Herren in eine Ecke des eleganten Speisesaals, mit beklommenem Herzen der Dinge harrend, die da kommen sollten.

„Erzähle Du mir zunächst, mein Kind, alles was Du seither erlebt hast, seit mich die Krankheit meiner

Schwester damals von Kroich so plötzlich hinwegrief!" hub dann Herr Voigts an. „Ich erriet manches, aber ich möchte nun alles wissen, um Dir nach bestem Wissen und Gewissen helfen zu können. Erzähle uns alle Deine Schicksale und womöglich auf Französisch, damit dieser würdige Geistliche, welcher Dir so wohl will und der schon einen Teil Deiner Geschichte kennt und der sich so uneigennützig und eifrig bemüht hat, Deine Spur aufzufinden, es auch verstehe. Sprich offen, mein armes Kind, und erleichtere Dein gepreßtes Gemüt, denn Du darfst ja unserer Teilnahme und unseres Verständnisses sicher sein, und wir kennen aus den Papieren Meyers und der Deinigen schon einen Teil Deiner Geschichte."

Dies klang tröstlich und ermutigend für Cecca, welche sich ja längst nach einer vertrauten Seele, der sie sich mitteilen konnte, nach einem freundlichen besonnenen Ratgeber gesehnt hatte. Sie ahnte, daß Voigts sie milder beurteilen werde als irgend ein Fremder, und so erzählte sie denn offen, ehrlich, ohne sich selbst zu schonen, in gedrungener Kürze alle ihre seitherigen Erlebnisse, den übermächtigen Eindruck, welchen die Annäherungsversuche Theobald's auf sie gemacht, die bewundernde Verehrung, mit welcher sie zu dem gewandten schönen Kavalier emporgestaunt, das entnervende Gefühl der Unsicherheit, Heimatlosigkeit und des hülflosen Alleinstehens, welches sie nach dem jähen Tode ihres Pflegevaters erfaßt, das dankbare Vertrauen, welches sie den großmütigen Anerbietungen Theobald's geschenkt hatte; sodann den kurzen Glücksrausch nach ihrer Verheiratung, das unbeschreibliche Elend, in welches sie die Entdeckung von Theobald's treulosem Verrat gestürzt und welches jene Szene mit dem Grafen Wernau noch gesteigert hatte; die kopflose Verzweiflung, welche nach Neuhaus' Rückkehr sie

erfaßt und wie in einem Anfall von Wahnwitz zwecklos in die Welt hinaus und in den Tod getrieben hatte; ferner ihre Rettung, die menschenfreundliche Hülfe, welche das Viard'sche Ehepaar ihr so uneigennützig angeboten und bis zu dieser Stunde gewährt, und den Entschluß, welchen sie unter dem Drange äußerer Umstände und Einflüsse und in Ermangelung jeder anderen Hülfe und Aussicht gefaßt hatte, selbst Kunstreiterin zu werden, um den Viards nicht länger zur Last zu fallen und ihre Schuld der Dankbarkeit abtragen zu können. Sie überzeugte ihre beiden teilnehmenden und mitfühlenden Zuhörer, daß sie wie durch ein Verhängnis in diese Verhältnisse hineingezogen worden sei, und Voigts und Pater Denis beruhigten sie hinsichtlich der Folgen vollkommen.

Der wackere Priester erzählte ihr nun die Geschichte ihrer Geburt, die ihrer Taufe vorangegangene Trauung ihrer Eltern, das Versprechen, welches er der Sterbenden gegeben und das er, infolge einer unseligen Verkettung von Umständen, erst so spät hatte lösen können, wofür er sie in rührender Weise um Verzeihung bat und sich selbst als den unwillkürlichen Urheber ihrer sämtlichen Leiden und Entbehrungen anklagte; er erzählte ihr dann von Monsignore, ihrem Oheim, von der Begierde, mit welcher sie von der Familie ihrer Mutter in Rom erwartet werde, und von der liebreichen Aufnahme, welche ihrer dort harre, von dem mächtigen Schutze, welchen Monsignore ihr zu gewähren imstande sein werde u. s. w., und sprach die Überzeugung aus, daß sie unter solchen Umständen sich keinen Augenblick bedenken werde, Herrn Voigts und ihn nach Rom zu begleiten, denn er würde wünschen, daß Voigts mitgehe, um die Identität ihrer Person zu bestätigen.

Nun verdrängten Thränen der Freude, der innigen Dankbarkeit gegen Gottes wunderbare Fügung und gegen die freundlichen Bemühungen der beiden Männer an ihrer Seite Cecca's Befangenheit, und sie hätte beseligt aufjubeln mögen, wenn sie sich der Furcht zu entschlagen vermocht hätte, daß sich diese stolze Familie römischer Patrizier vielleicht doch ihrer schämen würde, wenn sie erführe, daß sie, wenn auch nur einige Male, als Kunstreiterin öffentlich aufgetreten sei. Sie gab dieser Befürchtung Worte, und der Pater versprach ihr, daß das ein Geheimnis unter ihnen bleiben solle; aber auch dies konnte Cecca's Rechtsgefühl nicht billigen und annehmen; sie bat, man möge ihr gestatten, dies ihren Verwandten selbst mitteilen zu dürfen, denn im Grunde sei dies ja vielleicht weniger verdammenswert und eher zu entschuldigen, als ihre ungültige Heirat. Sie ward jedoch von ihren beiden Beschützern dahin belehrt, daß ihre Ehe mit Theobald v. Neuhaus nach den Satzungen der Kirche und auch vor dem bürgerlichen Gesetz vollkommen ebenso gültig sei, als ihr Anspruch auf die Rechte und den Namen einer Gräfin Wernau, und daß der Rittmeister v. Neuhaus jeden Augenblick ihre Rückkehr zu ihm verlangen könne, sobald er ihren Aufenthalt erfahre, — eine Eventualität, welcher sie anscheinend den Stand einer Kunstreiterin vorgezogen haben würde, so sehr entrüstete und schmerzte sie noch der schändliche Verrat, welchen Theobald an ihr geübt hatte.

Voigts' Ansicht, daß es ihre Pflicht sei, den liebreichen Schutz der Familie Salicastri anzunehmen, entschied schließlich Cecca's Wahl, und sie gelobte Denis in die Hand, ihm mit Herrn Voigts nach Rom zu folgen. Dort sollte Monsignore sich ihrer annehmen und über die Schritte gegenüber von Graf Wernau und dem Rittmeister ent-

scheiden. Als man soweit war, sandte Denis ein Telegramm nach Rom ab, und nun kamen die Viards und der Direktor der Kunstreitertruppe. Während Cecca und Denis die Viards mit der Wendung von Cecca's Schicksal bekannt machten, ordnete Voigts die Abfindung der Ansprüche des Direktors. Da derselbe mit Cecca noch keinen Vertrag abgeschlossen und sie nur als eine Debutantin behandelt hatte, so wies Voigts seine Entschädigungs-Forderung, die der Cirkusbesitzer auf zehntausend Francs beziffert hatte, einfach zurück und bot ihm fünfhundert Francs, womit jener sich nach einigem Feilschen begnügte, da er einsehen mochte, daß er auf anderem Wege nicht mehr herausschlagen könne. Antoine und Fanny Viard gönnten Cecca von Herzen diesen Umschlag ihrer Glücksumstände, obwohl sie sie sehr ungern verloren, denn sie hatten sie liebgewonnen. Sie wollten auch von gar keiner Vergütung hören und bestanden darauf, daß Cecca's Verdienst um die Kinder längst dasjenige aufgewogen habe, was sie an ihr zu thun in der Lage gewesen seien. Der ehrliche Antoine Viard, so stolz auf seinen Kunstberuf und so wenig erwerbssüchtig, wollte durchaus kein Geldgeschenk annehmen und nur mit Mühe konnte Pater Denis ihm einstweilen ein Billet von tausend Francs aufnötigen „pour le tire-lire des enfants,“ für die Sparbüchse der Kinder, und Cecca versicherte unter Thränen, daß sie lebenslang die Schuldnerin der Viards bleiben werde.

Voigts bestand darauf, daß Cecca ein Zimmer im Hôtel de l'Europe annehme und sich sogleich von den seitherigen Gefährten trenne. Sie möge sich am andern Tage von den Kindern der Viards und denjenigen ihrer Kollegen verabschieden, welchen sie sich verpflichtet erachte; und als dies in dieser Weise geschehen war, traten Cecca und ihre

beiden Begleiter alsbald die Reise nach Rom an. Hinter ihnen zirkulierten in Metz die abenteuerlichsten Gerüchte über den unerwarteteten Glückswechsel, welcher die bildhübsche, rothaarige junge Reiterin betroffen habe, welche mehrere Abende hindurch die Zuschauer im Cirkus so sehr entzückt habe. Da aber weder die Viards noch der Direktor die Namen von Cecca's Eltern kannten, sondern nur Rom als Reiseziel genannt worden war, und da auch Cecca's Heirat ihnen verschwiegen geblieben war, so war es nicht zu verwundern, daß ein erfindungsreicher müßiger Kopf sogar allen Ernstes behaupten konnte, die rothaarige Reiterin sei nichts Geringeres als eine Tochter des allmächtigen Staatssekretärs Antonelli.

XVI.

Der Rittmeister v. Neuhaus hatte seit seinem Antwortschreiben an Voigts keine weitere Zuschrift mehr von diesem erhalten, was ihn mehr beunruhigte, als wenn dieser ihn mit den bittersten Vorwürfen überhäuft hätte. Schwieg Voigts nur, weil er den Rittmeister verachtete, oder sann Voigts auf irgend eine andere Rache? Voigts hatte angedeutet, daß er in den hinterlassenen Habseligkeiten Cecca's Papiere gefunden habe, welche ihm alles zu erklären schienen; — welcher Art diese Papiere waren, konnte Theobald v. Neuhaus sich nicht vergegenwärtigen, und er zerbrach sich vergebens den Kopf darüber, was dieselben wohl enthalten möchten: ohne Zweifel war darunter der Trauschein, welchen er Cecca eingehändigt hatte, — vielleicht auch jenes Briefchen von Natascha, das ihn zu der Reise nach Paris eingeladen hatte. Wollte Voigts in seinem gerechten Groll von diesen Papieren Gebrauch machen, um darauf eine Anklage gegen den Rittmeister beim Brigade-Kommando einzureichen, so war Neuhaus verloren, das fühlte er selbst, denn er konnte nichts leugnen, und schon der Schein mußte ihn verdammen, und ihm blieb dann nichts übrig, als entweder seinen Abschied zu nehmen oder sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen,

denn mit einem Flecken an seiner Ehre wie mit einem beschwerten Gewissen konnte und wollte er nicht leben. Es war nur allzu wahr, was er an Voigts geschrieben hatte: das Leben war ihm schon jetzt eine Last, und längst schon würde er durch eine rasche That diese Bürde von sich geworfen haben, wenn ihn nicht noch ein Schimmer von Hoffnung aufrecht erhalten hätte, daß Cecca doch noch am Leben sein könnte. Er fühlte erst jetzt, daß er Cecca wirklich geliebt hatte und noch liebte. Wir lernen ja dasjenige immer am meisten werten, was wir verloren haben. Täglich, stündlich stand ihr Bild vor seiner Seele, ihre liebliche Erscheinung, ihre harmlose Unschuld, ihr klarer Blick, ihr zutrauliches Wesen, ihre innige, vertrauende Liebe, ihre glückliche und beglückende Hingebung. Und dies alles sollte er unwiederbringlich einem Wahne, den buhlerischen Künsten einer herzlosen Kokette geopfert haben? Unmöglich! Er fühlte sich tief unglücklich und hätte sein Leben darum hingegeben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, Cecca nur noch einmal lebend wiederzusehen und ihr seine Schuld und die Schmerzen abzubitten, welche er ihr bereitet hatte. Er sehnte sich Tag und Nacht nach der Möglichkeit, sein Vergehen abzubüßen, und suchte einstweilen in der strengsten Erfüllung seiner Dienstpflichten ein kurzes Vergessen seiner selbst — seine Escadron war die ausgezeichnetste in der ganzen Brigade, wie selbst diejenigen anerkennen mußten, welche das scheue, finstere Wesen des strengen Rittmeisters abstieß.

Endlich nach Wochen erhielt er, was selten der Fall war, wieder einige Briefe. Der eine davon war eine gedruckte Verlobungsanzeige des Geheimerats Grafen Alfred Wernau mit Natalie Hippolyta Gräfin Lenski. Mit einem bitteren, herben Lächeln zerriß er das Papier und trat es

mit Füßen, eine stille Verwünschung auf den Lippen. Der andere Brief war von seiner Schwester Bella und meldete ihm, daß mit Eintritt des Frühjahres die Gesundheitsumstände des Bruders sich verschlimmert hatten und zu ernsten Befürchtungen Anlaß gaben, und daß der ältere Bruder es ihm danken werde, wenn er Urlaub nehmen und nach Kroich kommen könnte, um mancherlei zu verabreden. Das Herrenhaus sei nun von den Beschädigungen durch die Feuersbrunst wieder ganz hergestellt, und sie und der Bruder seien daran, es möglichst wohnlich und comfortabel einzurichten, und sie habe ihm das Turmzimmer recht hübsch und cozy eingerichtet — eine Andeutung, bei welcher ihn ein leiser Schauder durchrieselte. In der Nachschrift aber teilte ihm Bella beiher mit, daß vor kurzem ein französischer Geistlicher in Kroich erschienen sei, um Nachforschungen nach der verschwundenen Gärtnerstochter anzustellen, für welche sich der Herr sehr zu interessieren scheine. „Wir teilten ihm natürlich gern das Wenige mit, was wir wußten," schrieb Bella, „um so mehr, als er uns versicherte, daß er nur in der besten Absicht nach der Verschollenen forsche und sie womöglich ihrer Familie wiedergeben wolle, welcher sie auf eine rätselhafte Weise entfremdet worden sei. Wir verwiesen ihn wegen etwaiger genauerer Nachweise an Deinen Bekannten und Lebensretter, Herr Voigts, welchen wir uns zu befreunden versucht haben. Aber der Geistliche kam trotz seines Versprechens nicht wieder, und soll am anderen Morgen in Begleitung des Herrn Voigts weiter gereist sein. Wir haben daher nicht einmal seine Adresse erhalten können. Solltest Du vielleicht durch Herrn Voigts etwas näheres erfahren, so würde es mich sehr interessieren, etwas davon zu hören . . . Graf Wernau soll sich in Brüssel

mit Gräfin Lenski verheiratet und seine jüngere Tochter in einem Kloster der Dames du Sacré Coeur untergebracht haben. Wir gönnen der liebenswürdigen Gräfin diese gute Partie."

„Glück auf den Weg, Herr Graf!" murmelte der Rittmeister sardonisch. Allein die erstere Mitteilung, daß man Cecca aufsuche, um sie ihrer Familie wiederzugeben, steigerte Theobald's Unruhe. Cecca war also möglicherweise ein Kind aus guter Familie, und dann mußte er um so eher befürchten, über kurz oder lang über seine Beziehungen zu ihr konstituiert zu werden, zumal Voigts ihren Angehörigen seine Dienste zur Verfügung gestellt hatte. Sein Schmerz um die Verlorene steigerte sich noch, und mit tiefster Zerknirschung gedachte er, wie glücklich er nun an Cecca's Seite hätte sein können ohne jenen unverzeihlichen Fehltritt.

Natascha hatte jetzt ihr Ziel erreicht und den Grafen an sich gefesselt, allein er ward seiner schönen Frau nicht froh, denn seit der Unterredung mit Voigts war seine Ruhe noch mehr untergraben und seine Gewissenspein wegen Cecca's noch mehr vermehrt worden. Er hatte sein Kind verleugnet und verstoßen. War Cecca tot, so fand er niemals wieder Ruhe. Lebte sie noch, so konnte sie jeden Tag wieder auftauchen, um ihre Rechte geltend zu machen und ihm vielleicht einen Affront bereiten. Und wie wurde ihm dann die Larve der Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit vom Gesicht gezogen, die er sein Leben lang aufrecht zu erhalten so ängstlich bemüht war. Und hatte er nicht diesem Schein von Ehrenhaftigkeit diese seine Tochter geopfert, die er längst nur als eine Jugendsünde, als eine verzeihliche Jugendthorheit zu betrachten sich gewöhnt hatte? Wie stand er Natascha, wie seinen Kindern gegenüber da, welchen die Heirat des Vaters keine Freude machte?

Wenn Alma und ihr junger Gatte Rubion auch nicht laut und ausdrücklich gegen die neue Stiefmutter protestierten, so machten sie doch keineswegs eine gute Miene zu dieser Überraschung, und selbst Kurt erklärte dem Vater in einem sehr bitteren Briefe, daß er dieser Stiefmutter niemals Achtung und Gehorsam zollen könne, da sie seine Schwester Gertha aus dem Vaterhause vertrieben habe. Auch die alte Gräfin Rubion — uneingedenk des Dienstes, welchen Natascha ihr und ihrem Sohne geleistet hatte — machte kein Hehl daraus, daß sie die Partie nicht billigen könne, und zwang sich zu einer kühlen Höflichkeit, welche ihre Verwandten und ihr Kreis nur allzu beeifert nachahmten. Acht Tage nach der Trauung in Brüssel sah sich Graf Wernau isolierter als je, und mußte bemerken, daß man seine Heirat in den besseren Kreisen keineswegs billigte.

* * *

Zwischen Furcht und Hoffnung geteilt, in einer ganz seltsamen erwartungsvollen Stimmung, hatte Cecca inzwischen ihre Reise nach Rom fortgesetzt und ein weiteres herrliches Stück Erde kennen gelernt. Der Gedanke, daß ihre unbesonnene Heirat und Flucht von ihrem Gatten und ihr Verweilen unter den nomadischen Circusreitern ihre ganze Zukunft in Frage stellen könne, hatte Tag und Nacht sie wie ein Gespenst verfolgt und sie niemals so recht des Glückes froh werden lassen, nun plötzlich einen Namen, eine Stellung, eine Familie und einen starken Schutz gefunden zu haben. Je näher man der ewigen Stadt kam, desto höher stieg ihre Seelenangst, welche selbst dem tröstlichen Zuspruch ihrer beiden Begleiter nicht weichen wollte.

Mit dem späten Abendzuge angekommen, fuhr Cecca vom Bahnhof in die Stadt ein, die nun eher einen verdüsternden als einen anregenden Eindruck auf sie machte, und als sie endlich im Albergo d'Inghilterra angekommen und in ihren Zimmern einquartiert waren, als Pater Denis auf einen Augenblick wegging, um Monsignore ihre Ankunft durch einige Zeilen zu melden, warf Cecca sich weinend an den Hals ihres väterlichen Freundes und ließ ihren Thränen, ihren Befürchtungen freien Lauf.

„Was soll aus mir werden, mein teurer Vormund, wenn ich die Huld und Achtung meiner Familie verscherzt habe?“ rief sie in Tönen der tiefsten Seelenangst. „O, ich werde es nicht ertragen, wenn diese meine schönste Hoffnung mir unter den Händen zerrinnt!“

„Verzage nicht, Kind! verzweifle nicht vor der Zeit,“ erwiderte Voigts, dem vielleicht ähnliche Befürchtungen nicht ganz fremd waren. „Was aus Dir geworden, ist nicht Deine Schuld, sondern ein Verhängnis. Ich rechne auf die Bande des Blutes und ihre Macht, auf den Familiensinn, welchen diese Römer haben. Monsignore wird Dich nicht entgelten lassen, was Andere an Dir verschuldet haben. Ich werde für Dich sprechen und mich für Dich verbürgen, und sollte wider Erwarten mein Wort verhallen und man Dir hier die kalte Schulter zeigen, so bin ich noch da, Dein väterlicher Freund, Dein Vormund. Du sollst nicht auf ihre Gnade angewiesen sein, wenn sie Dir nicht ihre Liebe schenken können. Wir kehren dann nach Deutschland zurück, in irgend eine hübsche kleine Stadt und leben dann zusammen, bis mich der Tod von hinnen ruft, und Du wirst dann sehen, daß Du für alle Zeit vor Not und Mangel geschützt bist. Verzweifle

nicht, sondern nimm Dich zusammen, denn vom ersten Augenblick hängt ja alles ab."

Das war ein Trosteswort zur Zeit, wenn es auch nicht alle Befürchtungen bannte und Cecca die halbe Nacht weinend und betend in ihrem Bette lag. Am Morgen war sie jedoch gefaßter und erwartete in ihrem besten Gewande den Besuch des Oheims. Noch zu einer für Rom frühen Stunde fuhr ein Wagen vor dem Albergo auf der Via Bocca di Leone an, und einige Augenblicke später führte Pater Denis den Monsignore in Cecca's Zimmer ein. Die stattliche Gestalt, die vornehme würdevolle Haltung, der milde Ausdruck der Züge dieses Priesters flößten Cecca Ehrfurcht und Vertrauen ein, und ihr Herz pochte stärker. Aber nur einen Augenblick dauerte diese erwartungsvolle Spannung. Monsignore begrüßte Herrn Voigts mit wenigen herzlichen Worten und einem Händedruck. Dann reichte er Cecca die Hand, fixierte sie einige Sekunden und umarmte sie dann mit inniger Zärtlichkeit.

„Sei mir willkommen, geliebtes Kind meiner armen Schwester!" sagte er mit seiner angenehmen vollen Stimme und in seiner wohlklingenden Muttersprache. „Was bedarf es weiter Zeugnis für Deine Identität! Du trägst die Züge meiner teuren Margherita, wie sie in Deinen Jahren war. Gesegnet sei Dein Eintritt, Dank der Allmacht und Vorsehung, welche Dich zu den Deinigen zurückgeführt hat."

„O Monsignore! abbiate pietà!" stammelte Cecca, vor ihm auf die Kniee niedersinkend und küßte ihm die Hand; „oh, la benedizione!" Mehr brachte sie nicht hervor. Und Monsignore segnete sie, zog sie empor und küßte sie auf die Stirn; dann betrachtete er sie lange und feuchten Blickes.

„Du bist also eine römische Christin und sprichst Italienisch, mein Kind? Eine Freude mehr für mich um

meiner armen Großmutter und meiner Schwester willen, welche vor Begierde brennen, Dich zu umarmen.“ Dann richtete er noch einige Fragen an Cecca, welche sie kurz und demütig beantwortete. Ihre Demut, ihre halbe Angst, ihre Befangenheit liehen ihrer anmutigen Erscheinung einen rührenden Reiz, welcher seines Eindrucks auf den Römer nicht verfehlte. Er bemerkte mit Genugthuung die Reinheit und den Adel ihrer Züge, die Intelligenz, welche aus ihren großen braunen Augen leuchtete, und ihr ganzes Wesen gewann sein Herz.

„Nimm Deinen Hut und Deine Mantille, Kind, damit ich Dich zu den Meinigen bringe, welche Dich mit Ungeduld erwarten,“ sagte er dann; „mein Wagen hält noch unten.“ Hierauf wandte er sich an Pater Denis und an Voigts, um ihnen einstweilen für alles zu danken, was sie Cecca Gutes erwiesen hatten, und lud sie ein, ihn zu den Seinigen zu begleiten, damit diese ihnen danken könnten.

Wie in einem Traum befangen, verließ Cecca am Arme des Oheims den Gasthof und stieg in den Wagen, worin ihre beiden Begleiter sich ihr gegenüber setzten; und nun ging die Fahrt durch die Via Frattina und den Corso hinauf bis zum Venezianischen Platz, wobei Monsignore ihr all die berühmten Kirchen und Paläste nannte und sie auf die Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt aufmerksam machte. Vom Platze aus bog der Wagen durch ein Gewirr kleinerer und engerer Straßen nach den beiden Brücken, welche nach Trastevere hinüberführen, und hielt nach einer langen Fahrt endlich in der Via di San Francesco in der Nähe der Kirche San Pasquale und der vierzig Märtyrer vor einem ernsten alten Steinhause.

„Hier sind wir am Ziele, mein Kind, und dies ist Deine künftige Heimat,“ sagte der Oheim; „Gott segne

Deinen Eintritt!" Eine alte Steintreppe hinan und über einen hohen, gewölbten Korridor führte Monsignore sie in einen großen ernsten Saal und hier stand nun Cecca vor zwei Damen, welche sie mit Freudenthränen empfingen.

Die eine war die Großmutter, eine Matrone hoch in den Achtzigen; ihre hohe Gestalt war von den Jahren gebeugt, ihre Haare schneeweiß, ihre Augen schwach geworden, und sie erhob sich nur mühsam aus ihrem Lehnstuhle, um ihre Urenkelin zu umarmen, welche der Enkel ihr zuführte. Die andere war eine kleine, schmächtige Gestalt, zart und schwächlich und wohl auch schon den Fünfzigen nahe, aber von milden, freundlichen Zügen und grauen Haaren, eine anspruchslose, stille, gewinnende Erscheinung, ganz anders, als Cecca sich die stolzen Römerinnen gedacht hatte.

„Das, mein Kind, ist die Urgroßmutter, und diese hier Deine Tante Teresina," sagte Monsignore; „sie werden Dir die Mutter zu ersetzen suchen, welche Du, armes verstoßenes Kind, niemals gekannt hast."

Cecca wußte nicht, wie ihr zu Mute war; eine neue Welt ging ihr auf und ihr Herz schlug hoch, als sie sich hier unter den Ihrigen sah. Die Tante und die Urgroßmutter, welch' letztere geistig noch ganz klar war, richteten Fragen aller Art an sie und schienen doppelt erfreut, als sie dieselben in ihrem dürftigen Italienisch zu beantworten suchte, und ergingen sich bald in den zärtlichsten Liebkosungen, deren italienische Lebhaftigkeit Cecca bald ihre geheimen Befürchtungen vergessen ließ. Zwischen hinein stellte Monsignore auch die beiden Herren den Seinigen vor, welche sich in den wärmsten Danksagungen ergingen und sich freuten, daß Monsignore in die beiden Herren drang,

sich hier im Hause einzuquartieren, beliebig lange zu bleiben und das Haus wie ihr eigenes zu betrachten.

„Urgroßmutter und Schwester Teresina bewohnen es allein mit einigen Dienern und Dienerinnen, und werden den Herren danken, wenn sie hier fürlieb nehmen und das stille, öde Haus beleben wollen,“ sagte Monsignore. „Wir haben noch ein anderes älteres Haus in der Nähe der Via della Lungaretta, wo Urgroßmutter und Teresina gewöhnlich wohnen, allein sie sind auf meinen Wunsch hierher übersiedelt, weil wir hier einen großen Garten haben und unser wiedergefundenes Kind hier einen freundlicheren Eindruck von der neuen Heimat hinnehmen wird, als in einem alten Steinhause der engen, volksdichten Gassen von Trastevere. Ich selbst wohne im Vatican und kann meinen Lieben nur die seltenen Stunden meiner Muße widmen. Und darum bitte ich Sie, Herr Voigts, vorerst beliebig lang unser Gast zu sein, und unserem Kinde die Angewöhnung in dem fremden Lande zu erleichtern.“

Voigts nahm diese Einladung an, denn er glaubte sich Cecca dadurch nützlich zu machen, daß er in ihrer Nähe weile, bis sie sich heimisch fühlen gelernt habe; denn welchem Manne von Bildung wäre nicht der Aufenthalt in, Rom ein unschätzbarer Genuß! Monsignore ließ es sich nicht nehmen, sowohl Cecca, als den beiden Gästen ihre Zimmer anzuweisen und die letzteren ganz besonders der aufmerksamsten Pflege des ältesten Dieners zu empfehlen. Dann mußte er sie verlassen, weil ihn Geschäfte in den Vatican zurückriefen.

Tante Teresa wollte ihre Nichte nicht wieder von sich lassen. Ihre Dienerin sollte die Herren nach dem Albergo d'Inghilterra zurückbegleiten, wo dieselben ihre Gepäcke abholen wollten, und sollte Cecca's Effekten mitbringen

welche ja so klein und bescheiden waren, daß Cecca sich darob beinahe schämte. Als aber die Dienerin nach einigen Stunden mit dem kleinen Reisesack zurückkehrte und Tante Teresa ihre Nichte auf ihr Zimmer begleitete und Cecca's Erröten bemerkte, umarmte Teresa sie und sagte: „Ich bin sehr zufrieden, daß Du nicht viel mitbringst, was Dich an die Fremde und die Vergangenheit erinnern könnte, denn für Dich soll hier ein neues Leben beginnen; Du mußt mir die Freude überlassen, für Deine Bedürfnisse zu sorgen, damit Du als eine echte Salicastri auftreten kannst. Seit ich erfuhr, daß wir Dich wieder besitzen, hab' ich mir angelegen sein lassen, Dir ein behagliches Nestchen zu bauen. Dieses Zimmer ist Dein Schlafzimmer und diese Schränke werden sich für Dich füllen. Jenes Zimmer dort ist Dein Wohnzimmer und hier sollst Du musizieren, singen, malen, lesen, Deiner Bildung leben. Dies Pianino ist Dein, diese Harfe ist die Deiner Mutter, wie diese Räume diejenigen sind, in denen sie einst als junges Mädchen so glücklich war, bevor . . ." Sie vermochte nicht zu vollenden, sondern schloß Cecca nur um so fester in ihre Arme, als ob sie befürchte, das arme Kind könnte ebenfalls ihr entrissen werden. Und Cecca erwiderte stumm diese Umarmung, aber mit dem stillen Gelübde sich dieser Liebe wert zu zeigen.

Noch am selben Tage kamen Putzmacherinnen und Schneiderinnen, um Cecca Stoffe zur Auswahl vorzulegen und Maß zu nehmen. Allein sie bat nur um einige Trauerkleider, um den treuen Pflegevater zu betrauern, dem sie so unendlich viel verdankte. Selbst das junge Mädchen, welches man ihr zur Zofe gegeben hatte, wollte sie ablehnen. Allein da es Monsignore's Wunsch war, daß sie eine

Dienerin um sich habe, um sich rascher die italienische Sprache ganz anzueignen, ergab sie sich darein.

Die ersten Tage vergingen Cecca wie im Traum. Sie lernte in Tante Teresa die reine „gute Seele“ kennen, welche in allem Ernste bemüht war, an ihr Mutterstelle zu vertreten. Teresa war vielleicht bigott und nach modernen Begriffen nicht oder nur wenig gebildet, aber sie hatte das beste Herz und übertrug alle die Liebe und Zärtlichkeit, welche sie einst für ihre jüngste Schwester Margherita gehegt hatte, trotz all der Schmerzen, welche ihr diese bereitet hatte, oder vielleicht eben wegen derselben, auf Cecca, welche sie beinahe unwillkürlich immer nur Rita nannte. Sie wollte sie fast immer um sich haben und sich von ihrem Leben und Aufenthalte in Kroich erzählen lassen, und erwiderte die vertraulichen Mitteilungen ihrer Nichte, welche leider einen Teil ihrer Geschichte mit Schweigen überging, um Urgroßmutter und Tante nicht vorzeitig zu betrüben, bevor sie sich dem Oheim anvertraut hatte, dadurch, daß sie ihr von ihrer verstorbenen Schwester Rita erzählte. Die beiden Matronen wurden nicht müde, wenn sie auf dieses Kapitel zu sprechen kamen und die Anmut, Schönheit und Munterkeit Rita's rühmen konnten, welche das Licht des Hauses gewesen sei. Cecca hörte dann andächtig und tiefgerührt zu und bat nur im Stillen den Himmel, es möge ihr vergönnt sein, diesen treuen Seelen den verlorenen Liebling zu ersetzen.

Onkel Monsignore kam jeden Tag, denn er, der Unbeweibte, schien ein Bedürfnis zu haben, seine Zärtlichkeit auf die Nichte zu übertragen und ihr Vater zu sein, und Cecca schloß sich täglich mehr und mit aufrichtigerem Dank an ihn an.

XVII.

Der stille Frieden des Hauses stand in mächtigem Kontrast zu dem aufregenden lärmenden Leben im Zirkus mit seiner ewigen Beweglichkeit und Rührigkeit, mit seinem Flitterstaat, Lichterglanz, seiner rauschenden Musik, seinen Ämulationen, Triumphen und kleinen Intriguen, und übte auf Cecca einen ganz eigenartigen Zauber. Es war ihr, als sei sie aus dem Gewühl des Marktes und des Weltlebens plötzlich in die weihevolle Stille einer Klosterzelle zurückversetzt. Der heimelige Frieden ihrer früheren Jahre in Kroich schien sie wieder zu umgeben und ihr die jüngsten Stürme vergessen zu machen; die bitteren Gefühle und Enttäuschungen fielen von ihr ab wie Schuppen, und es war ihr so wohl wie einem Kinde, das sich verirrt und dann glücklich zur Mutter zurückgefunden hat und traulich sich an deren Kniee schmiegt. Dieser Zustand erschien ihr so schön, daß sie fast nicht an seine Dauer glauben konnte, wenigstens so lange sie noch vor diesen Menschen, welche ihr mit solch liebevollem Vertrauen entgegen gekommen waren, ein Geheimnis hatte.

Und beinahe klösterlich still war das Leben in diesem Hause der Via San Francesco. Tante Teresa und die

Ahne hatten wenig Umgang: ein alter Abbate, der Beichtvater der beiden Damen, einige ältere Freundinnen, einige entfernte Verwandte, welche offenbar hier Unterstützungen erhielten, waren außer Monsignore die einzigen Besucher des Hauses, welches die Ahne niemals, Tante Teresa nur verließ, um in die Messe zu gehen oder einige Klosterfrauen in einem benachbarten Kloster zu besuchen, wobei Cecca sie gewöhnlich begleitete. Die Lebensweise und Hausordnung waren höchst einfach, und vielleicht nur den beiden männlichen Gästen zu Liebe war der Tisch nun besser bestellt und es erschien Wein auf demselben. „Wir sind nicht reich, aber wir brauchen nicht zu darben, um auch wohlthätig zu sein," sagte Teresa zu ihrer Nichte, um allen Illusionen vorzubeugen. „Die beiden Häuser in Trastevere und einige Pachtgüter und Vignen bei Prevignano sind alles, was von dem alten Glanze der Salicastri übrig geblieben ist." Und dieser Glanz mochte einst ein nennenswerter gewesen sein: dafür zeugten noch die hohen stattlichen Gemächer und Säle des Hauses mit den Marmor-Kaminen und Gesimsen, den Mosaiken und Gemälden, den Gobelins und Deckenmalereien, die wertvollen alten Gemälde, Statuetten und Reliefs, die prächtigen alten Möbel und Schränke aus der Zeit der Renaissance, einzelne wundervolle Vasen aus Marmor und Porphyr, herrliche Geräte in Silber und Bronze, welche Voigts für echte Arbeiten eines Benvenuto Cellini und seiner Schüler erklärte, und hunderterlei andere kleine Kunstgegenstände, welche in den sonst ziemlich kahlen Räumen des Hauses aufgestellt waren und von einem traditionellen Kunstsinn und Prachtliebe wie von der entschwundenen Größe dieser Familie zeugten und Cecca ein ehrfurchtsvolles Staunen abnötigten, denn sie besaß Formen- und Farben-

sinn und Urteil genug, um den Kunstwert aller dieser Gegenstände zu erkennen und zu fühlen, daß ihr nun erst ein Verständnis der Kunstwelt aufzudämmern begann, — eine neue geistige wie physische Welt.

Was aber Cecca als eine Gärtnerstochter besonders anzog, das war der schöne geräumige, wenn auch wenig gepflegte Garten, welcher sich hinter der Casa Salicastri in der Via San Francesco hinzog, mit seinen mächtigen Feigenspalieren an den Mauern, mit seinen immerblühenden Bäumen von Orangen, Limonen und Zitronen, mit der Menge von immergrünen Gebüschen und Bäumen aller Art, mit den paar herrlichen Pinien und Cypressen, den Lustgehölzen von Lorbeeren und Granatäpfeln, von Oleandern, Rhododendren, Camellien und Azaleen, mit der ganzen wuchernden Üppigkeit und Fülle südlicher Vegetation, mit einer Menge von blühenden Gewächsen, welche ihr noch ganz neu waren. Beinahe jeden freien Augenblick verbrachte sie in diesem Garten, bald mit einem guten Buche in der Hand, denn Voigts und der Oheim hatten ihr für eine kleine gewählte Bibliothek, diesen sonst in römischen Häusern seltenen Schatz, gesorgt, — bald nur müßig sich in der Betrachtung dieser reichen Pflanzenwelt ergehend, in welcher sie nur die duftenden Kinder Flora's, unsere lieblichen Rosen, Veilchen, Reseden u. s. w. vermißte, denn die Römerinnen lieben nur die farbenprunkenden, nicht die duftenden Blumen. Und Tante Teresa und Monsignore bemerkten mit Freuden diese Vorliebe Cecca's für die Natur, als eine Bürgschaft für ihr reiches Gemüt und ihren reinen Sinn.

Eines Morgens, etwa zehn oder zwölf Tage nach ihrem Eintritt in dieses Haus, erging sich Cecca in diesem Garten, der in seiner ganzen Morgenfrische prangte. Sie

hatte eine unruhige Nacht verbracht; am vorigen Abend hatte der Oheim die Absicht geäußert, sie in einige bekannte Familien einzuführen, welche Abendgesellschaften gaben. Sie sollte die römische Welt kennen lernen, in welcher sie fortan leben würde. Sie sollte ihre Jugend genießen; er wollte sie nicht immer in diesen ernsten Trauergewändern, sondern auch in einem Putze sehen, welcher ihrer frischen Jugend entsprach und ihre Reize zur Geltung brachte. Dieses Anerbieten hatte Cecca erschreckt, denn noch hatte sie keine Gelegenheit gefunden, dem Oheim jene Beichte abzulegen, von welcher ihre Zukunft abzuhängen schien, und vor welcher sie eigentlich die Güte und das Wohlwollen ihrer Verwandten zu mißbrauchen glaubte. Ihr Gemüt war voll Unruhe, Zweifeln und Selbstvorwürfen, und sie suchte auf diesem einsamen Gang durch den Garten Beruhigung. Unbewußt und unwillkürlich betrat sie ein kleines, von dunklen Zypressen überragtes Boskett, worin, umschlossen von dichtem, immergrünem Gebüsch, eine kleine Marmorstatue der Madonna stand und diesem gegenüber eine alte Marmorbank. Ihr gepreßtes Herz gab ihr den Drang ein, sich vor diesem Muttergottesbilde, das an Rafaels Madonna di Sisto erinnerte und vielleicht eine plastische Kopie davon war, niederzuwerfen und sich in brünstigem Gebete Ruhe und Fassung und Führung zu suchen. Sie glaubte sich ganz allein und im Ernste des Gebets schickte sie laut ihre Bitten um Erleuchtung und Beruhigung zum Himmel empor und vergaß sich in der Inbrunst ihres reumütigen Gebets. Und siehe da! in diese geängstigte Seele senkte sich allmälig etwas von der himmlischen Ruhe herab, die auf dem Antlitz der Madonna thronte. Noch mit feuchten Augen und Wangen erhob sie sich und erschrak, als sie

den Monsignore am Eingang des Boskets stehen sah, wo er sie überrascht und nicht hatte stören wollen; sein Blick war mild und fragend, ruhte aber mit sichtlichem Wohlgefallen auf ihrer Frömmigkeit und ihr.

„Wie, mein Kind? Thränen und heißes Gebet?“ fragte er sanft und teilnehmend. „Was bedrückt denn dies junge Herz? Mißfällt es Dir unter uns, Francesca, oder hast Du Heimweh nach Deinem kalten, nüchternen Deutschland? Rede offen, mein Kind!“

„O, nur allzu gern, Monsignore, wenn Sie meine Beichte hören wollen, nach der mich längst verlangt,“ erwiderte Cecca, sich ihm zu Füßen werfend und ergriff seine Hand. „Ich kann Ihre Wohlthaten nicht länger mißbrauchen, bevor Sie mich nicht ganz kennen und meine Beichte hören!“

„Deine Beichte?“ fragte er etwas betreten, hob sie vom Boden auf, führte sie zu der Bank und zog sie neben sich. „Nun rede, mein Kind! ich höre.“

Und nun erzählte sie, wie sie, ein argloses Kind, den Rittmeister einst kennen gelernt, wie er um sie geworben und ihr Herz gewonnen habe; wie der Tod ihres Pflegevaters ihrem Leben eine andere Wendung gegeben, wie sie, von Theobald überredet und von dem Gefühl ihres Alleinstehens überwältigt, eingewilligt habe, sich mit ihm heimlich trauen zu lassen, wie er sie dann hintergangen, wie sie seinen Verrat entdeckt, wie sie ihre Herkunft ermittelt habe und von ihrem Vater verleugnet worden sei, wie sich ein Anfall von Verzweiflung und Wahnwitz ihrer bemächtigt und sie planlos in die Welt hinausgetrieben habe, bis sie ihre eigene Schuld durch ihr thörichtes Entlaufen eingesehen und den Tod gesucht habe. Dann erzählte sie ihm ihre Rettung, die liebreiche Aufnahme,

welche sie bei den Viards gefunden, und wie sie damit geendet habe, Kunstreiterin zu werden. Wie ihr der Pater Denis und Voigts zwar versprochen haben, über dies Alles zu schweigen, um sie in keine falsche Lage zu bringen, wie sie es aber nicht über sich gewinnen könne, das Vertrauen ihrer Wohlthäter zu hintergehen, und wie sie seither keinen ruhigen Augenblick gehabt habe, bevor sie nicht eine vollständige und freiwillige Beichte abgelegt und ihr Geschick in seine Hände gelegt habe. Und dann sank sie wieder vor ihm in die Kniee und erwartete, ihr Gesicht auf seinen Knieen verbergend, zerknirscht und demütig seine Entscheidung.

Der Oheim war tief erschüttert. „Also auch Du, mein Kind, ein Opfer Deiner Reize und Deiner Leichtgläubigkeit?“ fragte er sanft aber mit schmerzlichem Tone. „Der Mensch allein macht sein Schicksal nicht, sondern es walten höhere Mächte und Schickungen darüber. Ich hielt Dich noch für ein halbes Kind, und Du bist schon ein Weib. Und ein Priester hat Deine Ehe eingesegnet?“

Sie nickte. „Theobald und ich sind bürgerlich und kirchlich getraut worden und Herr Voigts besitzt den Trauschein,“ lispelte sie.

„Und Du liebst diesen Mann?“

„Ich habe ihn geliebt, unsäglich, mehr als alles in der Welt, bis . . . bis ich mich so schnöde verraten sah.“

„Und Du möchtest zu ihm zurückkehren, Dich mit ihm versöhnen, nicht wahr?“

„Nein, bei allen Heiligen, nein!“ rief Cecca, sich plötzlich aufrichtend, und ihr Auge blitzte vor Entrüstung. „Ich kann, ich will ihn nicht wiedersehen — er soll mich niemals wieder berühren! — lieber sterben!“

„Steh' auf, mein Kind!" sagte der Oheim mild, richtete sie auf und schloß sie in seine Arme. „Ich verstehe Dich, denn Du handelst wie eine Römerin. Er soll Dich nie wiedersehen, so lange ich Dir meinen Schutz gewähren kann. Reiß ihn aus Deinem Herzen und vergiß den Elenden, den unwürdigen Wüstling! Sei fortan meine Tochter und verbanne jenen Teil Deines Lebens aus Deinem Gedächtnis. Ich danke Dir, daß Du Dich mir anvertraut hast, und daß ich diese Dinge nicht von Anderen erfahren muß. Was Du mir mitgeteilt hast, soll unter dem Beichtsiegel verwahrt bleiben, und ich verbiete es Dir, mein Kind, davon zu der ehrwürdigen Avola (Ahne) oder zu meiner Schwester oder zu irgend wem zu reden, denn diese beiden teuren Frauen würden es nicht verstehen und Dich weniger lieben. Du bist nur eine Frau und mußt den ganzen Stolz und das Rechtsgefühl einer solchen behaupten. Ich bin Dir nur um so mehr gewogen, weil Du wahr und treu bist, und so lange ich Dich so erfinde, sollst Du stets einen liebreichen Vater, einen treuen Beschützer und einen milden Richter an mir haben, der Dich zwar nicht von aller Schuld losspricht, aber gern mildernde Umstände zu Deinen Gunsten geltend macht. Versprich mir nur Eines: stets so offen und aufrichtig zu sein und nie ohne meinen Rat und mein Vorwissen zu handeln, denn Du bist nun eine Salicastri und sonst nichts, und hast Pflichten gegen diesen erlauchten Namen."

Wie gern gelobte Cecca dies, denn nun war auch das Herbste überstanden, und ein Stein von ihrem Herzen gewälzt, und Monsignore war ihr vielleicht noch um so mehr gewogen, weil das arme Kind so jung schon so viel Leid erfahren hatte. Sie teilte es mit einiger Genug-

thuung Voigts mit, daß sie dem Oheim ein vollständiges Bekenntnis abgelegt und seine Verzeihung erlangt habe, Voigts beeilte sich, dem Monsignore und Cecca alle die Papiere auszuhändigen, welche ihre Vergangenheit betrafen und die er vorsichtiger Weise von Kroich aus mitgenommen hatte.

Von diesem Tage an bekümmerte sich Monsignore eingehend um Cecca's Bildung. Voigts hatte ihm berichtet, was er seiner Schülerin früher gelehrt, welche Fortschritte sie bei ihren glänzenden Gaben selbst unter ungünstigen Verhältnissen gemacht habe, und wie viele ihrer Talente, z. B. für Musik und Kunst, noch unentwickelt seien, welche doch Pflege und Ermunterung verdienten. „Francesca soll Alles lernen, was nur um Geld zu erlernen ist," sagte Monsignore. „Sie ist fortan nur eine junge Person, welche Versäumtes einholen soll. Sie muß alles dasjenige sich aneignen, was einer Gräfin gebührt und zur Zierde gereicht, obschon sie vorerst nur unsern Namen führen wird, um es ihrem pflichtvergessenen Vater unmöglich zu machen, seine Anrechte an sie, falls er es irgend versuchen möchte, zur Geltung zu bringen. Sie soll eine Zierde ihres Geschlechts werden, um denen, welche sie verstoßen und verleugnet haben, dereinst zu zeigen, welche Perle sie weggeworfen. Ich bin ein Römer und jene Elenden sollen dereinst noch erfahren, daß ein Römer keine Kränkung vergißt. Ihnen aber, mein teurer Freund, wie soll ich Ihnen vergelten, was Sie an Francesca gethan haben?" fragte er Voigts und drückte ihm beide Hände.

„Dadurch, Monsignore, daß Sie mir gestatten, auch ferner Francesca's väterlicher Freund zu sein und mich ihrer Fortschritte und ihres Wohlergehens zu erfreuen," versetzte Voigts.

„Das sollen Sie, mein wackerer Freund! betrachten Sie das Haus der Salicastri als das Ihrige und meine Börse als die Ihre," sagte Monsignore.

Von da an bekam Cecca die besten Lehrer, welche nur in Rom aufzutreiben waren, um sie im Klavierspiel und Gesang, worin sie es nicht über die ersten Anfangsgründe hinausgebracht hatte, und im Harfenspiel und in Sprachen zu unterrichten, und eine Malerin von Ruf ward gewonnen, um ihr die ersten Rudimente der Kunst beizubringen. Monsignore behandelte seine Nichte auch ganz wie eine junge Person, welche noch an ihrer Fortbildung zu arbeiten hat, und überwachte ihre Studien und Fortschritte, welche keines andern Sporns bedurften, als seiner Sympathie, denn Cecca sagte sich, daß sie ihr Bestes thun müsse, um ihre jüngste Vergangenheit vergessen und verziehen zu machen, und dieses Bewußtsein erhielt sie demütig und steuerte allen Anwandlungen von Selbstüberhebung. Ihm zu gefallen schmückte sie sich, wenn er kam, mit den schönen Kleidern und Kleinodien, die er ihr schenkte. Ihm zu gefallen, verwandte sie die größte Sorge und den emsigsten Fleiß auf ihre Studien, besonders in Musik, welche der Oheim so sehr liebte; ihm zu Liebe besuchte sie mit Voigts nach und nach alle Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten Rom's, welche Voigts ebenso sehr an Rom fesselten als Cecca's Anwesenheit. Voigts hatte sich eine kleine Wohnung in der Nähe gemietet und sich bescheiden und häuslich eingerichtet, um nicht den Salicastri zur Last zu fallen, als Pater Denis nach seinem Kloster zurückgekehrt war; aber er blieb ein täglicher Gast in der Casa Salicastri und Cecca's Lehrer und Berater bei ihren Studien.

Keine Mutter konnte zärtlicher und liebreicher sein,

als Signorina Teresa gegen Cecca war. Die gute treue Seele war weder geistreich noch feingebildet, aber das beste Herz und voll unendlichen Wohlwollens gegen die Nichte, und kein Vater hätte stolzer und teilnehmender für sein Kind sein können, als Monsignore für Cecca war. Eines Tages betrachtete er seine Nichte nachdenklich, welche, diese stumme Betrachtung bemerkend, ihn halb erschrocken fragte, was er denn an ihr finde.

„Ich habe heute zwei Engländerinnen in der Via della Longara zu Pferde gesehen und eine derselben hatte rötliches Haar wie Du, und da versuchte ich mir zu vergegenwärtigen, wie Du Dich auf einem Pferde ausnehmen würdest, Cuorcina," versetzte der Oheim lächelnd. „Nein, liebe Kleine, erröte nicht! es ist nur ein Einfall, keine Erinnerung. Möchtest Du nicht auch einmal einen Spazierritt machen, Cuorcina?"

„Ich halte es für unweiblich und meine Erinnerungen sind so peinlich . . ." flüsterte sie leise und in tiefster Verlegenheit.

„Du liebst also die Pferde nicht?"

„O doch, ich liebe sie sehr," versetzte sie offen. „Es sind so schöne kluge Tiere, und es hat mir — ich will es nicht leugnen — immer eine gewisse Befriedigung, eine wilde Freude verursacht, wenn ich so auf meinem feurigen Schimmel dahinflog . . . aber das ist ja vorbei!"

„Bah, wenn ich es billige und für schicklich halte, ja wenn ich wünschte, Dich einmal zu Pferde zu sehen, so kannst Du es wohl wagen, Piccolina!"

„Sie haben nur zu befehlen, bester Oheim," stammelte sie, halb schämig halb erfreut.

Monsignore nickte und sagte zur Avola: „Denke Dir,

Carissima, Francesca kann sogar reiten, möchtest Du sie nicht einmal zu Pferde sehen?“

„O nein, — so wie eine der verrückten Engländerinnen? O nein, nein, ich wäre in Todesängsten um sie,“ erwiderte die Matrone erschrocken.

„Bah, ich denke dabei ist keine Gefahr, Mütterchen! Signor Eduino wird mit ihr reiten, nicht wahr?“ wandte er sich an Voigts, welcher lächelnd bejahte. „Und Du, Teresina? möchtest Du sie nicht reiten sehen?“

„Warum nicht, wenn sie es wagt und es ihr Freude macht,“ entgegnete Teresa in ihrer Herzensgüte. „Ich möchte wohl sehen, wie sie sich zu Pferde ausnimmt!“

„Ecco! dann soll Francesca uns einmal die Freude machen,“ sagte Monsignore lächelnd. „Was meinst Du, Cecchina! Du könntest ja mit Signor Eduino einen kleinen Ritt in die Campagna machen?“

„Ah, die Campagna, Onkel! mit tausend Freuden, wenn Sie es befehlen,“ sagte Cecca mit leuchtenden Augen.

Schon am andern Tage kam eine Damenschneiderin, um Cecca das Maß zu einem Reitkleide zu nehmen, und als sie es zum ersten Mal anlegte und den Seidenhut mit dem blauen Schleier dazu aufsetzte, hatten Urgroßmutter, Tante und Oheim eine kindliche Freude an der reizenden Erscheinung, und auch Voigts konnte sich nicht satt an ihr sehen, und der Spazierritt ward auf den folgenden Tag verabredet.

Zwei hübsche feurige Pferde, ein Schimmel und ein Brauner, wurden am andern Morgen zur anberaumten Stunde aus einem der ersten Mietställe vor's Haus geführt; der Schimmel trug einen Damensattel und war ein edles Berberpferd, dessen Anblick Cecca in eine tiefe Gemütsbewegung versetzte, denn es erinnerte sie an die Lehr-

stunden in der Arena, an jene trüben schweren Tage ihres Lebens, welche nun, Gott Lob! für immer hinter ihr lagen. Allein der Gedanke, daß sie dem Oheim eine Freude mache und die Aussicht auf eine lange entbehrte Übung, für deren Reiz sie nicht unempfänglich war, gaben ihr die Energie, ihre trüben Gedanken zurückzudrängen, und den Wunsch, ihre kleine Gewandtheit als Reiterin zu zeigen. Sie küßte ihre Verwandten und eilte hinunter, während Monsignore und Teresa die Avola auf den Balkon führten, um Cecca zu Pferde steigen zu sehen. Voigts reichte ihr die Hand, um ihren kleinen Fuß darauf zu setzen, und leicht wie ein Vogel schwang sie sich in den Sattel. Kindliche Lust blitzte aus ihren Augen, stolz, anmutig und sicher saß sie auf dem Barbero, der an der Handführung gleich die gewandte Reiterin fühlen mochte, und kaum war Voigts im Bügel, so sprengte sie den Schimmel zu kurzem Galopp an und die Straße hinab nach dem Thore und wieder zurück, im Vorüberreiten mit der Gerte herauf grüßend, bevor sie in die Via delle Fratte einbog und den Schauenden aus den Augen verschwand.

„Wie schön sie ist und wie graziös!“ sagte Monsignore in aufrichtigster Bewunderung.

„Ja, ganz wie Rita, nur mutiger, ja und selbständiger!“ pflichtete Teresa entzückt bei. „Heilige Jungfrau, woher sie nur den Mut hat, einen solchen barbero brioso zu besteigen? Ich könnte es für mein Leben nicht!“

„Das gute Kind, wie hübsch es ist! Wenn ihr nur kein Unglück zustößt,“ flüsterte die Avola und Freudenthränen traten ihr in die blöden alten Augen.

Cecca aber genoß in vollen Zügen die Lust, wieder einmal zu Pferde zu sitzen als Freie, nicht um des lieben Brotes, sondern um des Vergnügens willen. Sie hatte

nur Augen und Aufmerksamkeit für ihr Pferd; sie bemerkte kaum, wie rechts und links, wo sie vorüber kam, Alt und Jung stehen blieben und der zierlichen, anmutigen, geschmeidigen Gestalt nachschauten; sie hörte nicht die Rufe, welche ihr Anblick den Vorübergehenden entlockte: „Ecco, ecco, chè bella!“ oder „Per Bacco, quest' amazone è bellissima, cospetto!“ u. dergl. m. So ging es im schlanken Trabe über den Ponte Rotto und an dem Circo Massimo und weiterhin an den Thermen des Caracalla vorüber und die Via di Porta entlang, bis sie die Porta Latina hinter sich hatte und auf der neuen Landstraße nach Neapel ein Teil der südöstlichen Campagna sich vor Cecca's Augen entfaltete. Jetzt erst mäßigte sie den Schritt ihres Tieres, schaute mit feuchten Augen und mit Wangen, welche vor Freude glühten, zu ihrem Begleiter, welcher seither kein Auge von ihr verwandt hatte, auf und sagte in kindlich frohem Tone: „Du lieber Himmel, Herr Voigts! wer mir noch vor einem Monat prophezeit hätte, daß ich auch einmal zu meinem Vergnügen in den Umgebungen Rom's spazieren reiten würde, ich würde ihn einen Narren oder einen argen Spötter genannt haben! O Gott, hab' ich denn so viel Glück auch verdient?“

„Und warum nicht, mein Kind? würde es Dir sonst zu Teil geworden sein?“ entgegnete Voigts und setzte ein lateinisches Sprichwort hinzu, welches ungefähr besagt: Das gute Glück kommt oft spät, dann aber reichlich. Auch er war gedankenvoll und schweigsam geworden und stellte stille Vergleichungen an zwischen sonst und jetzt, und fragte sich grübelnd, was die Zukunft noch bringen werde.

Wohlbehalten und seelenvergnügt kehrte Cecca nach einigen Stunden von dem Spazierritte zurück und ward von der Avola und der Tante mit tausend Freuden

empfangen, denn die guten Seelen hatten sich bei dem langen Ausbleiben schon eingebildet, es sei dem Kind ein Unglück zugestoßen, und waren nun doppelt froh, daß sie sich umsonst geängstigt hatten. Als Monsignore am Abend kam und Cecca ihm um den Hals fiel und mit leuchtenden Augen dankte, daß er ihr dieses Vergnügen vergönnt habe, da klopfte der Oheim ihr lächelnd auf die blühende Wange und erklärte ihr, daß sie dieses Vergnügen noch öfter haben solle; er wolle sogleich an den Eigentümer des englischen Livery-Stable die Weisung ergehen lassen, daß für Cecca und Signor Eduino immer Pferde parat seien, so oft sie einen Ausflug machen wollten. „Ich will Dich nicht im Bauer halten wie ein Vögelchen, Cuorcina," sagte er; „Du sollst unser Rom und seine Umgebungen und die denkwürdigen Stätten unserer Vorzeit auch genau kennen lernen, und so namentlich die Campagna, dieses Riesengrab einer mächtigen Vergangenheit. Ich selbst kann Dich ja nicht begleiten, denn ich bin kein Reiter; aber unter Signor Eduino's Schutz weiß ich Dich ja geborgen.

XVIII.

Die Flitterwochen von Graf Wernau's zweiter Ehe waren noch nicht vergangen, als in Brüssel ihm eine leise Ahnung aufdämmerte, daß diese Heirat ein dummer Streich oder wenigstens ein Mißgriff gewesen sei. Aus der munteren, geselligen Freundin, welche ihm jeden Wunsch an den Augen abzulesen gesucht und allen seinen Ansichten und Äußerungen wie einem Orakel beigepflichtet hatte, entpuppte sich mehr und mehr eine kleine Tyrannin, welche mit Zuversicht den Pantoffel schwang und ihm eine beinahe blinde Gefügigkeit gegen ihre Wünsche bald abschmeichelte, bald abtrotzte, eine ungemessene Putz- und Vergnügungssucht an den Tag legte und bereits Pläne für Sommerreisen und Aufenthalte in Luxusbädern plante. Vorüber war es mit seiner Alleinherrschaft im Hause, mit seiner engherzigen Despotie, wie alle Schwächlinge sie üben. Ihrem herrischen Willen fügte sich bereits die ganze Dienerschaft und mußte auch er sich fügen. Vorbei war es mit jener bedächtlichen Ruhe und Stille, mit jener weisen, vorsichtigen Sparsamkeit, welche er seither geübt hatte. Gegen seinen Willen mußte er Natascha zu allen rauschenden Vergnügungen folgen, die ihr so großen Genuß gewährten, und wo sie

ihre letzten Triumphe feiern wollte, denn ihr Spiegel sagte ihr schon seit einigen Wochen, daß auch die geschickteste Kunst der Toilette nicht die allmählich sich zeigenden Spuren des Alters verwischen, den Schein der Jugend nicht mehr täuschend genug aufrecht erhalten könne, und sie bemühte sich nun, durch Witz und Koketterie die Männer anzuziehen, auf welche ihre Reize keine solche Attraktionskraft mehr übten wie vordem. Graf Wernau bemerkte es und ward eifersüchtig, und seine Eifersucht, wenn sie auch vorerst noch keinen greifbaren Grund hatte, zwang ihn doch, ihr auf Schritt und Tritt zu folgen, und diese Eifersucht zu wecken und zu nähren und damit gewandt zu spielen durch einen Wechsel von Anziehung und Gleichgültigkeit, das gehörte ja eben zu dem Plan und den Mitteln, womit sie den schwachen Gatten beherrschte. Graf Wernau hatte sich mit seinen Kindern überworfen, und sah nun auch mit Widerstreben den größeren Aufwand, zu welchem Natascha ihn nötigte, weil sie ein Haus machen und eine Menge Männer anziehen wollte, da deren Huldigungen ihr Lebenselement waren.

Allein es dauerte nicht lange, so bemerkte Natascha, daß die „Gesellschaft" erst lauer und dann merklich kühler gegen sie und ihren Gemahl wurde. Der eingehenden Einladungen für sie und den Grafen wurden weniger, die dankenden Ablehnungen zu ihren Diners, Soireen und Routs wurden häufiger, und namentlich die ersten Familien der Gesellschaft blieben zuerst weg und suchten bei zufälliger Begegnung am dritten Orte ihre kühle Zurückhaltung kaum unter einer beeiferten förmlichen Höflichkeit zu verbergen. Woher diese plötzliche Wandlung in diesen geselligen Beziehungen? fragte sich Natascha mit einiger Befangenheit und nicht ohne geheime Befürchtungen, denn

wie geflissentlich und geschickt sie auch seit Jahren den guten Schein gewahrt hatte, ihr Gewissen sagte ihr, daß ihre Vergangenheit nicht unantastbar sei. Sie machte aber gute Miene zum bösen Spiel und suchte sich den Anschein von gutem Glauben und der sicheren Unbefangenheit eines guten Gewissens zu wahren. Hätten Natascha und ihr Gatte einen einzigen guten Freund gehabt, so würden sie den Grund davon erfahren haben. Seit einiger Zeit nämlich gingen dumpfe, ungreifbare Gerüchte in der Gesellschaft um, Graf Wernan habe seiner Zeit seinen diplomatischen Posten nicht sowohl wegen eines Mißgriffs oder wegen einer Differenz mit seinem Chef, dem Minister, sondern einfach wegen eines Vorfalls verloren, der über die Kategorie entschuldbarer und verzeihlicher peccadillos und Jugendsünden hinausgehe. Er sei nämlich in erster Ehe mit einer Person unter seinem Stande heimlich verheiratet gewesen, habe diese Mesalliance geleugnet als sie zur Kenntnis seines Vaters gekommen sei, habe seine Frau verstoßen und sie im Elend verkommen lassen, das Kind aus dieser Ehe heimlich erziehen lassen und dann in späteren Jahren, als diese Tochter ihre Rechte geltend zu machen versucht, verleugnet und bei Seite schaffen lassen oder, wie Andere wissen wollten, in den Tod getrieben. Gräfin Lenski sei auf irgend eine Weise in den Besitz dieses Geheimnisses gelangt und habe sich des Grafen Schweigen nur durch seine Hand erkauft. Und wer sei diese Gräfin Lenski? angeblich eine Polin, aber der polnische Adel kenne keine Grafen Lenski, noch irgend welche Güter, sondern man erinnere sich nur dunkel eines einfachen Herrn v. Lenski, der russischer Beamter gewesen sei und in einer polnischen Grenzstadt gelebt habe. Seit vielen Jahren sei diese angebliche Gräfin Lenski ohne Familienbande, ohne Referenzen,

ohne die Stütze einer bekannten Familie an vielen Höfen und in allen möglichen Luxusbädern erschienen, habe sich vermöge ihrer vorteilhaften Erscheinung, gewinnenden Manieren und eines Scheins von Wohlhabenheit und Unabhängigkeit Zutritt in gewisse Kreise und eifrige Verehrer zu verschaffen gewußt. Du lieber Himmel! einer schönen Frau verzeiht man viel, wenn sie nur den Schein zu wahren versteht. Allein wenn eine solche Frau endlich einen Gimpel fängt und als ersten Schritt in ihrer ertrotzten Lage die Kinder ihres Gatten aus dem Hause treibt, dann ist man doch verpflichtet, gesittet Pfui zu sagen und ihr — mindestens auszuweichen, um nicht durch einen späteren Affront kompromittiert zu werden. Man thut ja ohnedem gut, vor solchen Witwen à la polonaise, vor solchen Damen de trois quarts du monde etwas auf der Hut zu sein, denn sie blamieren sich meist gerade dann, wann sie ihr Ziel erreicht zu haben glauben — sie fallen aus der Rolle.

So und ähnlich und noch kräftiger sprach man bald in allen Kreisen und jeder wußte dem Gehörten noch irgend etwas anzufügen. Wer einen Hund schlagen will, der findet ja, nach dem Sprichwort, immer Prügel genug. Die Gerüchte gelangten an den Hof und Graf und Gräfin Wernau wurden nicht mehr zu Hofe gebeten, und damit war ihnen das Urteil in der Gesellschaft gesprochen und sie halb geächtet. Als das Wernau'sche Paar dies bemerkte, als sogar die Familie Rubion ihnen die kalte Schulter zu zeigen begann, und man sie — der Anstand und Takt der großen Welt will es ja nicht anders — ungehört verdammte, denn bei Hofe mußte man ja doch über diese Verhältnisse am bessen unterrichtet sein, da kamen

beide Gatten zu der Erkenntnis, daß man vor allem das Schlachtfeld dieser Niederlage verlassen müsse. Graf Wernau wollte nach Gimmelborn zurückkehren, Natascha träumte von Biarritz oder einem normännischen Seebade, denn in der ganz großen Welt ist man toleranter. Da zogen die Wolken auf, welche dem deutsch-französischen Kriege vorangingen; Krieg lag in der Luft, denn Frankreich mußte schon seit dem Plebiscit einen solchen haben. Eine neue Angst überkam den Grafen, denn er hatte einen großen Teil seines Vermögens in Staatspapieren angelegt und sich auf Börsenspekulationen eingelassen, und ein Teil seiner Habe stand auf dem Spiel, und so widersetzte er sich zum erstenmale mit einer verzweiflungsvollen Energie und wollte nicht nach Biarritz, sondern ging Ende Juni mit Natascha nach Interlaken, um wenigstens von der Bildfläche des Brüsseler Lebens zu verschwinden. —

Die hochgehenden Wogen jener Zeit schlugen auch an die Thüren des stillen Hauses in der Via San Francesco in Trastevere. Die drei Frauen allerdings lasen keine Zeitungen und machten keine Politik, sie lebten in der friedlichen Zurückgezogenheit und gemächlichen Routine ihres Daseins weiter. Allein es konnte nicht fehlen, daß sie doch auch einigermaßen beunruhigt wurden durch die Gespräche, welche Monsignore und Herr Voigts jeden Abend über die Weltlage führten. Darüber, daß es zu einem Kriege zwischen Preußen und Frankreich kommen müsse, und daß der Ausbruch desselben nur eine Frage der Zeit sei, waren beide einig; allein in ihren Sympathien wie in ihren Ansichten gingen sie auseinander, ja standen sich sogar entschieden gegenüber. Für Monsignore, welcher das Vertrauen Antonelli's und des heiligen Vaters genoß, war Napoleon III. der Beschützer der Kurie, der Mann,

welcher dem Ré Galantuomo Rom vorenthielt; er haßte daher Preußen und Bismarck, und war überzeugt, daß den Franzosen und ihrem großen, kriegsgeübten Heere der Sieg über die „Potsdamer Wachtparade“ leicht werden würde. Er hoffte und wünschte den Krieg, der sicher damit endigen werde, daß König Wilhelm in dem eroberten Berlin einen harten Frieden schließen, seine katholischen Provinzen im Westen abtreten und sich der Obergewalt des Papstes um so mehr unterwerfen müsse, als Sachsen und Bayern und das ganze nichtpreußische katholische Deutschland sich mit Frankreich verbinden oder doch wenigstens neutral bleiben würden. Monsignore kannte Deutschland nicht, es war ihm nur ein geographischer Begriff, ein Haufe von kleinen Staaten, welche ganz von Österreich abhingen und vor Begierde brannten, sich an Preußen für die Ereignisse von 1866 zu rächen.

Voigts war Soldat und hatte sich über französisches und preußisches Heer und Kriegswesen aus eigener Anschauung seine Ansicht gebildet. Er haßte Napoleon III. als einen Ränkeschmied und Abenteurer, welcher ohne Charakter und Genie seinen Oheim nachäffe und über Frankreich unter dem Schimmer äußeren Glanzes nur Verlotterung und Rückgang gebracht habe. Seine Sympathie war für deutsche Nationalität, für Preußen als einen festgeschlossenen Staat, in welchem Ordnung, Intelligenz, Gerechtigkeit und vernünftige Freiheit herrsche, und er wünschte und prophezeite ebenso energisch als lebhaft den Preußen, den Deutschen den Sieg, denn er konnte nicht glauben, daß der gesunde Kern des deutschen Volkes sich mit dem ländergierigen Erbfeinde gegen die preußischen Brüder verbünden und die nationale Idee, die ja in den jüngsten Jahren so tief in's Volk gedrungen war, verraten und

verlassen werde. Er kannte Deutschland und Frankreich, beide Nationen und ihre Institutionen, und urteilte maßvoll und besonnen. So stießen die beiden Männer mit ihren Meinungen nicht schroff gegen einander, sondern ergingen sich in ruhigen Erörterungen. Je drohender die Wolken im Westen aufzogen, desto ruhiger und gehaltener ward Voigts, desto sanguinischer und hoffnungsvoller der Monsignore. Voigts ging jeden Tag in's Kaffeehaus und las die großen auswärtigen Zeitungen jeder Partei und jeder Nationalität. Der Monsignore las nur die Blätter seiner Partei, welche nach seinem Geschmacke schrieben. Monsignore sah voraus, daß Deutschland überflutet und verwüstet, von den Siegern unter die Füße getreten werden würde, wenn es sich Preußen anschließe. Voigts meinte, der große preußische Generalstab, der seine Gediegenheit und Überlegenheit im schleswig-holsteinischen und österreichisch-deutschen Kriege so meisterhaft bewährt habe, werde einem etwaigen Einfall der Franzosen in Deutschland zu begegnen und den Krieg auf französischen Boden hinüber zu spielen wissen.

So wogten die Meinungen hin und her. Die Urgroßmutter und die Tante verstanden nichts davon; sie glaubten dem Monsignore wie dem Evangelium und waren den Franzosen dankbar, welche Rom dem abscheulichen Garibaldi entrissen und die heilige Stadt seither dem heiligen Vater erhalten hatten gegen die nichtswürdigen Republikaner und Carbonari. Cecca aber folgte den Erörterungen der beiden Männer, wenn auch nur mit geringem Verständnis, so doch mit einiger Aufmerksamkeit, denn sie gedachte an ihr freundliches Kroich, das dem ersten Ansturm der Franzosen auf ihrem Marsch nach Berlin so sehr ausgesetzt erschien, und sie bebte vor Angst und Mit-

gefühl für Alle, die sie kannte und die unter den Greueln des Krieges Habe und Leben einbüßen würden. Sie glaubte allerdings mehr an Voigts' Ansichten und machte sich im Stillen einen Vorwurf daraus, aber sie war ja eine Deutsche durch Erziehung und hatte von ihrem Pflegevater den preußischen Patriotismus eingesogen, den sie nun nicht mehr aus ihrem Herzen zu reißen vermochte. Ja noch mehr: ohne daß sie sich's zu gestehen wagte, dachte sie auch an Theobald, welchen ja sein Beruf in diesen Krieg hineinwarf. Vor ihrem inneren Auge tauchten die hübschen, kecken Husaren wieder auf, wie sie damals am Parkzaune von Kroich vorübergezogen waren, und vor ihrem inneren Blicke stand wieder die ritterliche Erscheinung Theobald's, wie sie ihn damals an der Spitze seiner Truppe gesehen hatte. Sie liebte ihn nicht mehr, denn er hatte sie allzu tief gekränkt; sie hatte ihn aus ihrem Herzen verbannt und sich gelobt, ihn nie wieder zu sehen und zu sprechen, und sie glaubte ihn zu hassen; allein wenn sie sich ihn tot, mit zerschossener Brust und mit Wunden bedeckt oder auch nur schwer verwundet auf dem Schlachtfelde liegend, schmerzend, hülflos, halb verschmachtet dachte, dann durchrieselte sie ein Schauer, die Thränen drangen ihr unwillkürlich in's Auge, und sie lispelte unbewußt: „Barmherziger Gott, gehe nicht zu schwer mit ihm in's Gericht!" und ihr Groll verstummte auf eine Weile. Sie konnte ihr weibliches Gemüt nicht verleugnen, und nahm auf diese Weise unbewußt ein lebhafteres mittelbares Interesse an den Ereignissen, welche die politische Welt bewegten, als sie vielleicht, bei ihrer Entfernung vom künftigen Kriegsschauplatze und bei ihrer eigenen gesicherten Stellung, genommen haben würde.

Inzwischen entwickelten sich aus der spanischen Kan-

didatur des Prinzen von Hohenzollern die Ereignisse in Ems, welche täglich von den Zeitungen berichtet wurden, und endlich auch in den ferner stehenden unbefangenen Beobachtern die Überzeugung erwecken mußten, daß Napoleon III. den König von Preußen um jeden Preis zum Kriege drängen wolle. Monsignore gab seiner Befriedigung hierüber offen Ausdruck, Voigts schwieg dazu und verschloß seinen steigenden Groll tief in seiner Brust, aber der Ernst seiner Züge und seines Blickes zeigte, was in ihm vorging.

In diesen letzten Tagen, welche der Kriegserklärung vorausgingen, erhielt Voigts einen Brief von seinem alten Gastfreunde, dem Pfarrer von Kroich, mit welchem er in Korrespondenz stand, und welchem er die Fürsorge für sein kleines Hauswesen übergeben hatte. Sobald Voigts den Brief gelesen hatte, ging er damit zu Cecca, welche er im Garten fand, und bat sie das Schreiben zu lesen, weil darin auch einiges stehe, was sie näher berühre. Halb erschrocken und von einer bangen Ahnung ergriffen las sie:

„Mein sehr geehrter Herr Voigts! Ich habe mit Vergnügen aus Ihrem werten jüngsten Schreiben erfahren, daß Sie sich wohl befinden und noch länger in Rom zu verweilen gedenken, wozu ich Ihnen von Herzen Glück wünsche und Sie sogar einigermaßen beneide, denn abgesehen von meinem längst so sehnsüchtigen aber vergeblichen Wunsche, einmal das herrliche Rom sehen zu dürfen, finde ich Sie glücklich, daß Sie dort in Frieden leben dürfen, während wir, wie Sie aus den Zeitungen erfahren haben werden, hier in einer großen Angst und Unruhe sind. Jedermann prophezeit einen nahen Krieg mit den Franzosen, und da unsere Provinz wohl eine der ersten ist, welche

vom feindlichen Heere überzogen werden dürften, so ist jedermann in großer Sorge wegen der Zukunft, denn die Franzosen werden uns nicht glimpflich behandeln. Ich habe seither so wenig an den Krieg geglaubt, wie vor drei Jahren, aber die Zeichen mehren sich doch täglich, daß es Ernst werden will. Man hat vonseiten der Behörden kürzlich von neuem die Pferde und die Lebensmittel-Vorräte aufgenommen, und man bemerkt allerwärts eine stille aber rege Thätigkeit, um sich auf alle vorkommenden Fälle zu rüsten. Da nun das Jägerhäuschen so isoliert steht, und seit der Verabschiedung der alten Marianne ganz unbewohnt ist, so habe ich geglaubt, daß Ihre Bücher und Möbel, welche noch dort sind, nicht mehr sicher genug sein werden, und mich für verpflichtet gehalten, auf Ihre Vollmacht hin und Ihre Billigung vorausgesetzt, dieselben in meinem Pfarrhofe einstweilen unterzubringen und gegen Feuersgefahr zu versichern, um Sie dadurch vor allfälligem Schaden zu bewahren, und ich bitte Sie höflich um Ihre nachträgliche Genehmigung. Von mir kann ich Ihnen gottlob nur melden, daß ich gesund bin und mich angesichts der drohenden Kriegsgefahren dem Schutze des lieben Gottes und seiner Heiligen anbefehle. Das Wenige, was ich besitze, habe ich in Sicherheit zu bringen gesucht, und im Übrigen füge ich mich in Gottes Willen und in das Schicksal, welches uns allen droht und das hoffentlich hinter unseren Befürchtungen zurückbleiben wird. Man hat aber alle Hände voll zu thun, um nur die Zaghaften und Kleinmütigen in seiner Umgebung zu stärken und aufzurichten und den panischen Schrecken zu mindern, welcher die Leute ergriffen hat, noch ehe das entscheidende Wort gefallen ist. Leider gehen die vornehmen Leute mit dem schlechten Beispiel

voran: die meisten unserer adeligen Gutsbesitzer in der Nachbarschaft haben sich und die ihrigen landeinwärts in Sicherheit gebracht; auch Herr Graf Wernau auf Gimmelborn, welcher vor einigen Tagen mit seiner neu angetrauten Gemalin, einer Gräfin Lenski, von Brüssel, wo er seither lebte, auf sein Gut zurückgekehrt war, soll nun mit seiner jungen Frau nach der Schweiz gereist sein. (NB. Sie sollen aber nicht zum besten leben, wie die Leute sagen, und der Graf mit seinen Kindern zerfallen sein!) Und ebenso scheinen auch in der Familie unserer Gutsherrschaft besondere Dinge sich vorzubereiten. Pächter Willmann hat mir erzählt und will es aus guter Quelle wissen, daß der Majoratsherr v. Neuhaus von den Ärzten so gut wie aufgegeben sei. Da nun sein Herr Bruder, der Rittmeister, auf mehrere Einladungen nicht nach Kroich gekommen sei, um mit dem Herrn Staatsanwalt sich wegen der Vermögensverhältnisse zu beraten, und auch die Zumutung, sich zu verheiraten, ganz entschieden abgelehnt habe, so sei die Baronesse Bella in Begleitung des Geschäftsmannes zu dem Herrn Rittmeister gereist, um ihn für den Gedanken zu gewinnen, daß das Majorat, welches der selige Baron Marcel v. Neuhaus geschaffen hat, wieder aufgehoben werde, damit dasselbe nach dem etwaigen Ableben der beiden Brüder nicht an eine Seitenlinie falle, sondern an die Schwestern übergehe. Und der Herr Rittmeister soll seine Absicht, sich niemals zu verheiraten, wiederholt und merkwürdigerweise seine Einwilligung zu dem Ansinnen des Herrn Staatsanwalts gegeben haben. Und so soll das Gesuch an den König bereits eingegeben worden sein, und wenn dasselbe genehmigt wird, so dürften wir hier große Veränderungen erleben. Wenn das der alte Meyer wüßte, der das schöne Gut wieder so herauf-

gebracht hat, er würde sich noch im Grabe umdrehen. Herr Willmann will gehört haben, daß der Herr Rittmeister halb schwermütig geworden sei, weil ihm die Gräfin Lenski den reichen Grafen Wernau vorgezogen habe . . . Und von der armen Cecca haben wir noch immer keine Spur . . .“

Die Farbe war von Cecca's Wangen gewichen, als sie den Brief des ländlich geschwätzigen Pfarrers zurückgab. Voigts hatte scharf beobachtet, während Cecca das Schreiben las; ihre tiefe Gemütsbewegung bei der Nachricht, daß ihre Nebenbuhlerin nun die Gattin ihres Vaters geworden sei, daß Natascha angeblich Theobald mit Verrat bestraft habe, war ihm nicht entgangen. Allein Cecca äußerte kein Wort, bis Voigts sie fragte: „Begreifst Du, mein Kind, warum er nicht mehr heiraten will?“ Sie verneinte stumm. „Weil er nicht an Deinen Tod glaubt, weil er sich noch immer mit der Hoffnung trägt, Dich wieder finden und versöhnen zu können . . .“

„Nie, niemals — nun und nimmermehr!“ rief Cecca mit feierlichem Ernste und sprang leidenschaftlich auf.

„Du hast Recht, mein Kind! so lange Du nicht vergessen kannst, mußt Du ihm auch nicht vergeben,“ sagte Voigts, denn die Eifersucht sprach aus ihm und übertönte den Edelmut. „Du wirst jedoch gerächt, mein armes Kind! der Himmel beginnt schon seine Buße über Deinen Rabenvater und über Deinen elenden Lüstling von Gatten zu verhängen! Daß er aber nicht mehr heiraten will, bezeugt, daß er sich durch seine Ehe mit Dir gebunden erachtet und Deine Rechte anerkennt . . .“

„Die ich niemals geltend machen werde, und müßte ich mein Brot betteln!“ rief Cecca mit bitterem Ernste;

aber Voigts zuckte nur die Achseln und ging, von anderen Gedanken in Anspruch genommen, und überließ sein Mündel den ihrigen.

Zwei Tage später brachte der Telegraph die Nachricht nach Rom, daß König Wilhelm den Krieg erklärt habe. Monsignore teilte am Abend den Seinigen die wohlverbürgte Nachricht mit, welche im Vatican angelangt war, und verbarg seine Befriedigung nicht. Voigts hatte die Kunde schon gehört und nahm die Bestätigung ruhig hin, äußerte auch über seine Hoffnungen bezüglich des Ausganges des Krieges kein Wort, aber man sah in dem Ernst seiner Züge, in dem Blick seines Auges, daß er einen entscheidenden Entschluß gefaßt habe. Als Monsignore weggegangen war, und Tante Teresa die Urgroßmutter zu Bette brachte, eilte Cecca auf ihren Vormund zu und erfaßte ängstlich seine Hand.

„Was haben Sie vor, Herr Voigts? Sie brüten über einem Entschluß?“ fragte sie halb ängstlich.

„Er ist schon gefaßt — ich gehe nach Deutschland! Leb' wohl, mein Kind! Gott sei mit Dir!“ sagte er bewegt aber mit fester Stimme. „Du bedarfst meiner nun nicht mehr, ich weiß Dich in sicherer Hut.“

„Sie wollen in den Krieg, nicht wahr? O, thun Sie es nicht, ich beschwöre Sie,“ bat sie inständig. „Was geht Sie dieser Krieg an? Der König wird Streiter genug finden ohne Sie!“

„Allerdings, er wird vielleicht meinen Degen entbehren können, mein Kind, aber man kann sich im Kriege auch nützlich machen, nicht indem man Wunden schlägt, sondern indem man solche verbindet. Lebe wohl! Gott segne Dich! Du sollst von mir hören!“ erwiderte er, um-

armte sie, küßte sie auf die Stirne und segnete sie. Dann riß er sich los, legte Cecca zärtlich in einen Lehnstuhl und stürzte fort, während das Mädchen wie vom Schreck gelähmt nach Fassung rang, denn sie sah ihren väterlichen Freund bereits verloren!

Land in Sicht!

I.

Wir überspringen in unserer Geschichte mehrere Jahre, während deren einige der tiefstgreifenden Begebenheiten unseres Jahrhunderts sich vollzogen hatten, der freche Napoleon III. gestürzt, gefangen, ein neues Deutsches Reich in dem Prunksaale eines französischen Königsschlosses unter einem siegreichen Kaiser aufgerichtet und Rom dem König von Italien als Hauptstadt seines geeinigten Reiches beinahe ohne Schwertstreich zugefallen war. Wir berichten über dasjenige, was den Personen unseres Romans in dieser Zwischenzeit zustieß, nur in aller Kürze, bevor wir den Faden unserer Geschichte wieder aufnehmen.

Voigts war bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges wirklich nach Deutschland geeilt, um zuerst in Preußen, dann in einigen Mittelstaaten seine Dienste im aktiven Heere anzutragen, war aber in Anbetracht seiner vorgerückten Jahre und des Mangels an genügenden Papieren nicht angenommen worden, weil damals — ganz im Gegensatz zu Frankreich, das alle Abenteurer und frei-

willigen Reisläufer aus anderen Ländern in sein Heer aufnahm — in allen deutschen Staaten der patriotische Ehrgeiz herrschte, daß nur Söhne Deutschlands für die deutsche Sache kämpfen sollten. Bevor Voigts noch ein Resultat erzielt hatte, waren die Schlachten von Weißenburg, Wörth und Spichern geschlagen und der Krieg auf französischen Boden verpflanzt worden, und Voigts bewarb sich nun in dem Mittelstaat, worin er soeben verweilte, um die Erlaubnis, sich der freiwilligen Krankenpflege widmen zu dürfen, ward der Führer von Sanitätszügen, welche aus dem Herzen Frankreichs heraus unsere verwundeten Braven von den Schlachtfeldern auflasen oder aus den Aufnahme-Spitälern holten, und erwies sich als der Eifrigsten und Geschicktesten einer bis zum Ende des Kriegs. Er hatte diesem edlen Zwecke sogar seine Gesundheit zum Opfer gebracht, war dann nach Rom zurückgekehrt, um sich dort zu erholen und Cecca seine Erlebnisse mitzuteilen.

Hier fand Voigts die Verhältnisse teilweise verändert: die Casa Salicastri in der Via San Francesco war verlassen, und die Urgroßmutter nebst Teresa und Cecca hatten sich in das alte Haus hinter der Lungaretta zurückgezogen, einmal weil seit der Abstimmung über das Unfehlbarkeits-Dogma und der Vertagung des Konzils der Haß der Liberalen sich auf Monsignore Salicastri, als einen der Vertrauten und Helfershelfer Antonelli's und der Jesuitenpartei konzentriert, was sich sogar in einem meuchlerischen Anfall auf ihn kundgegeben hatte, welcher glücklicherweise ohne ernste Folgen blieb; und sodann, weil Monsignore eben darum und wegen der Cernierung Rom's durch die königlichen Truppen unter General Cadorna im September 1870 die Seinigen in dem Hause der Via

San Francesco auf dem Saume der entlegenen Vorstadt nicht mehr sicher genug hielt. Als sodann am 20. September die Kanonen der königlichen Truppen die Stadt beschossen, als der Donner der Geschütze von Osten her sich an den Höhen des Mons Janiculus brach und selbst in Trastevere Entsetzen und Verwirrung verbreitete, da erlitt die hochbetagte Urgroßmutter einen Schlaganfall und starb in den Armen ihrer Enkelin und Urenkelin, deren sie sich doch noch einige Monate hatte erfreuen dürfen, und ohne daß der Enkel Monsignore noch hatte herbeigerufen werden können. Die Kapitulation der päpstlichen Truppen, die Besetzung der Stadt durch die Truppen Victor Emanuels, das Plebiszit, die Annexion von Rom und alle diese Ereignisse hatten die Stellung Monsignore's und die Lage der Seinigen einigermaßen verändert, und da Monsignore nur seltener mehr und anfangs nur heimlich die Seinigen besuchen konnte, so war es auch im alten Hause der Salicastri hinter der Lungaretta noch stiller und öder geworden als zuvor. Tante Teresa und Cecca bewohnten das alte Haus nun allein, und ihr Leben war ein sehr eintöniges, wenn auch ihre geselligen Beziehungen darunter nicht litten. Monsignore hatte inzwischen seiner Nichte die beste Erziehung zu geben gesucht, welche nur um Geld zu erlangen war und welche er ihrem Stande für angemessen erachtete; sie hatte sich nicht nur in Gesang, Klavierspiel und Sprachen überraschend schnell und mit dem größten Eifer und einer seltenen Gelehrigkeit unter dem Sporn des Ehrgeizes und des Dranges, sich ihrer Familie würdig zu zeigen, ausgebildet, sondern sich auch mit der Leichtigkeit der Frauen die Sitten und Manieren der höheren Stände rasch angeeignet. Monsignore hatte dies mit Vergnügen wahrgenommen und nun seine Nichte

in die Gesellschaft eingeführt, in welcher er selbst verkehrte, nämlich in den Kreis der strengsten Kirchlichen und Ultra-Konservativen, der in der Menge unter dem Namen der Codini (Zopfträger) bekannt und wegen seiner exklusiven Ansichten und antinationalen und reaktionären Gesinnungen verhaßt war. Dieser Kreis bestand und besteht noch heute natürlich aus den höchsten Würdenträgern der Kirche und deren Anverwandten einerseits, dann aber andererseits aus einem Teile des hohen italienischen Adels, namentlich des römischen, sowie aus vornehmen Ausländern von sog. ultramontaner Gesinnung und aus allen jenen Personen, welche in irgend welcher Verbindung mit dem heiligen Vater und dem Vatikan stehen. Diese Gesellschaft ist, was Bildung anbelangt, eine ebenso verschiedene als bunte, denn neben dem römischen Fürsten und der italienischen Herzogin oder Prinzessin, neben der fremden Gräfin oder Marquise bewegen sich in diesem Kreise mit dem Gefühl einer gewissen Gleichberechtigung der wenig gebildete, beinahe bäuerliche Neffe oder Verwandte eines Kardinals und der fremde Abenteurer, welcher am päpstlichen Hofe sein Glück machen will, so daß innerhalb dieser Gesellschaft trotz der scheinbaren Gleichberechtigung auch die Konvenienz beinahe sichtbar wieder ihre engeren Kreise und einigermaßen fühlbaren Schranken zieht.

In diesem Kreise nun erregte Cecca's Erscheinen ein förmliches Aufsehen durch ihre frische Schönheit, ihre Anmut, ihren ernsten Anstand und durch Geist und Bildung, an welcher sie die Mehrzahl der römischen Damen überragte. Die Nichte des einflußreichen Monsignore de' Salicastri hätte an sich schon einer zuvorkommenden Aufnahme in diesen Zirkeln versichert sein können, auch wenn sie sich nicht durch so viele innere und äußere Vorzüge ausge-

zeichnet hätte. Eine Menge jüngerer und älterer Herren drängten sich um sie und zollten ihr die beeifertsten Huldigungen, welche sie artig aber kühl hinnahm. Ihre wenn auch geringen Lebenserfahrungen erfüllten Cecca mit einem Mißtrauen gegen die Männer überhaupt und die glänzenderen unter diesen Kavalieren insbesondere, und je vorteilhafter die umlagernden Anbeter sich darstellten, desto kühler stellte sie sich ihnen gegenüber, eingedenk des Verrates, welchen der glänzende Theodor v. Neuhaus an ihr begangen hatte. An Heirat konnte und durfte sie ja nicht denken, da sie nach des Oheims Versicherung noch an den Rittmeister gebunden war, und vor jenen leichtgeschürzten Verbindungen und Liebeleien, wie sie in der höheren italienischen Gesellschaft unter den Damen so ziemlich häufig und von der Sitte geduldet sind, bewahrten Cecca die Erinnerung an ihr kurzes Eheleben und an ihre Pflicht und das Mißtrauen, welches ihr die Huldigungen der Männer überhaupt einflößten. Sie fand keine große Anziehungskraft und Befriedigung in diesen geselligen Vergnügungen, allein der Oheim wünschte, daß sie dieselben besuchte, und sie fügte sich seinem Willen, teils weil dieselben das Einerlei des Daseins in der Casa Salicastri unterbrachen, teils weil sie Cecca Gelegenheit zu Beobachtungen dieser vornehmen Welt und zur Bereicherung ihrer Welt- und Menschenkenntnis boten, die ihr, wie sie sich bewußt war, noch sehr mangelten. Cecca gelangte ungesucht zu einer gewissen bevorzugten Stellung in diesen Kreisen, denn sie zeichnete sich bald als graziöse Tänzerin, als anmutige Sängerin und durch anziehende Konversation aus, und der Oheim bemerkte mit Genugthuung ebenso die Anerkennung, welche man seiner Nichte zollte, ihre unverkennbaren kleinen Triumphe, wie den feinen Takt, womit sie die Annäherung

und die Huldigungen der jungen Männer mit einer gewissen Artigkeit hinnahm, ohne jemals irgend einen vor dem Andern auszuzeichnen und sich etwas an dem würdevollen stillen Ernste zu vergeben, welcher ihren schönen regelmäßigen Zügen und ihrem ganzen Gebaren aufgeprägt war. Monsignore schien auch darin eine gewisse Befriedigung zu finden, daß man ihm ebenso um seiner Nichte willen Aufmerksamkeiten aller Art erwies, wie wegen seiner Stellung, und daß einige Söhne der besten römischen Familien sich wirklich in ernster Absicht der jungen Gräfin Francesca näherten, denn in dieser Eigenschaft hatte er sie in diese Kreise eingeführt.

Unter diesen Verhältnissen hatte Voigts seine Schülerin getroffen, als er sie nach anderthalb Jahren in Rom wiedersah, bereits eine vollendete junge Dame, wirklich graziös, elegant, weltgewandt, täglich an Wissen und Bildung zunehmend, für alles Schöne und Gute empfänglich und begeistert, aber still und kühl bis ans Herz hinan. Er beobachtete sie genau und suchte in ihren Zügen zu lesen, ob sie glücklich sei, aber er konnte keine Antwort in ihren Zügen und Augen finden.

„Bist Du glücklich und zufrieden, Cecca?“ fragte er sie daher eines Tags offen und nicht ohne Besorgnis.

„Habe ich irgend einen Grund zur Unzufriedenheit, lieber Vormund?“ versetzte sie mit einem schwachen Lächeln. „Wäre ich nicht undankbar und ungenügsam, wenn ich etwas vermissen wollte? Man sucht mir ja das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Der Oheim überhäuft mich mit Geschenken und Beweisen seiner väterlichen Zuneigung; Tante Teresa, die gute alte Seele, verhätschelt mich; die ersten Häuser Rom's stehen mir offen; alle Schätze des Wissens sind mir zugänglich gemacht, ich habe

eine Familie, eine Stellung, eine sorgenfreie heitere Gegenwart — was will ich mehr?" setzte sie achselzuckend hinzu, denn es wäre ihr als ein schnöder Undank erschienen, Voigts selbst im engsten Vertrauen zu gestehen, daß sie trotz alledem noch eine gewisse Öde in ihrem Herzen empfinde und einen Mittelpunkt in ihrem Leben vermisse.

Monsignore hatte Voigts' Rückkehr nach Rom herzlich willkommen geheißen und ihn sogleich mit Cecca in die geselligen Zirkel eingeführt, in der Hoffnung, daß Voigts dann fernerhin den Begleiter Cecca's in diesen geselligen Vergnügungen spielen werde, und er hatte Voigts Zimmer in der Casa Salicastri hinter der Lungaretta einräumen lassen. Allein Voigts hatte die Gastfreundschaft der Familie nur einige Tage genossen, sich dann aber eine bescheidene Wohnung in der Via Felice am Monte Pincio gemietet, um ganz unabhängig zu sein und sich, wie er sagte, ungehemmt seinen Studien und Liebhabereien hingeben zu können, und weder Cecca's Bitten noch Monsignore's Schmollen hatten diesen Entschluß umzustimmen vermocht.

„Ich bin ein finsterer, menschenscheuer Kauz und habe Stunden, wo ich mit mir selbst oder einem guten Buche allein sein will," sagte er. „Ich habe wenige Bedürfnisse und will mich hier nicht verwöhnen lassen. Ich bin heute hier, morgen dort, und will niemandes Hausordnung stören. Allein wenn mein Mündel mich braucht, sei es zu einem Spazierritte in die Campagna, sei es zur Besichtigung irgend welcher Kunstschätze, dann ruft mich. Nur verschont mich mit euren Soireen und dem Verkehr mit der großen Welt. Ich komme mir unter den geputzten Leuten vor wie ein Uhu unter bunten Vögeln."

So wurden denn die Spazierritte in die Umgebung

wieder aufgenommen, welche Cecca so viel Vergnügen bereiteten und die während Voigts' Abwesenheit ganz aufgehört hatten, weil der Oheim seine Nichte keinem Mietling als Begleiter anvertrauen wollte auf einem unter Umständen nach seiner Meinung gefährlichen Ritte. Auf diesen Ausflügen erzählte Voigts ihr denn von dem Kriege und seinen Erlebnissen während desselben, von den glänzenden Leistungen, den Mühen und Entbehrungen des deutschen Heeres, von den Schrecken des Kriegs, kurz von allen möglichen Dingen, nur nicht von dem, was Cecca gern gehört hätte und wonach zu fragen sie sich scheute: von ihrem Gatten. Voigts schien hierüber hartnäckig schweigen zu wollen. Eines Tages aber, als beide auf einem längeren Ritte in die Campagna hinaus über die heißen Mittagsstunden auf einem Casale oder Pachthof ausruhten und unter dem ärmlichen schilfgedeckten Vordache plaudernd saßen, legte Cecca die Hand auf seinen Arm und sagte: „Lieber Vormund, Sie haben mir nun von so viel Dingen erzählt, aber Sie haben mir Einen Mann nie genannt, — wissen Sie nichts von ihm? von Theobald?“

„Liebst Du ihn noch, Cecca?“ versetzte er finster aufblickend. „Beschäftigst Du Dich noch mit ihm und seinem Schicksal?“

„Wie sollt' ich nicht, Papachen?“ sagte sie leicht errötend, begegnete aber mutig seinem düsteren forschenden Blick. „Kann ich vergessen, daß er so tief in mein Dasein eingegriffen hat, und daß ich noch an ihn gebunden bin?“

„Und Du möchtest ihn also aufsuchen?“

Cecca schüttelte wehmütig das Haupt. „Ich möchte nur wissen, ob er noch lebt,“ sagte sie kurz.

„Um einen Anderen von den vielen jungen Tage-

dieben zu heiraten, welche Dich umschwärmen wie Fliegen das Licht?"

„Nichts weniger als dies," sagte sie ruhig und würdevoll. „Meine Erfahrungen vom ehelichen Leben haben mir den Mut genommen, es mit einem Andern zu versuchen. Allein die Frage nach Theobald ist wohl eine berechtigte, denk' ich. Also nur dies eine, lieber Papa, lebt Theobald noch?"

„So viel ich weiß, ja. Ich habe während des ganzen Krieges mich vergebens bemüht, ihm zu begegnen," versetzte Voigts finster. „Ich habe gehört, daß er ordentlich den Tod gesucht habe, da ihm sein Gewissen das Leben wohl zur Bürde macht. So ist er denn auch, soviel ich weiß, in einer Affaire schwer verwundet und in ein Feldlazareth gebracht worden und dann in die Heimat zurückgekehrt, wo er sich wieder erholt zu haben scheint, denn ich habe erfahren, daß er mit dem eisernen Kreuz dekoriert und als Major oder Oberstlieutenant zur Disposition gestellt worden ist. Wenn ich recht unterrichtet bin, lebt er auf Kroich, dessen Majoratsherr er nun ist, denn sein älterer Bruder soll schon zu Anfang des Kriegs gestorben sein. Das ist alles, was ich weiß, denn ich bin seither nicht mehr in Kroich gewesen, und er würde mich wohl nicht mehr im Jägerhause dulden."

„Ich danke Ihnen, lieber Papa," sagte Cecca, mühsam eine innere Bewegung niederkämpfend. „Und darf ich noch eine andere Frage an Sie richten, Papachen?"

„Du wirst doch nicht etwa zu ihm eilen wollen, um den Invaliden zu verpflegen?" fragte er bitter.

„Nein! ich möchte nur hören, ob Sie nichts von . . . von Graf Wernau wissen?"

„Wie? kümmert sich Dein gutes Herz um Deinen

zärtlichen Papa?“ versetzte Voigts bitter. „Jenun, ich weiß nur soviel, daß Graf Wernau jene Gräfin Natascha Lenski geheiratet hat, um deren willen der Schwächling Neuhaus Dich verließ. Eine recht honnette Gesellschaft, die sich da zusammengefunden hat! Wenn Wernau wieder nach Gimmelborn zurückkehrt, kann Natascha ja ihre Liaison mit Neuhaus fortsetzen! Du hast da eine recht charmante Verwandtschaft, Kind!“

Cecca blieb äußerlich ganz kalt, obwohl dieser Hohn ihr tief in die Seele schnitt und der Gedanke, daß ihre Nebenbuhlerin ihre quasi-Stiefmutter geworden sei, sie mit einem wahren Entsetzen erfüllte. Beide schwiegen eine Weile gedankenvoll, dann fragte Cecca schüchtern und mit unsicherer Stimme: „Wissen Sie nicht, lieber Papa, ob mein Oheim irgend welche Schritte gethan hat, um meinen Vater zur Anerkennung meiner Geburtsrechte zu zwingen? Sie begreifen ja wohl, daß ich einiges Recht habe, darnach zu fragen.“

Der Ernst, mit welchem Cecca diese Frage that, fesselte Voigts' Aufmerksamkeit. „Darüber vermag ich Dir keine Auskunft zu geben, mein Kind,“ versetzte er nicht ohne Teilnahme. „Der Monsignore hat hierüber noch nicht mit mir gesprochen und ich habe ihn nicht gefragt, weil er mich offenbar nicht in diese seine Pläne einweihen will. Ich bezweifle aber, daß er dies seither gethan hat, denn sonst würdest Du schon davon gehört haben. Wahrscheinlich hält Monsignore die Zeit dafür noch nicht gekommen und bereitet seine Schritte vor, über welche er mich im Dunkeln läßt. Vielleicht will er auch der Möglichkeit vorbeugen, daß Graf Wernau, in die Enge getrieben, die Vaterrechte einräumt und sie zugleich geltend macht, indem er Dich zwingt, zu ihm zurückzu-

kehren und mit der Gräfin Natascha sein Haus zu teilen ..."

„Niemals werde ich dies thun! Nun und nimmermehr!" rief Cecca voll Entrüstung und Abscheu. „Gott verzeihe mir, denn er ist mein Vater, aber ich verabscheue ihn!"

„Und mit Recht, mein Kind! folge Deinem Gefühl und laß Dich nicht durch frömmelnde Zureden umstimmen! Warte ruhig ab, bis Du mündig bist, und mach' dann selbst Deine Rechte geltend. Alsdann kann er Dich nicht mehr zwingen, bei ihm zu leben. Und wenn Du dann meine Hülfe und Begleitung brauchst, mein Kind, dann ruf' mich, und Du sollst erfahren, welche Mittel mir zu Gebote stehen, dem Grafen Wernau die Larve der Anständigkeit und des Edelmuts vom Gesichte zu ziehen."

Damit schwieg er, und beide versanken in tiefes Nachsinnen und berührten auch auf dem Heimwege diesen Gegenstand nicht mehr. Beide mochten sich ihre stillen Gedanken darüber machen, warum der Monsignore, dem doch ein solch bedeutender und weit reichender Einfluß zu Gebote stand, keinerlei Schritte thue, um seiner Nichte die Rechte ihrer Geburt und ihrer Ehe zu sichern. Keines von beiden konnte aber auch ahnen, daß Monsignore seine eigenen Rachepläne hatte, die er ganz im Stillen konsequent und unerbittlich verfolgte und die auf nichts Geringeres abzielten, als den Grafen und die Gräfin Wernau gewissermaßen unter ihren Standesgenossen in Verruf und in eine Art sozialer Acht zu versetzen, nach allen Richtungen zu desakkreditieren und so die Zeit abzuwarten, wo er den entscheidenden Streich gegen sie führen wollte. Weder Cecca noch Voigts konnten wissen, daß das Werk dieser stillen geheimen Rache bereits in vollem Gange war und daß das gräfliche Ehepaar diese Heimsuchung auch bereits

fühlte, wenn es sich auch nicht zu erklären vermochte, woher der Streich kam, der es traf.

Voigts hatte sich entschlossen, vorerst in Italien zu bleiben und nicht mehr oder nur vorübergehend nach Deutschland zurückzukehren. Er hatte sich seine kleine Bibliothek nach Rom schicken lassen und in seiner bescheidenen Wohnung in der Via Felice aufgestellt, allein die stillen Studien schienen nicht mehr den früheren Reiz und Trost für ihn zu haben. Eine seltsame fieberische Unruhe war über ihn gekommen und es drängte ihn von Zeit zu Zeit immer wieder hinaus in die Ferne. Ganz unvermutet verschwand er dann von Rom, oft ohne Cecca von seiner Abreise zu benachrichtigen, durchwanderte den Apennin, die Volsker und Sabiner Berge, Apulien, Calabrien oder Sizilien, ja machte sogar weitere Ausflüge nach Malta, nach den Jonischen Inseln, nach Dalmatien, Griechenland, Albanien und Kleinasien, und erschien dann plötzlich wieder in Rom, wie von einer geheimen Macht dorthin gezogen, um nach einiger Zeit sofort von Neuem zu verschwinden, so daß Monsignore ihn für halb verrückt hielt und auch Cecca ihn halb zu bedauern begann, weil sie sich sein Gebaren nicht erklären konnte. Das ganze Geheimnis dieses unstäten Wanderlebens aber war einfach nur die Thatsache: er war noch immer verliebt in Cecca; je schöner und voller Voigts sein Mündel sich unter diesen neuen Verhältnissen entfalten sah, desto mächtiger liebte er sie, und doch mußte er sich sagen, daß diese Neigung, die bis zur Leidenschaft gediehen war, eine Thorheit und Cecca auf ewig für ihn verloren sei, denn wäre sie auch nicht die Gattin eines Andern gewesen, so hätte ihn doch der Unterschied der Jahre wohl unter allen Umständen von ihr geschieden, und Cecca wäre wohl nicht wenig er=

schrocken und in einen Konflikt von Dankbarkeit und Neigung verwickelt worden, wenn er sie seine Gefühle hätte ahnen lassen. Früher vielleicht, als eine schutzlose Waise, hätte er hoffen dürfen, sie zu besitzen, wenn ihn nicht auch noch andere Verhältnisse von ihr getrennt hätten. Nun aber, wo sie ihre Abstammung und ihre Rechte kannte und eine Familie besaß, war nicht daran zu denken, daß sie seine Gattin werden würde. Es zog ihn mächtig in ihre Nähe, und er berauschte sich in ihrem Anblick und Umgang, allein wenn er dann wieder auf dem Punkte war, seine Leidenschaft für sie zu verraten, riß er sich gewaltsam aus ihrer Nähe los, um ihre Ruhe nicht zu gefährden, und verschwand wieder auf Monate, um sich selbst zu beruhigen, denn wie sehr er sich auch bemühte, sie zu vergessen oder aus seinem Herzen zu verbannen, er vermochte es doch nicht.

II.

So waren mehrere Jahre vergangen und Cecca lebte in diesem eintönigen, beinahe vegetativen Leben dahin, ohne jedoch volle Befriedigung darin zu finden. Sie fühlte trotz all der Zärtlichkeit und Liebe, womit Oheim und Tante sie beeifert umgaben, doch eine gewisse Öde und Leere in ihrem Dasein, und suchte sich in Arbeiten und Studien zu vergessen. Sie machte sich insgeheim bittere Vorwürfe über ihre eigene Ungenügsamkeit, über die Undankbarkeit gegen die Vorsehung, welche ihrem Schicksal diese unerwartete und alle Hoffnungen weit übertreffende Wendung gegeben hatte, gegen die Geschwister ihrer Mutter, welche ihr so liebreich begegneten; aber es ging beinahe über ihre Kraft, sich mit diesem zwecklosen Leben auszusöhnen, das mit ihrer arbeitsvollen bescheidenen Jugend so sehr kontrastierte, und sie vermochte ein geheimes Heimweh nach der früheren Einfachheit ihres Lebens nicht zu unterdrücken. Der Oheim bemerkte es und verschaffte ihr mancherlei Zerstreuungen durch Geselligkeit, durch Landaufenthalt in Tivoli, Albano und anderen Sommerfrischen in Gesellschaft der Tante Teresa, wenn die Malaria dumpf und fieberschwanger über Rom und der Campagna lag. Allein auch der Ortswechsel half nur wenig.

Es war an einem Herbstabend, als Cecca und die Tante aus einer steifen, förmlichen Abendgesellschaft in einem vornehmen Hause in der Nähe der Via de Gesu heimkehrten. Die beiden Damen waren mit dem Diener in einem Mietwagen bis zum Ponte di San Bartolomeo gefahren und hatten hier den Wagen verlassen, um die paar Hundert Schritte, welche sie noch von ihrer Wohnung trennten, zu Fuße zurückzulegen. Der Diener ging mit der brennenden Laterne voraus und Cecca's Arm stützte die Tante, welche schwach und kränklich war und nur um Cecca's willen das Opfer gebracht hatte, jene Soiree zu besuchen. So schritten sie langsam dahin und hatten ihr Haus bereits in Sicht, als der Diener mit einem lauten „Santissima Madre!“ zurückprallte, als ob er auf eine Schlange getreten wäre.

„Was giebt es, Beppo?“ fragte Cecca verwundert.

„O misericordia! ecco, ecco, hier liegt ein Erschlagener! und es ist ein Fremder, ohne Zweifel! sehen Sie selbst, meine Damen!“ rief Beppo erschrocken und richtete den vollen Strahl der Laterne auf eine Menschengestalt, welche zusammengekrümmt auf der Seite am Eingang einer kleinen engen Sackgasse lag.

So sehr diese Kunde auch Cecca erschreckte, so war sie doch ein tapferes, resolutes Frauenzimmer. Sie sah, daß der Mann in einer Blutlache lag, daß seine hellfarbigen Reisekleider auf einen Fremden deuteten, daß ihm der Hut entfallen war, und daß das Haupt mit dem gelockten Haar und halb abgewandten Gesicht auf der Schwelle eines Gartenpförtchens lag. „Richte ihn auf, Beppo, und sieh, ob er noch lebt!“ sagte sie entschlossen und nahm ihm die Laterne ab, um ihm zu leuchten, obwohl Tante Teresa, an allen Gliedern zitternd, sie beschwor, den Mann seinem

Schicksal zu überlassen. Allein ihr menschliches Mitgefühl, ihr weiblicher Instinkt waren geweckt und Cecca wollte den Unglücklichen nicht so liegen lassen. Beppo drehte den Hülflosen um, der ein leichtes Stöhnen hören ließ; Cecca leuchtete ihm in's Gesicht und war nahe daran, mit einem Aufschrei des Entsetzens zusammenzusinken, denn der Erschlagene war — ihr Gatte, Theobald v. Neuhaus. Sie hatte ihn erkannt, trotz des Vollbartes, den er jetzt trug.

„Er lebt noch, er zwinkert mit den Augenlidern," sagte der Diener. „Ich will den Nachtwächter rufen oder die Polizei."

„Nein, bring' ihn in unser Haus! rufe den nächsten besten Vorübergehenden an, Beppo, daß er Dir helfe, ihn nach unserem Hause zu tragen!" rief Cecca beinahe unwillkürlich und ohne zu wissen, was sie that. „Ich bitte Dich, Beppo, trage ihn nach unserem Hause!"

Tante Teresa versuchte vergeblich Einwendungen zu erheben, — Cecca schien nicht zu hören; sie beugte sich herab, fühlte nach den Schläfenadern und entdeckte noch einen schwachen Pulsschlag. Thränen des Mitleids thauten aus ihren Augen auf den Mann herab, der sie so schwer, so unverzeihlich gekränkt, den sie zu hassen geglaubt hatte und der nun hülflos, bewußtlos, halb tot vor ihr lag. Aber in diesem Augenblick fühlte sie keinen Groll mehr, keinen Rachegedanken, sondern nur Mitleid, menschliches Mitgefühl. Beppo war weggerannt, um Hilfe zu holen, die Tante lehnte mit wankenden Knieen voll Schreck und Entsetzen an der Wand und sah nur eines: die Aufregung und die Thränen ihrer Nichte, die sich über den fremden Mann beugte, ihm in das Gesicht leuchtete und ihn unverwandt betrachtete mit Gefühlen, über welche sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermocht hätte . . . Es war

eine Szene von wenigen Minuten, dann kehrte Beppo mit zwei Männern aus dem Volke zurück, und schaffte eilends den Verwundeten nach der Casa Salicastri, wo derselbe in einem Zimmer des Erdgeschosses auf ein altes Sopha gelegt ward. Er erschien zwar halb ohnmächtig, hatte aber instinktivmäßig gefragt: „Wer seid ihr? wohin bringt ihr mich?“ dann war er wieder in Bewußtlosigkeit zurückversunken.

„Lohne die beiden Männer ab, Beppo, und schaff' schnell einen Arzt herbei!“ sagte Cecca dringend, zündete die dreischnäbelige Lucerna auf dem Tische an und holte Wasser herbei, um den Verwundeten damit zu besprengen. Teresa war am anderen Ende des Zimmers in einen Stuhl gesunken und fragte, voll Grauen über das Blut, entsetzt und erstaunt: „Was thust Du, mein Kind? Du wirst Deinen Gesellschaftsanzug blutig machen! Was geht Dich dieser fremde Mensch an?“

„O, laß mich gewähren, Tante!“ versetzte sie; „er ist ein Deutscher! er ist . . . ja noch lebend, er kann noch gerettet werden,“ stammelte Cecca, sich nicht irre machen lassend. Sie war auf dem Punkte gewesen, zu verraten, wie nahe sie dieser Verwundete anging; allein eine instinktmäßige, unbewußte Vorsicht hemmte ihre Mitteilung, und sie begnügte sich, Theobald's Gesicht mit dem frischen Wasser zu waschen, um ihn wieder zum Bewußtsein zu bringen, aber er blinzelte nur einigemale mit den Augen und schloß diese dann wieder.

Beppo kehrte bald mit einem Wundarzte zurück, dessen Eifer der Name Salicastri befeuert hatte. Der Wundarzt entkleidete Theobald und Tante Teresa wollte ihre Nichte mit sich fortziehen, aber diese stand wie versteinert in der Mitte des Zimmers, bis der Wundarzt, nachdem er Theobald

mit Hülfe des Dieners entkleidet und die Wunde entdeckt hatte, beschwichtigend erklärte: „Ein garstiger Messerstich in den Arm und in die linke Schulter, aber hoffentlich nicht tötlich; der Arme hat nur viel Blut und dadurch die Besinnung verloren.“ Tiefaufatmend, als ob ihr eine Zentnerlast vom Herzen genommen würde, ließ sich Cecca jetzt von der an allen Gliedern bebenden Tante davon führen, brachte diese auf ihr Zimmer und zu Bette und versprach nun selbst sich schlafen zu legen und den Verwundeten der Pflege des Wundarztes zu überlassen.

Allein hiermit versprach Cecca mehr als sie halten konnte, denn kaum hatte sie sich ihrer Gesellschaftstoilette entledigt, so sank sie auf die Kniee nieder und betete und weinte sich von Herzen aus, sie wußte selbst nicht warum. Aber das Eine fühlte sie als eine Schickung von oben und eine große Gnade Gottes, daß sie ihren Gatten noch einmal hatte sehen und sich seiner annehmen dürfen. Was weiter geschehen solle, darüber machte sie sich in diesem Augenblick keinerlei Gedanken; es zog sie nur hinunter zu dem Verwundeten, und doch wagte sie es nicht, teils wegen der etwaigen Mißbilligung der Tante, teils weil die Kunde von dem Unfall sämtliche Hausgenossen geweckt und herbeigelockt hatte und namentlich die weiblichen Dienstboten sich nun herandrängten, um den Verwundeten zu sehen und von Beppo das Nähere zu erfahren. Und vor diesen schwatzhaften Personen konnte und durfte sie sich keine Blöse geben.

So sank sie denn in einen Stuhl, starrte in die Flamme der Kerze und rang die Hände, von einem Chaos von Gedanken bestürmt, aus welchem nur die einzige Idee sich durchschlagend erhob: Welch' ein wunderbares Zusammentreffen nach diesen sechs Jahren, und welch' ein

Wiedersehen, wenigstens von ihrer Seite, denn sie konnte kaum glauben, daß Theobald sie wieder erkannt habe! Was sollte hieraus werden? Was würde Theobald thun, wenn er wieder genas, und wenn er sie erkannte oder ihre Nähe erfuhr? was sollte sie alsdann thun? Konnte, durfte sie ihm verzeihen und das Vergangene vergessen? Bereute Theobald sein Unrecht und fühlte er sich gedrungen, es wieder gut zu machen? Liebte er sie noch ein klein Wenig? Durfte sie ihm glauben und vertrauen, wenn er reuig zu ihr zurückkehrte? Sie fand auf alle diese Fragen keine Antwort in sich, dagegen aber den lebhaften Wunsch, Neuhaus möge am Leben erhalten bleiben und ihr Gelegenheit zu einer mündlichen Erörterung geben, um alles klar zu legen. Das, was sie vor sechs Jahren in jener verhängnisvollen Nacht gefürchtet, was sie von ihm hinausgetrieben hatte in Nacht, Verzweiflung und Tod, das sehnte sie jetzt herbei, so seltsam ist das Menschenherz. Ihr Herz zuckte noch in der Erinnerung an das, was sie damals gelitten hatte, und doch ertappte sich Cecca auf dem geheimen Wunsche, ihn zu hören, ja sogar ihn gerechtfertigt zu sehen. Sie betete in ihrer tiefen und befremdlichen Gemütsbewegung sogar inbrünstig, sein Leben möchte ihm gefristet werden!..

Wie lange sie dagesessen hatte, vermochte Cecca später nicht zu ermitteln. Aber es war schon tief in der Nacht und das ganze Haus wieder stille geworden, als sie es in ihrem Zimmer nicht mehr aushalten konnte. Sie mußte hinuntergehen und nach ihm sehen. Als sie drunten im Erdgeschoß das Zimmer betrat, wo man Theobald niedergelegt hatte, war es finster, und sie erschrak bei dem Gedanken, man habe Theobald aus dem Hause geschafft oder — ein kalter Schauer durchrieselte sie! — er sei schon gestorben. Glücklicherweise sah sie ein Licht durch die Thür=

spalte eines benachbarten Zimmers schimmern, das sonst unbewohnt war, und trat ein. Ja, hier war Theobald; man hatte ihn verbunden, in ein Bett gelegt, und hier lag er, schlaff und matt, kaum sichtbar atmend, blaß wie ein Toter. Auf dem Tischchen neben dem Bette brannte eine Kerze, standen Gefäße mit Getränk umher; unten zu den Füßen des Bettes lag Beppo in einem Stuhle und schlief wie eine Ratze. Cecca näherte sich dem Verwundeten leise und betrachtete ihn lange, und o! mit welchen Gefühlen! Wie schön er noch war, dieser treulose Mann, in dem stillen Frieden, in der matten Ruhe, welche der Schlaf seinen Zügen aufgedrückt hatte! Sie ergriff seine welke, feuchte Hand — er fühlte es nicht. Sie beugte sich über ihn herab und lauschte seinen schwachen Atemzügen: sie fühlte seinen Atem, aber er spürte ihre Nähe nicht, er zuckte nicht einmal zusammen, als ihre Lippen seine kalte Stirn berührten und eine heiße Thräne auf ihn herunterfiel. O, nur einmal noch hätte sie in seine Augen blicken, nur ein Wort hätte sie aus seinem Munde hören mögen! Sie sah auf dem Tisch ein halbgefülltes Weinglas mit einem Löffel darin, und vermutete, daß dem Armen damit Wein eingeflößt worden sei, und sie flößte ihm einige Löffel voll Wein ein, die er gierig schluckte, ohne zu erwachen. Sie legte ihm die Hand auf die Stirne und er rührte sich matt, seine Lider zwinkerten, als ob er erwache; sie rieb ihm die Stirne, die kalten Hände — er öffnete die Augen und schien sie anzublicken; sie beugte sich zu ihm herab, küßte ihn und flüsterte seinen Namen . . . da blitzte sein Auge flüchtig auf, als ob er sie verstanden habe, ein schwaches Lächeln, ein glückliches, flog über sein Gesicht hin, aber im nächsten Moment verschwand es wieder, seine Augen schlossen sich und er schien wieder in Schlaf, Betäubung,

Bewußtlosigkeit versunken. Laut schluchzend sank Cecca neben dem Bett auf die Kniee nieder und bethaute seine welke Hand mit Thränen!

In diesem Augenblicke erwachte Beppo und erschrak nicht wenig, seine junge Herrin hier zu sehen. „O, Verzeihung, Signorina, ich war nur einen Augenblick eingenickt," stotterte er verlegen. „Aber es soll dem fremden Herrn nichts entgehen. Der Arzt meint, die Verwundung sei nicht gefährlich, aber der Herr habe viel Blut verloren und darin liege die Gefahr. Er hat befohlen, man soll ihn ganz ruhig liegen lassen und ihm nur alle Viertelstunden einige Löffel Wein oder Fleischbrühe oder ein Ei einflößen, und das soll geschehen, auf mein Wort, Signorina! . . . O, bitte, wecken Sie ihn nicht, denn der Arzt meint, Ruhe thue ihm vor allem not, damit er sich wieder erhole."

„Ich habe mich nur überzeugen wollen, ob der arme Herr auch gut verpflegt ist, und habe für ihn gebetet," erwiderte Cecca aufstehend. „Wer mag ihn so schwer verletzt haben, daß er nun so tötlich getroffen da liegt, Beppo?"

„O, Signorina, das haben böse Leute gethan — Räuber, Spitzbuben, die mehr als die Galeere verdient haben," sagte Beppo. „Per Bacco, wenn ich die Schurken hätte! Sie haben ihre Arbeit gründlich gethan; sie haben ihm Börse, Uhr, Ringe und alles genommen, was er bei sich hatte — nicht einen Soldo haben sie ihm gelassen, um sich damit zu bekreuzigen. O, Signorina, was für böse Leute giebt es doch!"

Cecca hörte nicht ungern, daß Theobald das Opfer eines versuchten Raubmordes gewesen sei. Das war ja für ihr Empfinden noch erträglicher, als wenn sie hätte

glauben müssen, jener Dolchstoß sei das Werk eines Eifersüchtigen. Da sie aber nicht länger bei dem Verwundeten bleiben konnte, ohne sich in den Augen des Dieners etwas zu vergeben, so untersuchte Cecca nochmals den Puls Theobald's, empfahl ihn dann der gewissenhaftesten Pflege Beppo's und zog sich wieder auf ihr Zimmer zurück.

Aber an Ruhe konnte Cecca nicht denken. Die unvermutete Begegnung unter solch' eigentümlichen Umständen, die scheinbare Lebensgefahr, das Grübeln über die Ursache seines Aufenthaltes in Rom und seiner Verwundung, all die Gedanken, welche sich für sie daran knüpften, regten Cecca so auf, daß sie den ganzen Rest der Nacht kein Auge schließen konnte. Wie grausam der Verwundete auch in ihr Leben eingegriffen und ihr Vertrauen hintergangen hatte, so hielt ihr eigenes Gewissen ihr doch immer vor, daß Theobald ihr Gatte sei und daß es ihre Pflicht wäre, an seiner Seite zu sein, ihn mit aller Liebe und Treue zu pflegen, deren sie nur fähig sei, sich auf diese Weise an ihm zu rächen, um es ihm einst in's Gesicht sagen zu können: Trotz all dem habe ich Dir Treue gehalten und dies alles für Dich gethan, Treuloser! — Aber irgend ein unüberwindliches Gefühl in ihr sträubte sich gegen den Gedanken, Beppo zu ihrem Vertrauten zu machen und ihm zu sagen, daß der Verwundete ihr Gatte sei; auch Tante Teresa konnte sie es nicht gestehen, denn ihr hatte sie ja diesen Teil ihrer Vergangenheit auf des Oheims Wunsch nicht gestehen dürfen. Aber dem Oheim wollte sie sich anvertrauen und von ihm die Erlaubnis erbitten, Theobald pflegen zu dürfen, bis er außer Gefahr sei. Und dann? fragte sie sich unwillkürlich und wagte sich selbst keine Antwort darauf zu geben, denn sie wußte nicht, ob sie die Kraft haben werde, dem Reuigen, durch ihre Fürsorge

Beschämten Verzeihung zu versagen, wenn er darum werben würde. Sie wußte nicht, ob er sie nicht verleiten würde, ihm zu folgen und ein bescheidenes Dasein in ihrem geliebten Kroich, welches ja jetzt sein Eigentum war, gegen das zwecklose, wenn auch sorgenfreie Dasein in diesem öden Hause zu vertauschen, das ja unter Umständen doch nicht ewig ihr Aufenthalt sein und ihr nie zur Heimat werden konnte!

Der Morgen graute kaum, so sandte Cecca ihre Zofe hinunter, um nach dem Kranken zu fragen, und erhielt die Antwort, daß Theobald noch immer schlummere oder bewußtlos und in großer Schwäche daliege. Der Arzt war schon dagewesen, hatte den Verband erneuert und keine andere Weisung hinterlassen, als den Verwundeten liegen zu lassen und für seine Ernährung und Stärkung zu sorgen. Als Tante Teresa herunterkam und diesen Bericht erhielt, erachtete sie es für das Nötigste, ihren Bruder von dem Vorfall in Kenntnis zu setzen, denn die gute alte Seele wußte sich unter solchen Verhältnissen nicht zu helfen, und war ohnedem lebenslang so wenig gewöhnt, aus eigenem Antriebe zu handeln, daß sie keine Verantwortung übernehmen wollte und die Befürchtung, der fremde Mann könnte in ihrem Hause sterben, und sie in Berührung mit der verhaßten königlichen Polizei bringen, sie mit Entsetzen und Unruhe erfüllte. Die Tante bestand also darauf, daß Beppo sogleich nach dem Vatican eile, um Monsignore von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen, und gestattete einstweilen Cecca, deren Mut sie bewunderte, mit ihrem Mädchen über den Kranken zu wachen.

Monsignore erschien umgehend im Hause und tadelte Schwester und Nichte streng, daß sie den Verwundeten aufgenommen hätten, anstatt dafür zu sorgen, daß er der

Polizei übergeben oder nach einem der nächsten Lazarethe, dem Ospedale della Consolazione oder Ospedale di San Gallicano, gebracht werde. Er wolle der königlichen Polizei, diesen verd— Piemontesen, keinen Anlaß geben, ihm Verlegenheiten zu bereiten, den sie für einen ihrer geschworensten Gegner betrachten; er wolle überhaupt mit den weltlichen Behörden nichts zu thun haben, und wünsche daher, daß der Verwundete alsbald in eines der nächsten Spitäler gebracht und dort Veranlassung gegeben werde, ihn unter den Schutz der Polizei zu stellen.

Da des Oheims Befehle stets unwiderruflich waren, und er, ohne den Verwundeten sehen zu wollen, schon Anstalt machte, Beppo nach der Polizei zu schicken, so wußte Cecca nichts anderes mehr zu thun, als sich dem Oheim anzuvertrauen. Angstbebend zog sie ihn in ein Nebenzimmer, warf sich ihm zu Füßen und gestand ihm, daß sie in dem Verwundeten ihren Gatten erkannt und unter dem Eindruck eines gebieterischen Pflichtgefühls so handeln zu müssen geglaubt habe; sie schilderte ihre Erschütterung über diese Begegnung, in welcher sie eine unverkennbare Fügung der Vorsehung erblicken zu müssen geglaubt habe, mit den beweglichsten Worten, und bat den Oheim inständig um die Erlaubnis, ihrer Pflicht gemäß den Gatten verpflegen zu dürfen.

Monsignore's sanfte Züge verrieten anfangs das höchste Staunen und etwas wie Mißvergnügen über diese Enthüllung, sodann Nachdenken und endlich eine freundliche Milde, welche Cecca's Angst beruhigte und ihr Hoffnungen einflößte.

„Du hast recht gehandelt, liebes Kind," sagte Monsignore dann gedankenvoll und sanft. „Ich billige Deine Handlungsweise und achte Deine Motive. Allein es giebt

Lagen, meine Liebe, wo wir nicht nur an uns denken dürfen und an unsere Wünsche, sondern wo wir auch an das Beste Derjenigen denken müssen, denen wir wohlwollen, und ein solcher Fall ist der vorliegende. Wir müssen vor allem den Arzt zu Rate ziehen; er muß es ermessen können, ob unter bewandten Umständen nicht eine allzu große und nachteilige Erschütterung des Kranken zu befürchten wäre, wenn er, nach all dem Vorhergegangenen, sich plötzlich Dir gegenüber sähe; wir müssen erst hören, was uns der Arzt über den Zustand des Kranken zu sagen weiß. Wenn der Arzt es billigt, mag Dein treuloser, frevler Gatte hier bleiben, und wir wollen feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Allein bevor ich den Arzt gesprochen habe, kann ich den Verwundeten nicht Deiner Pflege überlassen, noch es für zweckmäßig erachten, die gute Teresa und die Hausgenossen wissen zu lassen, in welchem Verhältnisse Du zu dem Verwundeten stehst. Die Nachricht würde ja den ferner Stehenden allzu märchenhaft klingen, um nicht zu müßigem Gerede Veranlassung zu geben . . . Überlaß das Ganze mir, mein liebes, armes Kind, gedulde Dich und werde ruhiger; es wird ja noch alles gut werden. Jedenfalls versprich mir, Dich nicht selbst mit seiner Pflege zu beschäftigen und Dein Möglichstes zu thun, um ihn nicht durch eine Wiedererkennungs-Szene zu erschrecken, die ja bei seinem Befinden zum Schlimmsten führen könnte, wie Du fühlen wirst."

„Ach ja, teuerster Oheim! Sie haben Recht — ich will mir Geduld abringen und um Ruhe beten," versetzte Cecca voll der innigsten Dankbarkeit. „Ich will alles dem lieben Gott und Ihnen anheimgeben." Und sie küßte ihm mit dem dankbarsten kindlichsten Vertrauen die Wange.

„Also abgemacht, mein Kind," sagte Monsignore. „Ich sende nach einem ‚Vater der Barmherzigkeit', der den Kranken verpflegen soll, damit eure kleine Hausordnung nicht gestört werde, und Du versprichst mir, Deinen Gatten nicht eher sehen und sprechen zu wollen, bis er darauf vorbereitet und imstande ist, eine solche Überraschung zu ertragen, nicht wahr?" —

III.

Eine Woche verging und Cecca erhielt täglich mehrmals die beruhigende Gewißheit, daß Theobald sich nach den Umständen leidlich befinde. Infolge seines starken Blutverlusts war Herr v. Neuhaus noch so schwach, daß er meist in bewußtlosem Halbschlummer lag, aber zuweilen auch sich mitteilen konnte. Er hatte dem ‚Vater der Barmherzigkeit' und dem hierzu bestellten Polizeibeamten ausführlich zu erzählen vermocht, wie er in diese Lage gekommen sei: er war schon einige Wochen in Rom und hatte eine Wohnung in Quatro Fontane gemietet, hatte die Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten Rom's allmählich besucht und sich sogar auf Spaziergänge in die Umgebungen gewagt — so an jenem Abend, wo er die Villa Doria Pamfili besucht und sich dort bis in die Nacht aufgehalten hatte. Als er durch die Porta San Pancrazio wieder zurückgekehrt war, hatte er, der nur wenige Worte Italienisch sprach und keinen Cicerone bei sich hatte, einen Mann aus dem Volke, der in ihm den Ausländer vermutete, um den Weg nach der Via delle Quatro Fontane gefragt und dieser sich erboten, ihm den Weg zu zeigen und ihn dann unter fortwährendem Geplauder durch eine

Menge Gassen geführt. Neuhaus hatte einen hellfarbigen Havelock um die Schulter gehängt und folgte, auf den Weg achtend, seinem Führer, als er, an einem einsamen Orte vorübergehend, sich plötzlich den Havelock von hinten weggerissen fühlte, sich aber rasch nach dem Diebe umwandte und einen Mann packte und Hülfe rufend festhielt. In demselben Augenblick aber warf ihm jemand Schnupftabak in die Augen; er hielt aber trotzdem den Dieb fest und rang mit demselben, bis er sich von hinten an der Kehle gepackt und in Arm und Schulter gestochen und zu Boden gerissen fühlte, wo ihn der von hinten angreifende Gegner bis zur Bewußtlosigkeit würgte. Als Neuhaus dann wieder zu sich kam, lag er in seinem Blute und ward bald inne, daß er das Opfer einer Beraubung geworden war: Uhr, Börse, Brieftasche, ein Revolver, den er in der Tasche getragen, sein Messer, seine Schlüssel, sein Zigarrenetui, ja sogar die Ringe an seiner Hand waren fort, und er schleppte sich mühsam auf's Geradewohl weiter bis er am Eingang einer Art Sackgasse ohnmächtig zusammenbrach. Der Polizeibeamte machte nicht viel Aufhebens von der Sache, denn in einer Stadt, wo es so viel Bettler, Müßiggänger und Gesindel aller Art hat, wie in Rom, sind ja solche Fälle nicht selten, namentlich an einsamen Orten und an Fremden, die, der Landessprache unkundig, sich ohne Führer an solche Örtlichkeiten wagen. Neuhaus mußte die ihm gestohlenen Gegenstände beschreiben, hat wohl aber niemals wieder etwas von ihnen gehört.

Neuhaus hatte auch seinem Gesandten Nachricht von dem Attentat gegeben, dessen Opfer er geworden war, und die Gesandtschaft hatte sich seiner hülfreich angenommen. Auch Monsignore hatte ihn eines Tags besucht und ihm

sein Haus und seine Börse angeboten mit all der Urbanität und Herzlichkeit eines vornehmen Römers; allein Neuhaus erfuhr natürlich nichts von den Beziehungen, in welchen er durch Cecca zu diesem hohen Geistlichen stand, noch davon, daß er mit Cecca unter einem Dache lebte. Neuhaus dankte dem Hausherrn herzlich für sein Anerbieten, erklärte daß er diese liebenswürdige und menschenfreundliche Gastfreundschaft nicht länger in Anspruch nehmen werde, als absolut notwendig sei, und ließ sich eines Abends, wo Cecca mit Tante Teresa in einer Abendgesellschaft war, nach einer französischen maison de santé bringen, welche ihm der Kanzler der deutschen Gesandtschaft empfohlen hatte.

Cecca erfuhr dies erst am andern Morgen, und als sie den Oheim um den Grund davon befragte, zuckte dieser die Achseln und zeigte ihr nur das artige französische Billet, womit sich Theobald, welcher die Dienerschaft reich beschenkt, hinterlassen hatte. „Beruhige Dich, mein Kind," sagte Monsignore mild. „So sind diese jungen Herren: selbstsüchtig bis in's Extrem. Dieser Herr v. Neuhaus findet vielleicht in einer maison de santé vermeintlich bessere Pflege, oder er wollte uns nicht länger zur Last fallen, oder aber," fügte er dann zögernd und mit finsterem Blicke hinzu, „sein schlechtes Gewissen hat ihn dazu getrieben, denn er kann auf irgend welche Weise von den Hausgenossen erfahren haben, daß Du hier bist, und er hat doch nicht die Stirne, nach all dem Vorgefallenen Dir wieder begegnen zu wollen."

„Wie wäre dies aber möglich, teurer Oheim? wie kennt er meinen jetzigen Namen, wie meine Beziehungen zu euch?" rief Cecca ungläubig und erschrocken.

„Da fragst Du mich zu viel, mein liebes Kind," versetzte Monsignore mild. „Vielleicht hat der Name Cecca

allein schon sein Gewissen erschreckt, vielleicht hat er im Verlauf von Nachforschungen — durch Pater Denis, durch Herrn Voigts oder auf irgend eine Weise — Deinen Aufenthalt erfahren. Vielleicht ist er eigens um Deinetwillen nach Rom gekommen. Wer kann das sagen? Die Zukunft muß es erst lehren, was er nach seiner Genesung zu thun gedenkt. Vielleicht hat er Dich auch gesehen, denn ich möchte es nicht verschwören, daß Du nicht, meinem Gebot zum Trotze, aus einer verzeihlichen Neugier hie und da in sein Zimmer hineingesehen hast . . . Nun, nun! erröte darob nicht, denn ich verzeihe Dir ja . . . Ich will mich alle paar Tage in jener maison de santé nach seinem Befinden erkundigen lassen, und wir müssen eben geduldig abwarten, wie sich die Sache entwickeln wird.“

Cecca ließ traurig das Köpfchen hängen, denn sie vermochte sich dieses Rätsel nicht zu erklären. Nichts aber wäre ihr ferner gelegen als der Argwohn, Monsignore könnte aus Furcht, seine Nichte verlieren zu müssen, dies Alles so eingeleitet und eine Wiederbegegnung der beiden Gatten hintertrieben haben. Mehrere Wochen hindurch brachte Beppo von seinen Erkundigungen nur immer die Nachricht vom Fortschreiten der Genesung. Immer und immer wieder fühlte sie sich gedrungen, an Theobald zu schreiben und ihm von ihrer Nähe Kunde zu geben, allein immer wieder fehlte ihr der Mut dazu, denn sie glaubte damit dem Willen des Oheims entgegen zu handeln und sich dessen Mißbilligung zuzuziehen; und andererseits hätte es sie unsäglich gedemütigt, wenn Theobald diesen Schritt mißdeutet und ihr geantwortet haben würde, daß sie durch ihr Davonlaufen alle Rechte auf seine Achtung und Neigung verscherzt habe, wozu er ja, wie sie sich nun zum tausendsten Mal reumütig vorwarf, einigermaßen berechtigt

gewesen wäre. Leider war Voigts gerade jetzt in Ägypten, welcher nach ihrer Ansicht am geeignetsten gewesen wäre, den Vermittler zu machen. Sie redete sich ein, Voigts sei ihr bester, aufrichtigster Freund und so uneigennützig, daß er mit Vergnügen sich dazu hergegeben haben würde, Neuhaus zu besuchen und von Cecca's Anteil an seiner Rettung in Kenntnis zu setzen, und was wäre dann nicht alles möglich gewesen? —

Wenn doch der Mensch derartigen Eingebungen des Herzens nachgeben würde, anstatt sie erst auf der Wage der Vernunft nach allen Richtungen abzuwägen, wie viel Unheil würde dadurch verhütet, wie vielen Mißverständnissen vorgebeugt werden! wie manchem Gram und Schmerz würde dadurch gesteuert werden! Hätte Cecca nur die leiseste Ahnung von Theobald's Gemütszustand gehabt, so würde sie sich durch keinerlei Bedenken haben abhalten lassen, den ersten Schritt zu einer Verständigung zu thun. Seit er in Folge einer schweren Verwundung wegen seines halbgelähmten Beines den aktiven Dienst hatte verlassen müssen, war er noch menschenscheuer und ernster geworden als zuvor. Er hatte im Kriege den Tod gesucht und dieser ihn geflohen; er mußte noch länger die Bürde tragen, welche ihm der Gedanke auferlegte, daß er das arglose holde Wesen in den Tod getrieben habe, welches ihm so lieb und kindlich vertraut hatte. Jetzt war Kroich sein und er legte sich die Buße auf, dort zu leben, wo ihn Alles an Cecca und die paar glücklichen Tage erinnerte, welche er mit ihr verlebt hatte, und wo das Bewußtsein eines solch frevlen Verrats und Vertrauens-Mißbrauchs noch einmal so schwer auf seinem Gewissen lastete. Aus dem überschäumenden, von Kraftfülle strotzenden glänzenden Offizier war ein kränklicher, früh gealterter Invalide

geworden, welcher sich vom geräuschvollen Markte des Lebens zurückzog. Allein auch in Kroich duldete es ihn immer nicht lange, und er ging dann auf Reisen, nicht allein um sich zu zerstreuen, sondern in der vagen Hoffnung, doch vielleicht noch einmal etwas von Cecca zu erfahren. Den Gendarmerie-Wachtmeister hatte er nicht wieder gesehen. Derselbe war mit der Feldgendarmerie ausmarschiert und in Frankreich geblieben, und so war für Theobald auch diese Quelle verloren gegangen, welche ihn auf die Spur von Cecca hätte führen können. Der nunmehrigen Gräfin Wernau war er seither mehrmals begegnet, allein er hatte ihre Annäherungs-Versuche beinahe mit Grauen und Feindschaft abgewiesen, denn zwischen ihr und ihm tauchte Cecca's Bild wie ein warnendes Gespenst auf. Er verachtete, er haßte dieses elende, verschmitzte, heuchlerische Weib, das nun um so abstoßender auf ihn wirkte, als er begriff, daß sie nur durch List und alle Künste der Verführung den schwachen reichen Grafen Wernau sich errungen, daß sie auf diesen Zweck Jahrelang hingearbeitet hatte, und als er nun sah, daß sie nur eine alte Kokette war, die vergebens mit allen studierten Toilettenkünsten ihrem fetten Körper noch einen Schein von künstlicher Jugendlichkeit zu geben suchte, der allerdings kaum die Unerfahrensten zu täuschen vermochte. Theobald fühlte ein heimliches Grausen bei Natascha's verstohlenen glühenden Blicken, ihrem vielverheißenden buhlerischen Lächeln, ihrem warmen Händedruck, und er machte kein Hehl aus der Gleichgültigkeit, worin ihn diese Avancen ließen, und floh Natascha's Nähe so eilig wie möglich. Das verdroß sie, aber in ihrer eigenen Verdorbenheit maß sie dieses Gebaren von seiner Seite nicht einem sittlichen Ekel oder Abscheu, sondern nur der geringen

Anziehungskraft ihrer schwindenden Reize bei, welche sie durch Leidenschaft, durch verdoppelte Zärtlichkeit und Innigkeit ersetzen zu müssen glaubte, um auch bei ihm die Flamme der Sinnlichkeit und Leidenschaft wieder höher anzufachen. Das armselige verworfene Weib ahnte nicht, daß es dadurch einem Manne in Theobald's Stimmung, dem nun die Schuppen von den Augen gefallen waren, nur desto abstoßender erscheinen mußte, und daß ihr Betragen und ihre Allüren ihm damit den Stachel der Reue und der Selbstvorwürfe nur desto tiefer in die Seele drückten.

Einer derartigen Begegnung mit dem überraschend gealterten Grafen Wernau und seiner fieberhaft vergnügungssüchtigen, die jugendliche Ingénue trotz eines Körpergewichts von 100 Kilo spielenden Gemahlin in Nizza kaum entronnen, war Theobald als Oberstlieutenant a. D. nach Rom gekommen, wo er den Winter verbringen und sich mit den Kunstschätzen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten der ewigen Stadt zerstreuen wollte. Seit diese Sinnesänderung, dieser düstere Lebensernst über Neuhaus gekommen war, hatte er einiges Interesse für Wissenschaft, Kunst und geistiges Leben und suchte durch Lektüre und Studien sich zu vergessen, und dieser neue Drang hatte ihn nach Rom geführt. Da kam dieser Unfall, welcher ihn auf ein langes Krankenlager warf und wieder auf sich selbst, auf seine qualvollen Erinnerungen und Selbstvorwürfe, auf seine finsteren Gedanken anwies. Die körperliche und geistige Schwäche in Folge seines starken Blutverlustes hatte anfangs seinen Zustand noch ziemlich erträglich gemacht, denn er konnte nicht viel denken. Als aber seine Genesung vorschritt, war all sein Denken und Fühlen nur auf Cecca und sein kurzes Zusammenleben mit ihr konzentriert, und sein Gemütszustand war ein ganz

eigenartiger. Niemals zuvor war ihm die Größe seines Verlustes so ungeheuer und unersetzlich und der Wert Cecca's größer erschienen, und niemals hatte er sich inniger gesehnt, sie wiederzufinden und ihr sein Unrecht abzubitten und zu sühnen, als in diesen Wochen seines einsamen Krankenlagers. Nie hatte der Gedanke, daß er Cecca in Not und Tod getrieben habe, mehr Bitterkeit und Vorwurf für ihn gehabt, und doch war andererseits die vage neckende Hoffnung, daß Cecca noch am Leben sein könnte, bestimmter und ermutigender in ihm laut geworden. Seltsam! seit er seine Gedanken wieder sammeln konnte, war es ihm zu Mute, als habe er Cecca wiedergesehen, blühender, zu vollerer Schönheit und Anmut entwickelt als jemals; er habe sie wiedergesehen, wie sie sich über ihn herabbeugte, ihn auf die Stirne küßte, ihn mit ihren Thränen bethaute, während er wie erstarrt da gelegen sei und nicht einmal ihre Hand habe erfassen können! — Diese Szene schwebte in einem eigentümlich dämmerndem Zwielicht seinem Geiste vor mit der Hartnäckigkeit einer fixen Idee. Er konnte es nur geträumt haben, und in diesem Gedanken, in dieser Erinnerung, in dieser Vision, wie er es gar zu nennen wagte, lag Wohl und Weh — ein bitterer Schmerz über Cecca's Verlust, ein tröstlicher Wahn, dieser Traum, diese Vision könnte darauf hindeuten, daß Cecca doch noch lebe. Wie sehr er auch darüber grübelte, und wenn er sich auch die Möglichkeit nicht klar machen konnte, daß er Cecca wirklich gesehen habe, so verließ ihn doch dieser Gedanke nicht mehr, sondern beschäftigte ihn Tag und Nacht und mochte seine Genesung wesentlich fördern. Wie nahe war er der Wahrheit und wie hätte eine einzige Zeile von Cecca ihm Leben, Ruhe und Frieden wiederzugeben und zwei verfehlte Existenzen wieder herzustellen vermocht! —

Wenige Tage vor Weihnachten reichte Monsignore eines Abends, als er zum Besuch kam, Cecca ein kleines französisches Billet von Theobald, worin dieser ihrem Oheim noch einmal auf das Innigste für die Gastfreundschaft, welche er in seinem Hause genossen habe, und für alle Liebe und Teilnahme dankte, ihm anzeigte, daß er auf dringendes Anraten der Ärzte sich nach Neapel oder Sorrent oder Salerno begebe, um seine Genesung zu befördern und zu beschleunigen, und daß er, leider nicht im Stande, sich mündlich von Monsignore zu verabschieden, weil er noch nicht recht gehen könne, sich die Ehre vorbehalten müsse, nach seiner Genesung und bei der Rückkehr nach Rom, sich bei Monsignore zu bedanken.

„Ich bedaure", hieß es dann zum Schlusse, „namentlich sehr, daß es mir nicht vergönnt war, den Damen Ihres Hauses meinen innigsten Dank für den großen Dienst, welchen sie mir durch ihre werkthätige Nächstenliebe erwiesen haben, zu Füßen zu legen; allein ich lebe der Hoffnung, daß mir dazu auch später noch die ersehnte Gelegenheit gegeben werden wird."

Das Papier bebte in Cecca's Händen, als sie dies las und sich vergegenwärtigte, was wohl die Folge einer derartigen Begegnung gewesen wäre, und feuchten Auges und gesenkten Blickes und in tiefer schmerzlicher Enttäuschung gab sie das Billet zurück.

„Was sagst Du dazu, Kind?" fragte der Oheim mit leicht ironischem Lächeln. „Herr v. Neuhaus hat sich den Abschied recht leicht gemacht."

„Wie so denn, lieber Oheim?" fragte Cecca betroffen.

„Wir haben ein Sprichwort, Kind: wenn der Dieb hinaufgestiegen, giebt er der Leiter einen Fußtritt und wirft sie um."

„Wie soll ich dies verstehen, lieber Oheim?“

„Jenun, ganz einfach! Dein sauberer Tebaldo macht sich mit guter Manier aus dem Staube, um der Bethörten nicht zu begegnen und weiteren Erörterungen zu entgehen,“ versetzte der Oheim mit Geringschätzung. „So sind diese Wüstlinge! er ist ein Elender, Dein Tebaldo! Reden wir nicht mehr von ihm!“

Cecca ging ein Stich durch das Herz und sie fand nicht Gedanken noch Worte, um Neuhaus zu verteidigen, denn auf den ersten Eindruck hin glaubte auch sie ihn schuldig, und Monsignore nannte niemals wieder seinen Namen, noch wollte er von ihm reden hören; er spielte den Beleidigten und sittlich Entrüsteten, während ihm insgeheim diese Wendung der Dinge, welcher er teilweise die Direktive gegeben hatte, willkommen war. Er liebte Cecca nach seiner Art, aber er wollte sie für sich allein haben und weder ihrem Gatten noch ihrem Vater die Möglichkeit einräumen, ihre Rechte an sie geltend zu machen.

Andere näherliegende Sorgen nahmen aber bald darauf Cecca's ganze Thätigkeit in Anspruch und verdrängten die Gedanken an den treulosen Gatten und die Selbstvorwürfe, die sie sich darüber machte, daß sie nichts gethan hatte, um Theobald ihre Nähe kundzugeben. Als eine echte fromme Römerin hatte Tante Teresa in den Weihnachtstagen an Cecca's Seite alle die verschiedenen Kirchen Rom's besucht, worin jene bekannten bildlichen Darstellungen der ‚Krippe‘ oder der ‚Geburt Jesu‘ aufgebaut wurden, deren Beschauung den Gläubigen als eine solch heilige Pflicht erscheint. Dabei mochte die gute treue Seele ihre Kräfte überboten oder sich eine heftige Erkältung zugezogen haben, denn wenige Tage nach Neujahr erkrankte sie und der Arzt erklärte den Anfall für bedenklich. Der Oheim

war sehr ernst und besorgt und Teresa's Zustand schien eine finstere Stimmung noch zu steigern, welche ihn seit Wochen beherrschte. Dies warf seine Schatten auch auf Cecca. Sie liebte die Tante herzlich und mit kindlicher Dankbarkeit, denn Teresa hatte sich ja immer als eine wahre Mutter an ihr bewährt, und wenn Cecca sich auch nicht selbst voll ernster Sorge gefragt hätte, was aus ihr werden solle, wenn Tante Teresa sterbe, so würde sie durch deren eigene Äußerungen auf diese Eventualität hingelenkt worden sein. Teresa schien zu ahnen, daß sie ihre Krankheit wohl kaum überleben werde. In ihrem schwächlichen Körper wohnten keine starke Seele und kein starker Wille, und als das Fieber ihre Kräfte vollends allmählich verzehrte, schwand ihre Hoffnung auf Genesung mehr und mehr und sie erging sich in stillen Klagen.

„Was soll aus Dir werden, mein liebes Kind, wenn ich sterbe? wer wird sich Deiner annehmen?“ fragte sie und wies Cecca darauf hin, daß den Monsignore sein Beruf so sehr in Anspruch nehme und es ihm unmöglich mache, für Cecca zu sorgen. „Er kann Dich nicht zu sich nehmen, denn es dürfen ja keine Frauen im Vatikan wohnen, und hier in dem finstern alten Hause kannst Du nicht allein bleiben. Heirate, mein Kind! es fehlt Dir ja nicht an Bewerbern! heirate und sei glücklich. Ahme nicht mein Beispiel nach, denn es taugt nicht für ein Frauenzimmer, ledig zu bleiben, ein schwankes Rohr im Winde. Ich hatte leider keine andere Wahl, mir ward nicht jene körperliche Schönheit zu Teil, die das sprichwörtliche Erbe der Salicastri ist; ich war klein, schwächlich, unschön, und kein Mann hätte mich um meiner selbst willen geheiratet, und in's Kloster durfte ich nicht, weil ich zur Pflege der Großmutter nötig war . . . Ich habe daher der Pflicht

mein Opfer gebracht und bereue es nicht. — Aber mit Dir, mein Kind, ist es ein Anderes: Du bist schön und klug, voll Gesundheit und Lebenslust; Du kannst einen Mann glücklich machen und verdienst glücklich zu werden; Du hast die Wahl unter den Besten und Reichsten! Versprich mir, mein Kind, daß Du Dich verheiraten willst, wenn ich nicht mehr bin!“ . . .

Cecca mußte ihr den Gedanken an den Tod ausreden und die Hoffnung flammte auf Augenblicke wieder in Teresa auf; allein die Kunst der Ärzte schien so wenig zu vermögen, wie der Besuch des „Santo Bambino“, des wunderthätigen Holzbildes aus der Kirche Santa Maria Araceli, welches man der Tante Teresa zweimal zum Küssen in's Haus brachte; die Schwäche der Kranken nahm zu und ihre eigene Hoffnung auf Genesung schwand mehr und mehr.

Es war der traurigste Karneval, welchen Cecca seither noch in Rom verlebt hatte, und sie kam beinahe nicht von dem Bette der Kranken hinweg. Eines Tags erhielt sie einen Besuch von Voigts, der ganz unerwartet aus Ägypten zurückgekehrt war. Tante Teresa verlangte ihn zu sehen, denn seine treue Freundschaft für Cecca und das was diese ihm verdankte, hatten Teresa immer eine große Achtung für ihn und seinen Charakter eingeflößt und ihr diesen Mann als einen natürlichen und sichern Beschützer ihres Lieblings erscheinen lassen. Sie gestand ihm ihre Todesahnungen, ihre Besorgnisse wegen Cecca's Zukunft, und der Zustand, worin Voigts die Tante Teresa fand, gab ihm die Überzeugung, daß sie ihrem Ziele nicht mehr ferne sei. Er gelobte ihr feierlich, sich Cecca's treulich anzunehmen, und das beruhigte die Kranke sichtlich, denn wie sehr sie auch mit Ehrfurcht an ihrem Bruder empor-

sah und auf seine hohe kirchliche Stellung stolz war, so schien ihr der Weltmann, der mannhafte Soldat und Gelehrte Voigts doch eigentlich mehr Vertrauen in seinen Schutz einzuflößen, als der vornehme Priester. Als sie Voigts innig gedankt hatte, schien ihr plötzlich ein kühner Entschluß gekommen zu sein — sie ließ ihren Notar, ihren Beichtvater und ihren Bruder rufen und bat Voigts, dazubleiben und Zeuge eines Aktes zu sein, den sie für notwendig erachte. Sie war so aufgeregt, so eigentümlich feierlich gestimmt, daß Cecca darob erschrak und Voigts ängstlich fragend anblickte, denn sie konnte sich nicht erklären, was kommen werde. Voigts aber flüsterte Cecca zu: „Sei ruhig, mein Kind, sie will offenbar nur ihr Testament machen, und sie thut vielleicht wohl daran."

Und während Tante Teresa mit gefalteten Händen und einem freundlichen stillen Lächeln auf den hageren, bleichen Zügen schweigend da lag und die Ankunft der gebetenen Personen erwartete, ergriff Cecca die Gelegenheit, Voigts von der Begegnung mit Theobald v. Neuhaus und Allem zu erzählen, was sich darauf bezog. Voigts hörte aufmerksam und wortlos zu, den ernsten Blick auf Cecca gerichtet, als wollte er in ihrer Seele lesen, was sie für ihren treulosen Gatten fühle. Bevor er aber noch hierüber in's Klare kam, erschienen Monsignore, der Notar und der Beichtvater, und schienen erstaunt zu fragen, was denn dies bedeute, da Signorina Salicastri noch bei klarem Verstande und anscheinend noch kräftig genug sei.

Tante Teresa wandte sich zunächst an ihren Bruder. „Du hast mir bei dem Tode der Mutter und Großmutter meinen Anteil am Erbe zu freier Verfügung überlassen, lieber Bruder, und Dir nur die Verwaltung desjenigen Teiles vorbehalten, welchen wir für unsere teure verschollene

Schwester Margherita ausgesetzt hatten, damit es zu frommen Werken verwendet werde, wenn sie verschollen bliebe,“ sagte sie zwar mühsam aber mit einem Tone, welcher auf eine innere Genugthuung deutete. „Ich fühle nun, daß meine Tage gezählt sind, und ich möchte meine irdischen Angelegenheiten ordnen. Meine natürliche Erbin ist Cecca, das Kind unserer teuren Schwester Margherita. Ich wünsche ihr mein Vermögen, soweit es in Kapitalien und Kostbarkeiten besteht, schon jetzt zum Geschenk zu machen, wenn Du damit einverstanden bist, und hätte den einzigen Wunsch, lieber Bruder, daß auch Du ihr den Anteil ihrer Mutter schon jetzt aushändigest.“

Monsignore schien zwar diese Wünsche nicht ganz zu billigen, aber er wollte der Schwester nicht wehe thun, an deren Aufkommen er vielleicht selbst zweifelte. So erklärte er sich denn mit beidem einverstanden und holte auf der Schwester Wunsch aus deren Sekretär eine kunstvoll gearbeitete eherne Kassette, vielleicht ein Werk Benvenuto Cellini's, herbei, welche das ganze Vermögen Teresa's umschloß, und händigte sie Namens Teresa's der erstaunten Cecca ein, welche sich, bis zu Thränen gerührt, zu Teresa's Füßen stürzte und sie bat, diese Kassette doch noch zu behalten und ihren Geist zu beruhigen. Allein mit der eigentümlichen Hartnäckigkeit, welche Leidende oft in solchen Momenten an den Tag legen, bestand die Kranke auf ihrem Willen und bat Voigts, die Kassette einstweilen in Verwahrung zu nehmen, übergab Cecca den Schlüssel dazu, und ruhte nicht eher, als bis über den ganzen Schenkungsakt eine Urkunde in bester Form des Rechtes aufgenommen und von Monsignore und den drei Herren unterzeichnet worden war, und bis Monsignore einen schriftlichen Revers ausgestellt hatte, daß er jeden Tag

auf Cecca's Verlangen ihr das Vermögen aushändigen wolle, welches er für seine verstorbene Schwester Margherita verwalte. Dann dankte Teresa ihrem Bruder mit einer Inbrunst, als ob ihr ein Stein vom Herzen genommen wäre, umarmte stumm ihre Nichte Cecca und schien so ruhig, glücklich und befriedigt, als wäre bereits aller Druck und alle Schwere der Erde von ihr genommen.

IV.

Monsignore hatte anfangs den Argwohn gehegt, seine Schwester könnte durch Voigts zu diesem auffallenden Schritte bewogen worden sein; allein Teresa selbst gestand ihm dann mehrfach, daß er hierin Voigts Unrecht thue, daß sie aus freien Stücken und schon seit längerer Zeit zu diesem Entschluß gekommen und zu dessen Ausführung gewissermaßen durch einen unwiderstehlichen, ahnungsvollen Drang getrieben worden sei, den sie sich selbst nicht zu erklären wisse.

„Ich bedarf ja nichts mehr, lieber Bruder, als ein Grab in Santa Agata drüben," sagte sie mit einer Heiterkeit, als sähe sie schon ihrer Verklärung entgegen; „mein Wunsch ist, daß Cecca sich verheirate, und daß sie einen wackeren Gatten erhalte, der sie um ihrer selbst willen wähle. Damit dies aber geschehe, braucht niemand die Summe ihres Vermögens zu erfahren, um durch eigennützige Motive auf sie aufmerksam gemacht zu werden, und namentlich nicht jene ränkevollen Piemontesen, welche die neue Regierung zu Beamten hereingesetzt hat. Ich will der Regierung dieses mit dem Bannfluch behafteten Usurpators die Erbschaftssporteln entziehen," setzte sie mit einer gewissen Schadenfreude hinzu, und Monsignore begriff

diese Regung des Parteigeistes und gab sich damit zufrieden. Teresa ward von Tag zu Tag ruhiger und gefaßter, aber auch schwächer und schien nun ganz in ihr Schicksal ergeben. Als Voigts dem Monsignore nachgewiesen, daß er die Kassette nebst Inhalt bei einem der angesehensten fremden Bankiers in Rom deponiert hatte, folgte auch der Oheim diesem Beispiele und erheiterte dadurch der Schwester ihre letzten Tage.

Daß der Oheim in dieser Zeit häufiger in der Casa Salicastri erschien und oft ganze Tage hier verbrachte, rechneten ihm Teresa und Cecca sehr hoch als ein Opfer an, welches er der Leidenden bringe. Erst später klärte Voigts seine Mündel schonend darüber auf. Das Opfer an seinen Amtspflichten, welches Monsignore damit seiner Schwester brachte, war ihm verhältnismäßig leicht geworden, denn er war einigermaßen in Ungnade gefallen. Er galt im Vatican für eine Art Abtrünniger, denn er hatte dem Starrsinn des Kardinals Antonelli und des von diesem beeinflußten heiligen Vaters gegenüber zu milderen Maßregeln geraten, weil er die Ansicht vertrat, daß die Kurie dem ausgesprochenen Willen der Nation und der königlichen Regierung gegenüber sich durch ihr abweisendes Verhalten mehr schade als nütze; er hatte zur Nachgiebigkeit geraten und sich dadurch der herrschenden Partei verdächtig gemacht und verfeindet. Es war ein öffentliches Geheimnis in Rom, daß man ihm bereits einen Teil seiner Geschäfte abgenommen und ihn nur darum nicht ganz zu beseitigen gewagt hatte, weil er zu viel wußte und unter der Minorität des Kardinals-Kollegiums Freunde, Beschützer und vielleicht Gesinnungsgenossen hatte. Man sprach sogar davon, daß Monsignore selbst seine Versetzung auf ein Bistum wünsche. Jedenfalls war in

Monsignore Salicastri in aller Stille ein Konflikt entstanden zwischen dem System, welches er seither vertreten hatte und nun nicht mehr ganz billigen konnte, und seinem eigenen Gefühl und Urteil, und dies verstimmte und betrübte ihn. Jede derartige Störung des innern Gleichgewichts und Bewußtseins drückt ja einen Mann darnieder und erzeugt einen mehr oder minder tiefgreifenden Zwiespalt in ihm. Da aber niemand es so leicht über sich gewinnt, einer geachteten und einflußreichen Stellung freiwillig und mittelst eines kühnen, heroischen Schrittes zu entsagen, so fand Salicastri auch vorerst noch nicht den Mut in sich, sein Amt niederzulegen und sich ungesunden Verhältnissen zu entziehen, welche seine Ruhe beeinträchtigten, und so wuchs sein innerer Zwiespalt unmerklich.

Monsignore dei Salicastri hatte keinen Freund, dem er sich hätte mitteilen und mit dessen Hülfe er diesen inneren Kampf hätte ausringen können. Ein Priester ist gewissermaßen von der übrigen Menschheit und ihren Banden losgerissen und blindlings in den Dienst eines Systems gebannt, welches seine ganze und ungeteilte Hingebung, seinen absoluten Gehorsam in allen Dingen verlangt. Unter allen Männern seines Lebenskreises wußte er keinen, zu dem er so viel Zutrauen gehegt, daß er demselben das anzuvertrauen gewagt hätte, was in ihm vorging. Er hätte nur Angeberei und Schadenfreude und Nebenbuhlerschaft zu befürchten gehabt. Mit seiner frommen, strenggläubigen und ziemlich kurzsichtigen Schwester Teresa hätte er noch weniger über das zu sprechen vermocht, was ihn bewegte: er hätte bei ihr kein Verständnis gefunden und ihre Liebe, ihr Vertrauen und ihre Verehrung eingebüßt. Cecca dünkte ihm zu jung und zu unerfahren, um ihn zu verstehen. Er dachte wohl an Voigts, welcher

der richtige Vertraute gewesen wäre, allein Monsignore sah in ihm einen Freigeist, einen Ungläubigen; er wußte aus Voigts' eigenem Munde, daß er ein Gegner der weltlichen Herrschaft des Papstes und ein Feind der Kirche war, und so stand ihm Voigts zu weit links, war ihm zu radikal, als daß Salicastri von ihm ein unbefangenes Urteil und richtiges Verständnis erwartet hätte. Voigts ahnte den Zwiespalt, welcher in Salicastri vorging, allein er war gewohnt, alles was ihn bewegte, nur für sich allein auszutragen, er wollte sich nicht in Anderer Angelegenheiten mengen, zumal in solchen Dingen, und so that er, als bemerke er es nicht, und wartete um so mehr ab, ob Monsignore sich ihm mitteilen werde, als er ohnedem von anderen Gedanken beschäftigt und in Anspruch genommen wurde.

Seit Voigts nämlich wußte, daß und unter welchen Umständen Theobald v. Neuhaus in Rom gewesen und Cecca begegnet war, brannte er vor Begierde, Neuhaus gegenüber zu treten und zur Rechenschaft zu ziehen. So wie die Verhältnisse lagen, war er nicht klar darüber, ob Neuhaus wußte, daß Cecca noch am Leben war, ob er sie erkannt, ob er ermittelt habe, daß er von ihr gerettet worden sei; ob seine fluchtartige Entfernung aus Rom von dem Gedanken, sich einer Wiederbegegnung mit Cecca, der Verantwortung über die Vergangenheit ihren Verwandten gegenüber oder einer möglichen Rache derselben zu entziehen, eingegeben worden sei, oder ob Neuhaus immer noch in Unwissenheit über Cecca's Schicksal sei. Voigts fühlte das dringende Bedürfnis, seinem früheren Freunde wieder zu begegnen und über jene Ereignisse der Vergangenheit vollständig in's Klare zu kommen. Vieles in jenen Verhältnissen erschien ihm noch unklar, und ihm

fehlte der verbindende Faden, an welchen er die einzelnen ihm bekannten Thatsachen hätte aufreihen und in einen innern logischen und organischen Zusammenhang hätte bringen können. Der an Haß grenzende Groll und die Eifersucht der früheren Zeit nach Cecca's Verschwinden waren durch die Jahre und die Ereignisse etwas abgestumpft worden. In seinem Herzen sprach manches zugunsten Theobald's, namentlich der Umstand, daß derselbe im Kriege unverkennbar den Tod gesucht hatte, um sein Vergehen zu sühnen und eines verfehlten Lebens ledig zu werden. Er vermochte Neuhaus nicht mehr unbedingt zu verdammen, er wollte, bevor er endgültig urteilte, erst ermitteln, ob Neuhaus nur aus sträflichem Leichtsinn Cecca verraten, oder ob er als ein herzloser kalter Lüstling diese seiner Leidenschaft geopfert habe. Hierüber wollte und mußte er klar sehen.

Sobald daher Voigts die nötigen Erkundigungen in Dr. Barbeaux's maison de santé und in Neuhaus' früherer Wohnung in Quattro Fontane eingezogen und die Überzeugung gewonnen hatte, daß Theobald wirklich nach Neapel abgereist sei, reiste er ihm in aller Stille nach, um ihn aufzusuchen, und Cecca erhielt eines Morgens nur ein kurzes Billet von ihm mit der Benachrichtigung, daß Voigts in einer dringenden Angelegenheit für einige Wochen habe verreisen müssen, aber bald wieder von sich hören lassen werde. Sie achtete damals nicht sonderlich darauf, denn sie war zu sehr mit der Pflege der Tante beschäftigt, und vermißte ihn nur ungern in diesen Tagen, wo sie selbst so sehr des Trostes und der Aufrichtung bedurfte; aber auf den Unstäten war ja nicht zu rechnen.

Tante Teresa's Krankheit verlief rasch und schmerzlos, sie fühlte ihr Ende deutlich nahen und sah ihm heiter und

gefaßt entgegen. Der Gedanke an Cecca's Zukunft allein machte ihr Sorgen und sie besprach bei jeder Gelegenheit mit ihr Heiratspläne und ähnliches, denn Cecca's liebevolle, umsichtige Pflege machte ihr die Nichte jeden Tag noch werter, und eines Tages übergab sie Cecca noch ein altertümliches goldenes Armband und einen Ring.

„Dies Armband hat meine unvergeßliche Mutter bis zu ihrem Tode getragen, liebes Kind," sagte sie tief ergriffen; „das Haargeflecht, welches in der Kerbe angebracht ist, besteht aus den Haaren Deiner armen Mutter, welche wir ihr einst abschnitten, als sie in ihrer Kindheit schwer erkrankt war und wir sie zu verlieren fürchteten, denn sie war ja unser aller Liebling und Augapfel. Unser seliger Vater ließ dies Armband eigens verfertigen, und Rita mußte nach ihrer Genesung es der Mama überreichen; daher dieses M in Brillanten auf der Schließe. Und als wir Rita verloren hatten und ihren unbegreiflichen Verlust beklagten, da war das Armband Mammina's höchster Schatz, den sie niemals ablegte. Sie übergab es mir kurz vor ihrem Tode nebst ihrem Trauringe und empfahl mir, diese beiden Kleinode heilig zu halten. Nun übergebe ich sie Dir, mein Kind, als der letzten Salicastri. Ich brauche Dir nicht anzuempfehlen, daß Du sie hochhaltest, denn sie stammen ja von Deiner Mutter; versprich mir daher nur das eine, daß Du sie tragen willst, wenn sie auch altväterisch und nicht elegant sind, denn ich habe sie vom heiligen Vater weihen lassen und ihnen meine eigenen heißesten Segenswünsche für Dich mitgegeben, und sie werden Dir Glück bringen, ja, Kind, glaube mir, sie werden Dir Glück bringen, denn Mammina's Segen ruht auf ihnen!" fügte sie mit einem andächtigen Blick gen Himmel hinzu, als wolle sie ihre selige Mutter zur Zeugin aufrufen.

Cecca gelobte es aufrichtig und mit innigem Danke, aber mit der vagen Ahnung, daß dieses Geschenk auf Teresa's nahe Auflösung deute, obwohl niemand ihr Ende so nahe vermutete. Allein sie hatte richtig geahnt: schon am folgenden Nachmittage — es war der letzte Tag des Karnevals — stellten sich Symptome großer Schwäche bei Teresa ein, und während drunten auf den Straßen der übermütige Lärm des Moccoli-Abends tobte, schwanden ihre Kräfte zusehends. Als die Glocke vom Kapitol den Karneval ausläutete, entschwebte still und schmerzlos ihre Seele, während Monsignore und Cecca je eine ihrer Hände hielten.

Beide, der gereifte Mann und Priester und die junge Frau — denn ein Mädchen dürfen wir ja Cecca nicht mehr nennen — verloren an der teuren Toten viel. Für Cecca sank mit ihr ein Mutterherz in's Grab und sie konnte sich des schmerzlichen Gedankens nicht erwehren, mit Teresa die zweite Heimat verloren zu haben. Monsignore aber sah sich nun allein, als den letzten der Salicastri, und das einzige, was ihn noch mit der Welt verknüpfte, war seine Nichte, auf welche er nun alles konzentrierte, was er noch an Liebe und Zärtlichkeit zu fühlen vermochte. Nie hatte er sich einsamer und öder gefühlt, als in dem Augenblicke, wo Teresa's Sarg vor seinen Augen in die Gruft von Sta. Agata hinabgesenkt ward und er in stummem Schmerz seine Nichte Cecca in seine Arme schloß.

Schon am Tage nach dem Begräbnis zog eine entfernte Verwandte, die Witwe eines päpstlichen Offiziers, Signora Filomena Sprone, als Wirtschafterin und Duenna Cecca's in die Casa Salicastri ein. Sie war, was man eine „arme" Verwandte nennt, eine Frau von süßlichem,

wohldienerischem Wesen, scheu und demütig, frömmelnd und augendienerisch, hochgewachsen und stattlich für ihre Jahre, womit denn ihre demütige Haltung und ihre leise, süßliche Sprache förmlich kontrastierte. Sie war Cecca bereits bekannt, denn sie war oft in's Haus gekommen, um Tante Teresa den Hof zu machen, und hatte sich immer Geschenke und Unterstützungen von dieser zu verschaffen gewußt. Aber ihr serviles Gebaren und ihr lauerndes Wesen hatten Cecca niemals gefallen, und sie hielt Signora Filomena für falsch, egoistisch und genußsüchtig; aber sie behielt ihr Urteil für sich, da Monsignore sie wirklich zu protegieren schien, und beschränkte ihren Verkehr mit ihr nur auf das Notwendigste, wie kriechend und grinsend sich Signora Sprone auch bemühte, Cecca's Vertrauen zu gewinnen Cecca's Leben ward dadurch noch eintöniger und zweckloser, denn nun hatte sie ja nicht einmal mehr für Tante Teresa zu sorgen, und für einen regen, thätigen Geist, für eine auf praktische Zwecke gerichtete Thatkraft sind Musik, Gesang und Malerei keine genügenden Beschäftigungen. Die Trauerzeit gebot ihr ferner, den geselligen Vergnügungen ihres Kreises, so wenig anregend dieselben auch waren, fern zu bleiben, und so blieb Cecca nichts übrig als die Einkehr in sich selbst und die Sorge für die Armen ihrer verstorbenen Tante, aus denen sie sogleich die handwerksmäßigen Bettler und Heuchler ausschied, um dafür würdigere Armen zu bedenken, denn an Armut, Elend und Leid fehlt es ja in Trastevere nicht.]

Voigts war nach Ostern nach Rom zurückgekehrt und war erschrocken über die Veränderungen, welche er in dem befreundeten gastfreundlichen Hause hinter der Lungaretta antraf. Der Tod der schlichten Matrone mit dem guten Herzen ging ihm nahe und er wußte zu werten, was die

ihrigen an ihr verloren hatten. Sein aufrichtiges Beileid und Mitgefühl that Cecca wohl und seine Besuche trösteten sie und brachten eine willkommene Abwechslung in ihre Einsamkeit. Mit ihm konnte sie sich über alles aussprechen, während sie sich von Signora Sprone, als einem ungebildeten, gleißnerischen, schwatzhaften Weibe, abgestoßen fühlte. Mit ihm konnte sie von der Vergangenheit plaudern, von jenen Halcyontagen ihrer Jugend in Kroich, bevor noch der stille Frieden ihrer Kindlichkeit durch Theobald's Erscheinen gestört worden war. Mit ihm versenkte sie sich am liebsten wieder in die unschuldigen Tage ihres einfachen Landlebens an der Seite ihres Pflegevaters, wo ihre Blumen, ihre Tauben und Hühner, ihre Kaninchen und ihre Bücher ihre Lieblingsgefährten gewesen waren, die ihr nun in zauberischem Lichte erschienen gegenüber dem jetzigen Wohlstand, der sie aus allen Ecken angähnte. Mit Voigts konnte sie auch von höheren Dingen sprechen und er konnte ihr zu Studien und Büchern raten, welche ihr die Gegenwart erträglich machten. Von der Zukunft sprachen beide niemals, als wagten sie an dieselbe nicht zu denken, so sehr dieselbe auch beide im Stillen beschäftigen mochte. Cecca machte sich ja ohnedem schon geheime Vorwürfe über die Undankbarkeit gegen die Vorsehung, weil sie sich nicht mit ihrem Dasein zufrieden geben konnte, und sie wollte um alle Welt nicht in des Vormunds Augen unzufrieden, ungenügsam und undankbar erscheinen. Auch von Neuhaus sprachen sie nicht, denn Voigts wollte ihr nicht gestehen, daß er auf jener Reise zwar seine Spur mit Mühe in Neapel, Sorrent, Amalfi und Salerno aufgefunden und bis Aci Reale auf Sicilien verfolgt habe, an welchen Orten insgesamt Neuhaus sich je einige Zeit aufgehalten hatte, worauf er aber in Messina spurlos verschwunden

sei. Und Cecca wollte ihres Gatten nicht erwähnen, weil er ja versprochen hatte, auf der Rückkehr Rom wieder zu berühren, und sich bei den Damen des Hauses Salicastri zu bedanken, und weil sie sich scheute, Voigts merken zu lassen, welches Interesse sie noch immer und trotz alledem an Neuhaus nahm.

Nur eines, was sie schmerzlich empfand, teilte Cecca ihrem Vormund mit, nämlich daß der Oheim nun seit dem Tode Teresa's weit seltener zum Besuche kam, daß er stets ernster und düsterer erschien als sonst, daß er aber bei jedem Besuche freundlicher und liebreicher gegen Cecca war und selten mit leeren Händen kam, sondern sie durch Geschenke aller Art zu erfreuen suchte. Voigts hätte ihr den Grund leicht anzugeben vermocht, wenn er ihr nicht hätte einen Kummer und eine Sorge ersparen wollen. Er hatte nämlich aus irgend einer guten Quelle erfahren, daß Monsignore dei Salicastri nun bei der herrschenden Partei im Vatican förmlich in Ungnade gefallen sei, seinen seitherigen Posten mit einem andern vertauscht habe, in einer Art Gefangenschaft und Überwachung gehalten und beargwöhnt werde, und daß er sogar in den seltenen Fällen, wo er den Vatican verließ, von geheimen Spähern überwacht werde. Ihn ganz fallen zu lassen oder aus irgend welchem Grunde zu entfernen, wagten die Führer der herrschenden Partei nicht, denn Monsignore dei Salicastri war in allzu viel wichtige Geheimnisse und Verhältnisse eingeweiht und konnte unter Umständen durch Indiskretion oder Verrat unliebsam gefährlich werden, wie Pater Curci und andere „Abtrünnige".

Wenige Wochen nach dem Tode Teresa's fand sich häufig ein anderer Verwandter des Hauses Salicastri als Besucher im Hause ein, ein Cavaliere Emilio Alberone,

dessen Großmutter eine Salicastri gewesen war, ein junger Lebemann von etwa dreißig Jahren, hübscher Figur und einnehmenden Manieren aber seichtem Wesen. Er hatte keinen Beruf, als den eines eleganten Müßiggängers, wie sie in Rom zu Tausenden sich herumtreiben und als „Nepoten“ von Kardinälen und anderen kirchlichen Würdenträgern oder als Abkömmlinge von alten adeligen und patrizischen Geschlechtern sich eine gewisse Stellung in der Gesellschaft anmaßen. Emilio war Offizier unter den päpstlichen Zuaven gewesen, und dies lieh ihm ein gewisses Relief unter der sogenannten vaticanischen Partei und verschaffte ihm einigermaßen die Protektion von Cecca's Oheim, welcher sonst — dem gewöhnlichen lebhaften Familiensinn entgegen — sich nicht viel um seine ärmeren Seitenverwandten kümmerte. Tante Teresa war Emilio nicht sehr gewogen gewesen, weil sie ihn von Jugend auf kannte und behauptete, er sei immer ein nichtsnutziger, böser, fauler Junge und eine Plage für die seinigen gewesen. Cecca hatte ihn niemals sonderlich beachtet, denn die etwas plumpe Zuversicht, womit Emilio auftrat, weil er sich offenbar für einen „schönen Mann“ hielt, seine derben, selbstbewußten Manieren, die stark nach der Kaserne und dem Kaffeehaus rochen, seine innere Hohlheit und der Mangel an höherer Bildung, hatten sie immer etwas abgestoßen. Ihr gegenüber hatte er zwar immer den Angenehmen gespielt und sich so fein und artig als nur möglich zu geben versucht, allein ein instinktives Mißtrauen hatte sie stets bewogen, ihn in gebührender Ferne zu halten. Auch an Voigts, welchen Emilio im Hause der Tante kennen lernte, hatte sich der Ex-Zuave anzuschließen versucht und denselben als alter Soldat mit derber, militärischer Gutmütigkeit und Kameradschaftlichkeit behandelt, allein Voigts hatte

ihn mit einer gewissen kühlen Würde abblitzen lassen und ihm bedeutet, daß er kein Freund jener Helden sei, welche täglich und nächtlich von einem Kaffeehaus zum andern bummelten, ungezählte Virginia-Cigarren rauchten, unzählige Billard- und Kartenspiele machten, namentlich mit ungeleckten jungen Engländern und anderen Ausländern, denen sie mit guter Manier das Geld abnähmen, und hatte Emilio auf diese Weise seinen Standpunkt klar gemacht. Signora Filomena dagegen schien sehr gut mit Emilio zu stehen, und seine häufigen Besuche in der Casa Salicastri schienen anfangs nur ihr zu gelten. Bald aber bemerkte Cecca, daß Emilio auch ihr selbst sich zu nähern versuchte, anfangs nur schüchtern und etwas zaghaft, dann aber, als sie es stillschweigend und kühl hinnahm, etwas dreister und mit unwillkürlich deutlicherer und direkterer Absicht, indem er ihr Blumensträuße, die Texte der neuen Opern, Photographien von neuen Gemälden, von neuen Aufgrabungen und Kunstdenkmälern zu übersenden wagte. Nun konnte sie aber nicht länger an sich halten, um nicht mißverstanden zu werden, sondern bat ihn eines Tages artig aber mit vollstem Ernste, sie mit derartigen Aufmerksamkeiten zu verschonen, welche sie von keinem Herrn anzunehmen geneigt und imstande sei, und sich ihretwegen nicht in Unkosten zu versetzen. Sie fürchtete beinahe, ihn dadurch zu kränken, allein zu ihrem Erstaunen fand er sich dadurch nicht beleidigt. Sich in den Hüften wiegend, seinen martialischen Schnurrbart mit der einen Hand streichelnd und die andere Hand in die Seite gestemmt, sah er sie mit einem bedeutsamen, selbstzufriedenen Lächeln an und sagte: „Bah, liebstes Bäschen, machen Sie doch davon kein solches Aufheben! Das versteht sich unter Verwandten von selbst! Sie wissen, carissima cugina, daß ich Ihnen gut bin, und

solche kleine Aufmerksamkeiten unterhalten ja die Freundschaft. Thun Sie doch nicht so spröde, smorfiosettina mia!“ und damit wollte er ihre Hand erfassen und an seine Lippen ziehen.

Diese plumpe Zuversicht und plötzliche Vertraulichkeit verletzte Cecca einigermaßen. Hoch erglühend und mit blitzenden Augen entzog sie ihm unwillig ihre Hand, trat einen Schritt zurück und sagte mit ruhiger Würde: „Sie scheinen sich in der Adresse Ihrer Galanterien zu irren, Cavaliere Alberoni. Ich bin weder Ihre Base, noch Ihre Freundin und Vertraute, und bitte Sie sich zu erinnern, daß ich Ihnen meines Wissens noch nie ein Recht gegeben habe, sich dafür zu halten . . .“

„Aber, Liebe, Sie sind zu streng,“ fiel ihr Signora Filomena begütigend in's Wort; „Vetter Emilio hat es nicht so bös gemeint: er ist so drollig und hat ein so gutes Herz . . . er ist Ihnen so gut, er achtet Sie so hoch, Cecchina mia, er hat Sie unmöglich damit beleidigen wollen!“

„Nein, per Bacco, carissima cugina! Sie sind vollkommen im Irrtum, wenn Sie . . .“ stammelte Emilio etwas verlegen. „Die Sache ist die, daß ich Sie liebe und bewundere, und Sie wissen, weß das Herz voll ist, dessen gehet der Mund über.“

„Lassen Sie mich dies ignorieren, Cavaliere Alberone, aber vergessen Sie nicht, daß Sie sich eine vergebliche Mühe machen,“ erwiderte ihm Cecca mit einer kühlen Verbeugung und verließ das Zimmer, nicht gerade verletzt, aber unangenehm berührt von einer Taktlosigkeit, welche dem sonstigen feinem Gefühl und der Grazie der Italiener Hohn sprach.

Emilio bemerkte nur, daß er zu weit gegangen war,

und kraute sich hinter den Ohren, schnitt ein sehr dämliches Gesicht und schaute Signora Filomena fragend an.

„Ja, Du hast eine Dummheit begangen, Vetter,“ sagte Signora Sprone. „Du bist mit der Thüre in's Haus gefallen. Es hat jedoch vorerst nichts zu sagen, denn keine junge Dame nimmt es übel, wenn ein schöner Mann sich in sie verliebt bekennt. Cecca ist stolz, aber leicht zu beschwichtigen. Ich will ein Fürwort für Dich einlegen, Emilio, und die Sache wieder in's Geleise zu bringen suchen. Aber Du mußt künftig klüger sein, wenn unser Plan gelingen soll. Du darfst das Sprichwort nicht vergessen, daß ein Tölpel über einen Strohhalm den Hals brechen und in einem Trinkglase ertrinken kann.“

Von dieser Zeit an vermied es Cecca, Emilio zu begegnen, wenn er in's Haus kam, um Signora Filomena zu besuchen, für die er eine große Achtung und Freundschaft zu hegen schien, und eine Zeit lang ging alles gut, denn wenn Emilio und Cecca sich zufällig am dritten Orte begegneten, war Emilio nur artig, hielt sich möglichst fern und verfolgte Cecca nur mit den Augen, was sie ihm nicht wehren konnte. Auch mußte sie es geschehen lassen, daß Signora Filomena bei jeder Gelegenheit das Lob des Vetters sang, daß er ein herzensguter Mensch und braver Christ, aber un poveretto sei, welcher sein Ziel verfehlt habe, denn seine Eltern hätten ihm eben keine sorgfältige Erziehung gegeben und sein Vater habe sein hübsches Vermögen thöricht vergeudet, so daß dem Sohne nichts geblieben sei, als sein alter Adel und sein Degen. „Aber,“ schloß sie dann immer, „er hat ein Herz von Gold und hat dies an meinem Seligen bewiesen und an mir, welcher er immer ein uneigennütziger Freund war . . . Ja, wenn sein Oheim, der Bischof von Reggio, stirbt, so erbt er noch

einen schönen Pfennig und ist ein geborgener Mann, wie er es verdient."

Cecca nahm dieses empfehlende Zeugnis höchst gleichgültig hin und ließ die Duenna schwatzen. Als aber nach einiger Zeit Emilio meist um die Zeit des Mittagessens oder Abendbrotes kam, wo ihm Cecca kaum ausweichen und Signora Filomena nicht umgehen konnte ihn zu Gaste zu laden, so ließ sie es geschehen, weil sie der Duenna das Vergnügen, das ihr der Umgang mit dem hohlen Jungen zu gewähren schien, nicht verkümmern wollte. Sie selbst aber hielt ihn durch kühle Höflichkeit in gebührender Entfernung und zog sich immer möglichst bald zurück.

V.

Das Trauerjahr war zu Ende — wohl das eintönigste und ödeste, welches Cecca je erlebt hatte. Die strenge Sitte hatte ihr geboten, sich von Theater, Konzerten und öffentlichen Vergnügungen, selbst von größeren Gesellschaften, außerhalb dem engsten Familienkreise, ganz fern zu halten und beinahe klösterlich abzuschließen und in Gesellschaft einer Frau, welche ihr je länger desto unsympathischer wurde, denn sie hatte Filomena für heuchlerisch, falsch, selbstsüchtig, ränkevoll und klatschhaft kennen gelernt, aber sie hatte sich in sie schicken und ihre Nähe erdulden lernen müssen um des Oheims willen, welcher ihr diese Frau zur Duenna gegeben hatte, die sein Vertrauen, wenn auch vielleicht unwürdig, genoß. Sie sah den Oheim jetzt nur selten; es war eine unverkennbare Umwandlung mit ihm vorgegangen: der einst so milde, freundliche und ruhige Priester war ernst düster, schweigsam und beinahe verbittert geworden und schien leidend zu sein; er mochte mit der Welt und den Menschen zerfallen sein, aber gegen seine Nichte war er immer voll Zärtlichkeit und Milde. Er beklagte ihre Einsamkeit und Zurückgezogenheit; er versicherte sie, daß er schmerzlich

ihre Nähe entbehre und sie bedaure, daß sie ihre Jugend so vertrauern müsse. Aber das sollte anders werden, denn er hoffe, mit irgend einem Bistum betraut zu werden und sie dann zu sich nehmen zu können. Wenn erst der Sommer komme und er noch nicht von seinem jetzigen Amte entbunden sei, so wolle er einen Erholungs-Urlaub nehmen, und dann wollten sie mit einander auf's Land gehen, in die Berge, nach Albano, Subiaco, Olevano, Velletri, oder wohin immer, und diese Aussicht schien ihm eine tröstliche und hoffnungsvolle zu sein. Cecca verschloß es daher in ihr Innerstes, daß sie sich einsam, verlassen, gelangweilt und beinahe unglücklich fühlte, daß sie sich meist in ihr Zimmer einschloß, sich mit Lektüre, Malerei und Musik zu vergessen suchte und mit den Erinnerungen an die Liebe und Güte der Urgroßmutter und der Tante tröstete und mit dem Bildnis ihrer schönen sanften Mutter unterhielt, das in ihrem Zimmer hing. Sie kämpfte aus voller Willenskraft gegen den Undank an, welchen sie sich zum Vorwurf machte, weil sie sich mit ihrem jetzigen Lose nicht ganz versöhnen konnte, und rang nach Geduld und Fassung, um die lauernde Duenna nicht bemerken zu lassen, was in ihr vorging.

Cecca's Schönheit hatte sich in diesen Jahren der Ruhe zur herrlichsten Blüte entfaltet; ihre zierliche, mittelgroße Gestalt war von einem wundervollen Ebenmaße, voll Anstand und Geschmeidigkeit, voll ungesuchter Grazie in jeder Bewegung; auf ihrer Stirne thronten Intelligenz und Würde, aus ihren großen braunen Augen blitzten Geist und Gemüt; ihr Geist war vielseitig gebildet und mit dem Edelsten und Besten genährt, was Literatur, Wissen und Bildung im Allgemeinen nur aufzuweisen hatten. Sie war eine durchaus gewinnende Erscheinung,

an welcher die Blicke aller Männer hafteten, und ihr Gebaren war so bescheiden, demütig und anspruchslos, als ob sie ihre eigenen Vorzüge nicht einmal ahne. Darum waren ihr sogar diejenigen zugethan, welche sie als zwischen sich und dem dereinstigen reichen Erbe des Oheims stehend betrachteten, und die Reichsten und Vornehmsten unter den Söhnen der besten römischen Adelsfamilien huldigten ihr beeifert, ohne sich irgend eines Erfolges schmeicheln zu können, denn sie war ja noch verheiratet und hätte vielleicht, selbst wenn sie sich als Wittwe gewußt, keine Lust gefühlt, wieder eine Ehe einzugehen, da sie ohnedem die Überzeugung hegte, daß bei vielen ihrer Anbeter neben den sinnlichen auch eigennützige Beweggründe mit unterliefen.

Jetzt war der Frühling des Südens mit seinem ganzen unnennbarem Zauber da, und Cecca's einziger Genuß war nur, sich beinahe täglich im geräumigen Garten hinter dem Hause in der Via San Francesco zu ergehen, welchen sie mit so großer Liebe und Verständnis pflegte, weil derselbe sie an die glücklichen Beschäftigungen und Tage ihrer Jugend erinnerte, und weil sie in diesem innigen Verkehr mit der Natur sich selbst und die eintönige Gegenwart vergaß. Hier traf sie zuweilen mit dem Oheim und mit Voigts zusammen, welche sich über ihre gärtnerischen Schöpfungen und kleinen Erfolge freuten und dieselben verstanden, und hier war sie selbst dann allein, wenn Signora Filomena sie auch begleitete, denn die Duenna setzte sich dann mit ihrer Stickerei in den Schatten der Veranda des Pavillons und schlief gewöhnlich ein, wenn sie keine Freundin bei sich hatte, um zu klatschen. Wenn dann Cecca sich müde gegangen oder gearbeitet hatte, suchte sie gewöhnlich das kleine Bosket auf, wo die

marmorne Madonna stand, und ruhte sich hier entweder sinnend oder mit einem guten Buche in der Hand aus.

Es war an einem wunderschönen Abend mitten im Frühling, als Cecca wieder nach mehrstündiger Beschäftigung im Garten den kühlen Schatten jenes Boskets aufsuchte. Als sie an der Madonna vorüberging, sah sie einen Brief am Boden liegen und hob ihn auf. Er war an sie adressiert und von einer unbekannten Hand; er mußte erst jüngst hierher gelegt worden sein, denn das Papier war noch trocken und die Tinte der Adresse noch nicht vom Thau zerflossen oder verwischt. Mit Erstaunen und einem bangen unruhigen Vorgefühl betrachtete Cecca das geheimnisvolle Schreiben und fragte sich, wie es hierher gekommen sei, denn noch vor einer Stunde, als sie durch das Bosket gegangen war, hatte der Brief noch nicht hier gelegen. Was hatte das zu bedeuten? sollte sie ihn öffnen oder einfach wieder an seine Stelle legen? Nach einigem Zaudern und Erwägen erbrach sie ihn mit bebender Hand und erschrak: das Schreiben kam von Emilio Alberone und enthielt eine zwar gut stilisierte, aber mit ungeübter Hand und mangelhafter Orthographie geschriebene, leidenschaftliche Liebeserklärung und eine Werbung in bester Form um ihre Hand. Emilio gestand ihr, daß er arm und vielleicht ihrer nicht würdig sei, daß er sie aber bis zum Wahnwitz liebe und sich ihr Vertrauen, ihre Neigung verdienen, daß er ihr ein treuer Beschützer sein wolle, dessen sie vielleicht bald benötigt sein werde.

Diese Andeutung flößte ihr einen Schreck ein, welchen sie sich nicht erklären konnte, aber unwillkürlich maß sie demselben eine schlimme Vorbedeutung ein. Sie fühlte zwar eine Entrüstung über die Kühnheit, welche in diesem unvermittelten und gewiß von ihr niemals ermutigtem

Schritte Emilio's lag, aber sie vermochte ihm nicht zu zürnen, da er ihr zu unbedeutend war und sie sich längst gewöhnt hatte, in ihm nur eine Art Abenteurer zu sehen, welchem alles zuzutrauen war. Sie fühlte sich eher gedemütigt als geschmeichelt von seiner Werbung, und unter dem Eindruck der augenblicklichen Regung zerriß sie den Brief in Hunderte von kleinen Stücken und streute diese über die Stelle, wo sie den Brief gefunden hatte. „Hier meine Antwort!" murmelte sie und trat die Fetzen an den Boden. Hierauf aber brach sie unwillkürlich in Thränen aus — beinahe Thränen des Ingrimms, — und machte ihrem gepreßtem Herzen Luft. Dann suchte sie die Thränen zu verwischen, kehrte zu dem Pavillon zurück und sagte zu ihrer Duenna: „Bitte, Signora Filomena, lassen Sie uns nach Hause gehen; mich fröstelt!" und ihre Mantille nehmend, ging sie voran, die lauernden Blicke nicht achtend, welche Filomena auf sie warf, noch das scheinbar harm- und gedankenlose Geplauder, womit die Duenna sie auf dem Heimweg unterhalten oder zum Sprechen veranlassen wollte.

Cecca ging mit sich zu Rate, ob sie dem Oheim oder Voigts diesen Schritt des Cavaliere Alberone mitteilen solle; aber ehe sie sich noch für das eine oder andere hatte entschließen können, kam ihr Voigts entgegen, welcher sie hatte vom Garten abholen wollen, und sprach mit ihr von einer interessanten Ruine, welche er bei Casale di Boccea in der Campagna entdeckt habe und die er ihr zeigen möchte. Und als sie das Haus hinter der Lungaretta erreichten, fanden sie den Oheim vor, welcher seiner Nichte mitteilte, daß er nun um einen Urlaub eingekommen sei und nach Empfang desselben sich auf's Land, vorerst nach Valmontone oder Anagni zu begeben gedenke, um dann

mit ihr später in die Sabiner oder Volsker Berge zu gehen, wo sie dann bis zum Herbst bleiben wollten, während Signora Filomena dableiben und zu Hause zum Rechten sehen solle. Dieser Plan einer Sommerfrische ward dann eingehend besprochen und die Vorzüge der einzelnen Orte, welche Voigts von seinen Fußwanderungen her genau kannte, erwogen, bis Cecca und Filomena sich entfernten, um für das Abendbrot zu sorgen.

Kaum sah sich Monsignore mit Voigts allein, so brach er das Gespräch plötzlich ab, führte diesen in die fernste Ecke des Zimmers am Balkon und sagte: „Signor Eduino, ich habe Sie um einen Freundschaftsdienst zu bitten, wegen dessen ich Sie eigens heute aufgesucht habe. Darf ich auf Ihre Treue und Verschwiegenheit rechnen?“

„Verfügen Sie unbedingt über mich, Monsignore, Sie kennen mich ja,“ versetzte Voigts, der sich über den Ernst, die Heftigkeit und Heimlichkeit seines Freundes eines Erstaunens nicht erwehren konnte. „Worin soll derselbe bestehen?“

„Nehmen Sie dies zu sich, mein teurer Freund, und verwahren Sie es gut,“ sagte Monsignore, ein kleines Packet aus der Tasche ziehend und es Voigts in die Hand drückend. „Es ist mein Testament und ein Teil meines Kapitalvermögens. Sagen Sie Cecca nichts davon und machen Sie nicht eher Gebrauch davon, als bis Sie . . . die Gewißheit haben, . . . daß ich . . .“

„Wir wollen hoffen, daß dieser Fall noch lange nicht eintritt, Monsignore,“ erwiderte Voigts, und konnte sich diese Anwandlung wie von düsteren Ahnungen nicht erklären. „Sie sind gesund und kräftig — warum wollen Sie an das Äußerste denken?“

„Müssen wir das nicht alle, da wir ja jeden Augen-

blick am Rande des Grabes wanken?“ entgegnete Monsignore mit einem wehmütigen Lächeln. „Übrigens wissen Sie ja, mein Freund, daß ich eine Reise vorhabe, und während dieser ruhen diese Papiere vielleicht besser in Ihrer Verwahrung oder in derjenigen Ihres Bankier als in meiner Tasche.“

Der Eintritt Cecca's, welche die Herren zum Abendbrot entbot, unterbrach diese vertrauliche Mitteilung, auf welche Monsignore nicht zurückkam, denn bald nach dem eingenommenen Mahle ward er von seinem Diener abgeholt und verabschiedete sich, um in den Vatikan zurückzukehren, nachdem er sich von Voigts noch mit einem bedeutsamen Blick und Händedruck verabschiedet hatte.

Es war das letzte Mal, daß Voigts ihn sah. Er hörte nach einigen Tagen von Cecca, daß der Oheim nach Valmontone abgereist sei, nur von einem einzigen Diener begleitet, und daß er in anscheinend höchst vergnügter Stimmung von dort berichtet habe, er sei so glücklich gewesen, eine allerliebste kleine Wohnung mit der Aussicht auf die umgebenden Hügel und das entferntere Gebirge zu finden, und hoffe, seine Nichte demnächst bei sich zu sehen, sobald er einige behagliche Zimmer für sie und ihr Mädchen eingerichtet habe. Allein kaum acht Tage später ließ ihn Cecca eines Mittags durch einen Expressen dringend bitten, unverweilt in einer höchst eilenden Angelegenheit zu ihr zu kommen. Verwundert fuhr Voigts nach Trastevere hinüber, um zu hören, was vorgefallen sei und fand das ganze Haus hinter der Lungaretta in der größten Bestürzung, die Dienerschaft in Trauerkleidern, Signora Filomena in leidenschaftlichem, krampfhaftem Schluchzen, händeringend und laut wehklagend, Cecca in tiefem, stummem Schmerz in einer Ecke sitzend. Sobald

Cecca ihn sah, warf sie sich ihm an den Hals und berichtete ihm in abgerissenen Worten den Tod des Oheims.

Diese Katastrophe war unerklärlich plötzlich gekommen, wie der Bote erzählt hatte, der kaum vor einer Stunde aus Valmontone gekommen war, von Monsignore's Diener abgesandt. Am vorigen Abend war Monsignore noch gesund und frisch spazieren gegangen, hatte den Ortsgeistlichen bei Tische gehabt und heiter und harmlos mit ihm bis in den späten Abend geplaudert. Am Morgen war Monsignore tot im Bette gefunden worden, anscheinend das Opfer eines Herzschlags, wie das Billet des Pfarrers berichtete, und alle Belebungs-Versuche waren vergeblich gewesen.

„Was soll ich thun, lieber Vormund?“ fragte Cecca, noch ganz gelähmt vom Schreck und unter der ganzen Wucht des Gefühls der Verlassenheit, der sie durch den Tod ihres letzten Verwandten verfallen war.

„Deine Pflicht, mein armes Kind,“ erwiderte Voigts, tief bewegt und ebenfalls unwillkürlich von trüben Ahnungen erfüllt. „Zunächst sollst Du Dich gefaßt in das Unabwendbare ergeben, den Kopf hübsch oben behalten und auf Gottes Hülfe vertrauen; dann aber sollst Du nach Valmontone eilen und dafür sorgen, daß die teure Leiche hierher gebracht werde, um würdig bestattet zu werden. Ich werde Dich begleiten und Dir in diesen schweren Tagen treulich und redlich beistehen, mein armes, vielgeprüftes Kind!“

„O, es ist unfaßlich, lieber Vormund,“ stammelte Cecca schluchzend. „Gestern noch heiter und gesund, heute tot, allein gestorben ohne eine liebende Hand, ohne einen Abschied!“

„Das ist nun einmal nicht zu ändern, und unser

Murren und Grübeln hilft nichts, mein liebes Kind!" sagte Voigts gedankenvoll. „Es ist unser Aller Los, einmal diesen Weg durch das dunkle Thal wandeln zu müssen, es ist ja vielleicht sogar ein beneidenswerter Tod, so ohne Schmerz und langes Leiden diese Hülle der Sterblichkeit abschütteln zu dürfen ... Allein laß uns nun von etwas Anderem reden, liebe Cecca, — von den Forderungen, welche das Leben an Dich stellt, mein Kind! Meines Bedünkens ist es gebotene Pflicht, daß Du so rasch wie möglich nach Valmontone eilst, um Dich der Leiche Deines Oheims anzunehmen und dafür zu sorgen, daß sie behufs ihrer Bestattung hierher gebracht werde. Ich werde Dich begleiten und wir wollen sogleich aufbrechen, um womöglich die Ersten am Platze zu sein."

„Die Ersten?" fragte Cecca, unwillkürlich überrascht aufblickend; „wer sollte denn vor uns da sein?"

Voigts zuckte aber statt aller Antwort nur die Achseln und rief nach Beppo, um einen Mietwagen herbeischaffen zu lassen, der denn auch bald kam. Cecca hatte mittlerweile mit Aufgebot all ihrer Willenskraft sich reisefertig gemacht und erschien wenigstens gefaßt, denn ihr wahrer und tiefer Schmerz um den Oheim, welcher stets so väterlich gütig und zärtlich gegen sie gewesen, war ein innerlicher, tiefer und darum stummer, und Voigts erkannte dies wohl. „Willst Du Frau Sprone nicht mitnehmen, mein Kind?" fragte Voigts.

„Lieber nicht, denn ihr lauter Schmerz stört mich," erwiderte Cecca mit einem bedeutsamen Kopfschütteln; sie war zu zartfühlend, um auch nur anzudeuten, daß sie den Schmerz der Signora Filomena für gemacht und erheuchelt, für den Schmerz eines Klageweibs halte; aber Voigts fühlte ja ähnlich und so nahmen sie nur Beppo mit. Die

Fahrt war eine traurige, denn Cecca hing nur ihrem thränenlosen Schmerze nach und vermochte noch nicht an die Zukunft zu denken, und Voigts saß in tiefe und ernste Gedanken versunken in der Wagenecke. Einerseits gewährte es ihm eine gewisse heimliche Genugthuung, daß Cecca nun gleichsam ganz auf ihn angewiesen sei und keinen anderen Beschützer mehr habe; aber andererseits konnte er sich auch banger Ahnungen und Sorgen nicht entschlagen, was nun aus Cecca werden und namentlich wie sie sich mit den Seitenverwandten des verstorbenen Oheims stellen würde. Er hatte, seit er in der Familie Salicastri aus- und einging, diesen Troß von armen Verwandten und Schmarotzern beobachtet, welche nach den Brocken schnappten, die von dem Tische dieses Hauses fielen, und glaubte die Scheelsucht bemerkt zu haben, mit welcher diese Müßiggänger und scheinheiligen Frauensleute Cecca als eine Art Eindringling betrachteten, und er glaubte daher befürchten zu müssen, daß diese jedenfalls den Versuch wagen würden, sich einen Teil der Hinterlassenschaft zu sichern. Glücklicherweise hatte er jedoch das Testament des verstorbenen Monsignore in Händen, um etwaige Angriffe abzuschlagen; allein zu voller Zuversicht vermochte Voigts sich doch nicht zu erheben, und es war ihm, als ob seinem Schützling noch manche trübe Stunde bevorstehe.

Seine Ahnung hatte Voigts auch nicht getäuscht. Bei der Ankunft in Valmontone fanden Cecca und Voigts die Leiche in dem Bette noch ganz so, wie dieselbe am Morgen gefunden worden war, in dem ziemlich kahlen Zimmer der Locanda, bewacht von dem Diener Monsignore's, welcher nun gemeinsam mit dem Wirte den Thatbestand berichtete: wie man den Monsignore tot gefunden, den Pfarrer und den Wundarzt gerufen, wie der letztere

dem gnädigen Herrn vergebens eine Ader geschlagen und brennendes Siegellack auf die Magengrube und die Handflächen geträufelt und kein Lebenszeichen mehr hervorgerufen habe . . . Auf Monsignore's bleichem Antlitz lag ein tiefer, holder, rührender Friede, eine Heiterkeit, wie sie in letzter Zeit selten mehr in diesen Zügen erschienen war. Schmerzlos und ohne Kampf mußte der Tod ihm nahe getreten sein. Cecca hatte sich weinend über die teure Leiche geworfen, während Voigts den Pfarrer und den Sindaco rufen ließ und mit diesen das Nötige einleitete, um ein Protokoll über den Tod und Leichenbefund aufnehmen zu lassen und die Überführung der Leiche nach Rom vorzubereiten. Während Voigts noch damit beschäftigt war, kamen kurz nach einander zwei Wagen an, deren abgetriebene, schweißtriefende Pferde die Eile verrieten, welche ihre Insassen gehabt hatten, um Valmontone womöglich zuerst zu erreichen. Die Insassen des ersten Wagens waren ein Signor Cesare Nibbiolo, ein ehemaliger päpstlicher Verwaltungs-Beamter aus den Marken, welcher durch den Umschwung der Dinge seine Stelle verloren hatte, und ein junger Advokat; der zweite Wagen hatte zwei geistliche Herren aus dem Vatikan gebracht. Alle vier waren nur in der Absicht gekommen, die näheren Umstände zu ermitteln, unter welchen Monsignore de' Salicastri gestorben sei und, um sich der Leiche desselben anzunehmen, die sie mit einiger Enttäuschung schon in den Händen von Voigts sahen, der sich als Vormund Cecca's, der nächsten leiblichen Anverwandten des Verstorbenen, und als dessen Freund für berufen erklärte, für die Überführung der Leiche nach Rom und deren Bestattung Sorge zu tragen.

Voigts hatte den Signor Nibbiolo häufig im Hause

der Salicastri als einen der Eifrigsten unter den Schmeichlern und Schmarotzern der Familie gesehen und immer ein Vorurteil gegen diesen kriechenden und lauernden Müßiggänger von Intendente gehegt. Er bestritt ihm jetzt ebenso entschieden wie erfolgreich die Befugnis, sich der Leiche anzunehmen, und an seiner Entschiedenheit scheiterte auch die Dialektik des Advokaten, welcher die berechtigten Ansprüche des Signor Intendente Nibbiolo begründen wollte. Da der Sindaco, der Pfarrer und die beiden geistlichen Herren aus dem Vatikan sich jedoch gegen Nibbiolo's Forderungen aussprachen, gab dieser klein bei, schon um es mit den vatikanischen Abgeordneten nicht zu verderben. Dagegen hatte Voigts nun auch diese abzuweisen, welche beanspruchten, die Leiche solle in den Vatikan gebracht werden, woselbst der Verewigte seine Wohnung gehabt habe und von wo aus er auch beerdigt werden würde. Da Voigts aber Cecca's Wunsch, daß der verstorbene Monsignore in das Haus hinter der Lungaretta verbracht werde, als einzig maßgebend anerkannte, und die beiden Geistlichen nicht imstande waren, ihr Verlangen gesetzlich zu begründen, so gaben auch diese nach, stimmten aber dem Antrag des Advokaten bei, daß die sämtlichen Effekten des Verstorbenen alsbald versiegelt und zu Gerichtshänden gegeben werden sollen. Da die geistlichen Herren geltend machten, es könnten sich unter den Effekten des Verstorbenen amtliche Papiere von hoher Wichtigkeit befinden, die nicht verloren gehen dürften, so mußte Voigts sich hierein ergeben und blieb bei der Verpackung und Versiegelung derselben gegenwärtig. Hierauf traten die beiden geistlichen Herren und Signor Nibbiolo mit seinem Advokaten die Rückreise wieder an und wetteiferten offenbar miteinander an Eile, Rom wieder zu

erreichen. Voigts aber suchte nun auch die Überführung der Leiche möglichst zu beschleunigen, fand jedoch so viele Verzögerungen und Schwierigkeiten, welche offenbar nicht zufällig waren, daß er erst gegen Abend Sarg und Wagen erhielt und sich auf den Weg machen konnte, wobei er sich von einigen Fackelträgern begleiten und den Wagen dicht hinter dem Sarge fahren ließ, um ja irgend welchen verräterischen Versuch, sich des Sarges und der Leiche zu bemächtigen, vereiteln zu können, und so trafen Cecca und er mit der Leiche erst gegen Morgen in dem Hause hinter der Lungaretta ein.

VI.

Die uralte Erfahrung, daß die Selbstsucht und die Leidenschaft der Menschen sich niemals in einem häßlicheren Lichte zeigen, als bei einer Erbschaftsteilung, war Voigts seither nur vom Hörensagen bekannt gewesen, allein Menschenkenntnis und Instinkt hatten ihm seine bisherigen Schritte eingegeben. Nun aber sollte er hierin auch seine persönlichen Erfahrungen machen. Er hatte den Rest der Nacht auf einem Sopha in dem Hause hinter der Lungaretta verbracht und war früh erwacht. Eben saß er bei seinem einsamen Frühstück, als Signora Filomena in größter Aufregung hereinstürzte und ihm verkündigte, es seien königliche Beamte da, welche eine Versiegelung und Inventarisation — un suggellamento — vornehmen wollten. Voigts empfing die betreffenden Beamten artig und erkundigte sich nach ihren Befugnissen und Aufträgen, welche ihm nicht gesetzlich begründet erschienen. Allein der Beamte erklärte ihm ebenso artig als bestimmt, daß er im Auftrage des Gerichts und im vollen Einklang mit den Gesetzen so verfahren müsse, indem eine Anzahl Seitenverwandte des Verstorbenen diese Sicherung des Nachlasses in Ermangelung aller Intestaterben beantragt habe, wozu sie berechtigt seien, und daß die betreffende Behörde ihrem Antrag Folge

gegeben habe. Voigts setzte ihm auseinander, daß ja Cecca als die Nichte die zunächst zur Erbschaft berufene Verwandte des Verstorbenen sei, daß Monsignore ein Testament hinterlassen habe u. dergl. m., allein der Beamte erklärte, daß dies alles seinen Auftrag nicht aufhebe, daß Voigts' Einwendungen bei der betreffenden Behörde wahrscheinlich auch die Versiegelung nicht aufheben würden, daß er aber selbstverständlich Signora Cecca's Zimmer und persönliches Eigentum davon ausnehmen werde, und so mußte Voigts dies geschehen lassen.

Kaum hatte er Cecca von dieser plötzlichen Maßregel in Kenntnis gesetzt und darüber beruhigt, so eilte er zu einem Advokaten, um sich dessen Dienste zu sichern und ja keine Form für seine Mündel zu versäumen, und begab sich mit diesem auf das zuständige Gericht, um Monsignore's Testament dort einzureichen und sich wegen der vorgenommenen Obsignation zu erkundigen. Hier erfuhr er nun, daß im Laufe des vorigen Tages zwölf Seitenverwandte des Monsignore dei Salicastri den Antrag gestellt hatten, eine Versiegelung und Inventarisierung seines Nachlasses vorzunehmen, um Verschleppungen vorzubeugen, da Monsignore ohne Intestaterben verstorben sei. Dies letztere bestritt Voigts unter Berufung auf Cecca's Blutsverwandtschaft, welche er zu beweisen imstande sei; allein der Richter behauptete, dies mache die einstweilige Versiegelung nicht entbehrlich, da ja möglicherweise die Erbberechtigung der Signora Francesca dei Salicastri angefochten werden könnte, und das Gericht eine solche Eventualität voraussehen oder doch wenigstens annehmen müsse.

Diese Äußerung erschreckte und empörte Voigts unwillkürlich. An die Möglichkeit, daß Cecca's Verwandtschaft je bestritten werden könnte, nachdem dieselbe vonseiten

der Familie Salicastri anerkannt worden sei, hatte er kaum jemals zu denken gewagt. Als er aber dem Advokaten die ganzen Verhältnisse von Cecca's Geburt, Erziehung, Wiederauffindung ꝛc. auseinandersetzte, hielt es dieser nicht nur für möglich, sondern für höchst wahrscheinlich, daß Cecca's Verwandtschaft und Erbrechte angefochten werden würden.

„Diese Menschen riskieren dabei nicht viel," sagte der Advokat, ein besonnener und erfahrener Mann. „Gewinnen sie auch den Prozeß nun schwerlich, wozu sie meines Erachtens nur wenig Aussicht haben, wenn das Testament unanfechtbar ist und die Papiere der Signorina Francesca bei Salicastri volle Beweiskraft haben, so kann die Gegenpartei den Prozeß so sehr in die Länge ziehen und damit so viel Staub aufwerfen, so viel Skandal machen, daß sie hoffen darf, auf dem Vergleichswege dennoch eine runde Summe als Abfindung oder Schweigegeld zu erhalten . . Das alles ist schon oft dagewesen, und es erscheint mir nun ganz unbezweifelbar, daß die Handlungsweise der Seitenverwandten dorthin zielt."

„Arme Cecca!" murmelte Voigts höchst empört; „wirst Du denn auf allen Wegen von Unglück und Gehässigkeit verfolgt!" — Dann aber erklärte er, daß er dem Advokaten alle Papiere, auf welche Cecca ihre Ansprüche stütze, einhändigen und einen etwa entstehenden Prozeß für seine Mündel mit äußerster Energie und durch alle Instanzen zu führen gedenke.

Voigts war über diese Wendung der Dinge so entrüstet, daß er sich kaum zu fassen wußte. Um Cecca zu schonen, deren Herz schon wund genug war, sagte er ihr vorerst noch nichts von dem ihr drohenden Prozesse, sondern verlangte die erforderliche Vollmacht für den Advo-

katen von ihr nur auf den Grund hin, daß er als Ausländer zu wenig mit den italienischen Gesetzen bekannt sei, um ihre Interessen wirksam zu vertreten, und Cecca selbst dachte sich nichts arges dabei, als sie ihm die Vollmacht samt den erforderlichen Papieren und Urkunden übergab. Die Trauer um den Oheim nahm sie, die Vorbereitungen für die Bestattung des Verstorbenen nahmen Voigts zu sehr in Anspruch, als daß sie Gelegenheit gefunden hätten, um über diese Gegenstände zu sprechen.

Die Beisetzung des Monsignore dei Salicastri fand mit allem Pompe statt, welchen die hohe Stellung des Verewigten beanspruchte. Alle entfernten Verwandten hatten dem Sarge das Geleite zur letzten Ruhestätte gegeben, die Geistlichkeit war in Menge dabei erschienen, der Verdienste des Verstorbenen war in den überschwänglichsten Ausdrücken durch einen ausgezeichneten Kanzelredner gedacht worden und das Volk hatte eines jener glänzenden Schauspiele dabei gehabt, welche von je her einen so großen Reiz auf die Römer übten. Nun war Cecca allein in ihren beiden Zimmern, ganz der Trauer um ihre vorangegangenen Lieben hingegeben. Die übrigen Zimmer des Hauses, bis auf einige im Erdgeschosse, wo Signora Filomena hauste, waren verschlossen und versiegelt und eine fröstelnde Öde und unheimliche Stille lag über dem alten Hause und erfüllte Cecca mit einem leisen Grauen. Sie wollte nur ihr Mädchen um sich haben und sah die Duenna nur bei den Mahlzeiten. Signora Filomena hatte ihre heuchlerisch-freundliche, gunstbuhlende Miene gegen Cecca mit einer beinahe arroganten Zuversicht vertauscht und geberdete sich nicht mehr als Dienerin, sondern als eine Art Gleichberechtigte, schaltete wie in ihrem Eigentum und nahm die Kondolenzbesuche der Verwandten und

Bekannten an, ohne Cecca dazu zu rufen, was dieser nicht einmal unangenehm war. Ihre Lage war ihr zu neu und ihre Trauer zu aufrichtig, als daß sie sich hierüber Gedanken machte; daher ignorierte sie einfach das Verletzende, das in dem Betragen des ungebildeten Weibes lag, und beklagte sich nicht einmal darüber bei Voigts, welcher sich vorerst ein Zimmer in der Nähe gemietet hatte und sie täglich besuchte.

Drei Tage nach der Beerdigung des Oheims ward Cecca mit ihrem Vormund auf das Gericht entboten zur Testamentseröffnung und fand eine Menge Leute in dem Gerichtslokale versammelt, wovon sie die Meisten kannte; es befremdete sie, daß dieselben kaum ihren Gruß erwiderten, obwohl sie denselben stets artig und freundlich begegnet war. Voigts hatte seinen Advokaten mitgebracht, und sah mit einer gewissen Spannung den Ereignissen entgegen, welche sich an den bevorstehenden Akt knüpfen würden. Er sah teils feindselige und lauernde, teils schadenfrohe Blicke auf sich und seine Mündel gerichtet, und bemerkte unter den Versammelten nicht nur den Signor Nibbiolo nebst seinem Advokaten, sondern auch jene beiden Geistlichen aus dem Vatican, welche er in Valmontone getroffen hatte, nebst einem anderen Herrn, welcher, wie Voigts nachher erfuhr, ein päpstlicher Protonotar und höherer Beamter war.

Der betreffende Richter eröffnete die Verhandlung mit der Erklärung, daß es sich um die Eröffnung des Testamentes des verstorbenen Monsignore dei Salicastri handle; es sei ihm unmittelbar nach dem Tode des Monsignore eine letzte Willensmeinung desselben durch Signor Eduino Voigts übergeben worden, die er hier vorzeige; allein es habe sich seither unter den Effekten des Verstorbenen ein

zweites Testament gefunden, und er habe die Pflicht, nun beide zu eröffnen, um zu sehen, welches das jüngste und gültigste sei, und er wolle also mit dem ersteren beginnen, welches das authentische und unverletzte Siegel des Erblassers trage. Unter allgemeiner Spannung öffnete und verlas er es. Es war ganz kurz und von Monsignore's eigener Hand geschrieben und datiert und verfügte: daß außer einigen Vermächtnissen an seine Diener und an die Kirche Sta. Agata in Trastevere, wo seine weiblichen Verwandten ruhten, sein ganzes Vermögen, bestehend in zwei Häusern nebst einem Garten in Trastevere und den Landgütern so und so, und dem ganzen Kapitalvermögen, seiner Nichte Francesca dei Salicastri, ehelichen Tochter seiner verstorbenen Schwester Margherita und des Grafen Alfred v. Wernau in Preußen, als unbeschränktes und unanfechtbares Eigentum überwiesen und übergeben werden solle.

Mit tiefer Stille und mit Enttäuschung auf einzelnen, mit Spott auf anderen Gesichtern war diese Eröffnung aufgenommen worden, und der Richter erklärte, wenn die Handschrift für echt erkannt werde, leide dieses idiographische Testament an keinem Mangel, und er frage die Versammelten, ob sie es anerkennen wollen.

„Noch nicht," erklärte der Advokat des Signor Nibbiolo; „meine Partei behält sich ihre Rechte der Anfechtung vor, selbst wenn die Ächtheit des Testaments bewiesen werden sollte."

Voigts warf ihm und seinen Mandanten einen grimmigen Blick zu, unterdrückte aber eine Bemerkung, welche sich ihm auf die Zunge drängen wollte. Der Richter schritt nun zur Eröffnung des zweiten Testaments, überblickte es flüchtig und sagte: „Es ist ein sogenanntes kanonisches Testament, errichtet vor einem Geistlichen und zwei Zeugen,

und nach unseren Gesetzen zulässig und lautet . . .“ Und nun verlas er es. Es enthielt ganz andere Bestimmungen: unter Widerrufung aller früheren Testamente und Verfügungen, dem heiligen Vater für die Zwecke der allerheiligsten Kirche hunderttausend Lire, der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens zwanzigtausend, der Signora Cecca Meyer aliâs Francesca dei Salicastri zwanzigtausend Lire, den einzelnen alten Dienern der Salicastri je fünftausend Lire, der Rest des ganzen beweglichen und unbeweglichen Vermögens aber nach Köpfen dem Gesetze gemäß unter die sämtlichen Seitenverwandten bis zum vierten Glied zu verteilen, die Partei, welche das Testament anfechte, vom Erbe auszuschließen ꝛc. ꝛc.

„Das Datum?“ fragte Voigts.

Der Richter nannte es und fügte hinzu: „Einundzwanzig Tage jünger als das erst verlesene, mithin dasselbe aufhebend.“

„Das Testament ist gefälscht! ich fechte es namens meiner Mündel an!“ rief Voigts mit einer vor Empörung zitternden Stimme, so daß Cecca, welche zuvor schon von dem Gehörten in eine namenlose Bestürzung geraten war, und ihr Advokat erschraken und Voigts zurückhalten wollten.

Ein Sturm des Unwillens unter der Gegenpartei brach mit südlicher Leidenschaftlichkeit los und Verwünschungen und Drohungen gegen Voigts wurden laut. Dies machte Voigts ruhiger, und mit fester, aber leidenschaftsloser Stimme sagte er: „Ich erkläre wiederholt das Testament für gefälscht und protestiere dagegen! Hier liegt eine nichtswürdige Kabale vor, welche ganz der Gesinnung und Absicht des Erblassers widerspricht.“

„Meine Klienten sind begierig, wie der Signor den Beweis für die behauptete Fälschung zu liefern imstande

sein wird,“ versetzte Nibbiolo’s Advokat mit geringschätzigem Lächeln und Achselzucken. „Wir könnten vielleicht mit größerem Rechte und mit besseren Aussichten auf Erfolg die Giltigkeit und Ächtheit des erst verlesenen idiographischen Testaments anfechten, und ich erkläre hiermit zu Protokoll, daß wir uns dies ausdrücklich vorbehalten, falls es je dem Signor Voigts gelingen sollte, den Beweis für seine mehr kühne als gereimte Behauptung beizubringen!“

„Und ich bitte ebenfalls meine Anfechtung des letztverlesenen, sogenannten kanonischen Testaments zu Protokoll zu nehmen; die Wahrheit wird und muß an den Tag kommen,“ erklärte Voigts, ohne sich um den Beifallssturm und Jubel zu bekümmern, welchen die Worte des Advokaten der Gegenpartei unter dieser hervorgerufen hatte.

Sobald das Protokoll unterzeichnet war, verließ Cecca mit ihrem Advokaten und Voigts den Saal, beinahe vom Hohngelächter der Gegenpartei begleitet. Sie war in tiefster Seele beschämt und gedemütigt; der materielle Verlust, welcher sie bedrohte, wog in ihrer Wertung nicht schwer — sie hatte sich niemals im Ernste Hoffnung darauf gemacht, das Vermögen der Salicastri, dessen wahren Umfang sie nicht einmal kannte, allein zu erben. Sie hatte sich bei der Verlesung des ersten Testaments beinahe überwältigt gefühlt von Rührung und Dankbarkeit gegen den Oheim, welcher sie so überaus reich beschenkte und ihrer so liebevoll gedachte. Um so tiefer mußte ihr das zweite Testament in die Seele schneiden, das sie nicht einmal ausdrücklich als Verwandte anerkannte und ihr nicht einmal das volle Anrecht auf den Namen zugestand. Was in aller Welt konnte den teuren Toten in solch’ kurzer Zeit zu einer solchen Sinnesänderung bewogen haben, ihn der noch in den letzten Tagen seines Lebens ihr mit

ungeminderter Liebe und Zärtlichkeit geschrieben hatte? Wodurch hatte sie denn auf eine so plötzliche und unerklärliche Weise seine Liebe, Teilnahme und sogar Achtung verscherzt gehabt?

Mit Thränen in den Augen und voll tiefen Seelenschmerzes und unsäglich gedemütigt, ging Cecca neben den beiden Männern her, kaum auf deren Gespräch achtend.

„Nun? was halten Sie von der Sache, Dottore?“ fragte Voigts, der noch immer vor innerer Entrüstung kochte, seinen Advokaten.

„Eine höchst verwickelte Angelegenheit, Signor,“ versetzte der Advokat Girone mit Achselzucken; „eine sehr schwierige Lage.“

„Ein niederträchtiger Betrug, ein Schurkenstreich, eine freche, frevelhafte Fälschung!“ sagte Voigts.

„Das ist leider leichter zu sagen als zu beweisen,“ versetzte Signor Girone. „Allein selbst wenn Sie mit Ihrer Anschuldigung Recht haben sollten, wo wollen Sie die Beweise dafür aufbringen?“

„Kommt Zeit, kommt Rat — die Wahrheit will zu Tage, die gerechte Sache wird siegen, Dottore!“

„Sie siegt nicht immer, und wir haben, wie es scheint, gefährliche und hartnäckige, bis zum Äußersten entschlossene Gegner,“ versetzte Girone. „Jene Menschen, welche nichts zu verlieren haben, werden in der Wahl ihrer Mittel nicht sehr gewissenhaft sein . . . Sie mögen ja im Ganzen unbedingt Recht haben, Signor Voigts! ich hoffe und wünsche es sogar; allein dennoch wäre es mir lieber gewesen, Sie hätten das Testament nicht sogleich für gefälscht erklärt, denn ist das wirklich der Fall, so sind die Urheber der Fälschung, wer sie auch sein mögen, dadurch nun gewarnt und darauf hingewiesen, sich nach allen Richtungen

zu sichern. Allein nun ist es geschehen und alles Bedauern unnütz; ich werde mir die Sache überlegen und dann in einigen Tagen die erforderlichen Schritte mit Ihnen besprechen, denn jedenfalls dürfen Sie meines Eifers versichert sein." Damit schieden sie vorerst.

Sobald sich Cecca mit Voigts allein sah, hing sie sich an seinen Arm und barg ihre thränenfeuchte Wange an seiner Schulter. „Was soll dies alles heißen, Papa Voigts?" fragte sie. „Womit hab' ich es verschuldet, daß mich der selige Oheim so plötzlich beinahe verleugnet und solcher Demütigung preisgiebt? Ist mir nicht zu Mute, als sei ich nun plötzlich wieder schutzlos und heimatlos hinausgestoßen in die Fremde, unter feindselige Menschen, welche mir nicht einmal den Trost einer ehrlichen Geburt und einer Familie lassen wollen?"

„Sei getrost, mein Kind, und mißtraue dem Schein!" erwiderte Voigts bewegt und mit einer unerschütterlichen Zuversicht. „Ich habe die feste Überzeugung, daß das jüngere Testament gefälscht ist. Dein Oheim liebte Dich aufrichtig; er hatte seine Gesinnungen gegen Dich nicht verändert. Sprächen dafür auch nicht seine allerletzten Briefe, so bürgt mir doch dafür sein ganzes Gebaren und namentlich jener Abend von neulich, wo er mir nicht nur jenes Testament zur Verwahrung übergab, sondern auch, was Du nun erst erfährst, eine bedeutende Summe in Kapitalien und Wertpapieren, welche ich für Dich angelegt habe. Daß er mir dieselbe einhändigte, mag wohl mit besonderer Absicht und wohlüberlegt geschehen sein, und wenn ich auch beklage, daß er seine letztwillige Verfügung nicht in gesicherterer Weise getroffen, so bin ich doch fest überzeugt, daß er nur in bester Absicht und den Umständen gemäß gehandelt hat. Vieles in seinem Betragen

und in seiner Handlungsweise ist mir zwar noch unklar, z. B. warum er, bei seinem Einfluß und seinen Verbindungen, Deinen Vater nicht gezwungen hat, Dich öffentlich anzuerkennen, oder warum er nicht Deine Rechte als Gattin gegenüber von Neuhaus geltend machte, wie ich ihm mehrmals vorschlug; — vielleicht geschah es, weil er Dich zu verlieren fürchtete, weil er Dich nicht mit jenen teilen, weil er allein Dein Glück gründen wollte, wie wenigstens sein eigenhändiges Testament andeutet — wer weiß es?"

„Aber nun fechten sie jenes Testament an und produzieren ein neues, das jenes ungültig macht?" sagte Cecca.

„Allerdings, liebes Kind, aber darum darfst Du die Flinte nicht leichthin in's Korn werfen," versetzte Voigts. „Sie schießen zwar, aber nicht jede Kugel trifft. Vertrau' auf Dein gutes Recht und Dein reines Gewissen und alles kann noch gut werden!"

„Sie mißverstehen mich, lieber Papa Voigts!" erwiderte Cecca mit wehmütigem Kopfschütteln. „Der Himmel ist mein Zeuge, daß es mir nicht um das Vermögen zu thun ist, daß mein Herz nicht am Gelde hängt. Ich bin einfach und arbeitsam aufgewachsen und habe so viel gelernt, daß ich mein Leben durchschlagen kann. Diese paar Jahre eines sorgenfreien Daseins unter lieben Verwandten und treubesorgten Freunden haben mich nicht verwöhnt, denn ich habe mich niemals an Müßiggang, Wohlleben und Üppigkeit gewöhnt; ich habe mir niemals eingeredet, daß es immer so bleiben werde. Es war vielleicht thöricht und undankbar von mir, aber ich habe mich oft nach den bescheidenen Verhältnissen meiner Jugend und nach einer nützlichen Thätigkeit gesehnt. Lassen wir jenen Menschen dies Vermögen, damit sie mir Ruhe lassen . . . Ach, für-

wahr! alles gäbe ich gern hin, wenn sie mich nur nicht zu einer Abenteuerin stempeln und in dem Glauben irre machen wollten, daß ich zu dieser Familie gehöre und ein Recht auf ihren Namen und ihre Liebe hatte!"

„Dies Recht hast Du unbezweifelbar, liebes Kind," sagte Voigts in vollem, eindringlichem Ernste. „Die Liebe und Zärtlichkeit der Urgroßmutter, der Tante Teresa und des Oheims haben es Dir bestätigt und niemand kann es Dir nehmen. Allein dem Rechte steht auch eine Pflicht gegenüber, und diese Pflicht erfordert, daß Du Dir Deine Rechte wahrest, — Deine Rechte an diese Familie, an diesen Namen, dieses Vermögen, Deine Rechte an Deinen Vater und Deinen Gatten!"

„Reden wir nicht von diesen beiden, lieber Papa," bat Cecca. „Die Erinnerungen an sie sind die trüben Schatten, welche in meine so glückliche und heitere Jugend fielen. Wie gern würde ich sie aus meinen Gedächtnisse auslöschen, wenn ich es nur könnte! . . Die Bande, welche mich an diesen römischen Boden knüpften, sind zerrissen. Am liebsten möcht' ich nach Deutschland, der Heimat meiner Jugend, zurückkehren, mir dort durch eigene Kraft eine bescheidene Existenz gründen und ein thätiges, nützliches Leben führen! Ich bitte Sie aus Herzensgrund, liebster Vormund, verhelfen Sie mir dazu! . . . Sie schütteln den Kopf? Billigen Sie meinen Wunsch nicht?"

„Doch, doch, liebe Cecca!" versetzte er milder. „Allein dazu ist es auch später noch immer Zeit. Nur jetzt keine Resignation, die als Feigheit und Schuldbekenntnis ausgelegt werden könnte, mein Kind! Es gilt vor allem, hier Deine Rechte an die Familie geltend zu machen!" —

VII.

Die paar nächsten Tage brachten Cecca nur neue Demütigung. Das Gericht hatte, nachdem die Ereignisse diese Wendung genommen, die Versiegelung als gesetzmäßig und notwendig anerkannt, einen sogen. Curator bonorum aufgestellt und zur Verwaltung der beiden Häuser die Frau Sprone und den Diener Beppo angenommen. Cecca erfuhr dies von Signora Filomena selbst, welche frisch vom Gerichte hinweg, wo sie in Pflicht genommen worden war, in Cecca's Zimmer trat und ihr erklärte: da die Mittel zur Führung des Haushalts, welche sie vom verstorbenen Monsignore erhalten habe, nun erschöpft seien, so bestimme das Gericht, daß sie künftig nur freie Wohnung und ein kleines Gehalt als Verwalterin erhalten solle. Sie müsse daher, so leid es ihr thue, Cecca erklären, daß diese, wie der Richter andeutete, hinfort für ihren eigenen Unterhalt zu sorgen habe und auch wahrscheinlich für die beiden Zimmer, welche sie bewohne, eine billige Miete zu bezahlen haben werde. „Der Herr Curator“, setzte sie hinzu, „hat aber auf meine Bitten versprochen, Sie sollen einstweilen gern hier geduldet werden, da Ihnen die Zimmer doch gewiß lieb geworden sein

würden, und ich habe Sie zu lieb, Signorina, und zu viel Mitgefühl mit Ihrer Lage, als daß ich Sie aus dem Hause vertreiben möchte, obwohl dieses vermietet werden soll, sobald die Inventarisation und Versteigerung vorüber ist, und ich komme daher, um Ihnen zu sagen, daß ich gern erbötig bin, um ein billiges Geld die Verpflegung für Sie und Ihr Mädchen zu übernehmen, damit Sie in Ihren gewohnten Räumen bleiben können und wir uns nicht zu trennen brauchen. Wollen Sie sich daher meinen freundlichen Vorschlag überlegen."

„Ich danke Ihnen für die wohlgemeinte Absicht, Signora Filomena," versetzte Cecca ohne langes Bedenken, denn sie suchte hinter diesem Anerbieten des heuchlerischen Weibes irgend einen versteckten Plan. „Ich habe übrigens, um mich in meine veränderten Verhältnisse zu schicken, bereits meiner Zofe gekündigt und werde mich allein behelfen. Bis dahin aber, wo ich mich, nach einer Beratung mit meinem Vormunde, Herrn Voigts, über mein Bleiben oder Gehen entschieden haben werde, will ich Ihnen nicht zur Last fallen und werde für meine kleinen Bedürfnisse selbst sorgen!"

„Nun ja, Sie müssen ja Ihre Verhältnisse besser kennen, Signora," entgegnete Filomena mit einem bittersüßen halb schadenfrohem Lächeln. „Mein Vorschlag war ja nur freundlich gemeint, denn wie sich auch Ihr Schicksal wenden möge, ich werde immer Ihre treue und hülfreiche Freundin bleiben, die Ihnen aufrichtiger zugethan ist, als Sie es nur ahnen."

Cecca erwiderte darauf nichts und schien nicht zu bemerken, daß Filomena ihr die Hand reichen wollte, und diese entfernte sich nach einigen Worten scheinbarer Teilnahme.

„Auch dies noch?“ murmelte Cecca, als sie allein war, und preßte die Hand auf das laut pochende Herz. Aber sie war gefaßt und Willenskraft und Seelenstärke mußten sie ja auch über die kleinen Leiden hinweg heben, welche die Wendung ihres Geschicks ihr nicht ersparen zu wollen schien. Gleichwohl aber war sie so bewegt, daß sie nicht weiter malen konnte, womit sie soeben beschäftigt war, denn sie hatte sich vorgenommen, in der Kunst, die sie seither als geübte und begabte Dilettantin gepflegt hatte, fortan sich mit Eifer und Ausdauer zu dem Zwecke eines künftigen Broterwerbs fortzubilden; — sie kannte ja ihre Vermögens-Verhältnisse noch nicht, da Voigts noch nicht Veranlassung genommen hatte, sie in dieselben einzuweihen. Sie legte Malstock und Palette beiseite, und trat in das Nebenzimmer, dessen Fenster nach der Straße mündete, und warf sich an einem derselben auf einen Stuhl, um etwas ruhiger zu werden. Als sie nach einer Weile einen zufälligen Blick aus dem Fenster warf, sah sie Emilio Alberone auf das Haus zukommen, sorgfältig frisiert und gekleidet, stolz aufgerichtet, sich in den Hüften wiegend, mit der Haltung eines selbstbewußten, bramarbasierenden Soldaten. Der Anblick dieses jungen Mannes erweckte ihr unliebsame Erinnerungen; sie stand auf, kehrte zu ihrer Arbeit zurück und hing ihren trüben Gedanken nach.

Etwa eine Stunde später hörte sie ihre Thüre gehen und sah aufblickend mit Staunen und einem leichten Schrecken Emilio Alberone eintreten mit einer freundlich-ernsten Miene und einem etwas lauernden Blick.

„Verzeihung, Cousine!“ sagte er in einem leicht vertraulichen, gewinnenden Tone und sah sie fest an; „Sie müssen mein Pochen überhört haben, und ich wagte einzutreten, weil Base Filomena mir sagte, daß Sie zu Hause

seien. Es drängt mich, Ihnen mein innigstes Beileid auszudrücken für den schweren Verlust, welchen wir alle und besonders Sie durch den Tod des Oheims Monsignore erlitten haben. Wir wissen ja alle, was er Ihnen, was Sie ihm waren." Und nun erging er sich in einem begeisterten Lobe des Verstorbenen, dem auch er zu großem Danke verbunden sei und dessen besonderer Gunst er sich zu erfreuen gehabt habe.

Cecca erwiderte ihm mit passenden, aber wohl abgewogenen Worten und dankte ihm für seine Teilnahme, wünschte aber den Besuch möglichst abzukürzen.

„Ich habe mit Bedauern gehört, liebe Base, welche unangenehmen Überraschungen Ihnen unlängst bereitet wurden," fuhr Emilio fort und rückte ihr etwas näher. „Sie werden bemerkt haben, daß ich der Vorladung zur Testaments-Eröffnung nicht Folge geleistet habe und nicht unter denjenigen war, welche so verletzend frohlockten über den Inhalt des neu aufgefundenen Testaments. Ich hielt meine Gegenwart für ganz überflüssig, denn ich war längst überzeugt, daß Oheim Monsignore Sie zu seiner Erbin eingesetzt haben würde, und ich würde dieses fürstliche Vermögen der Salicastri niemand mehr gegönnt haben als Ihnen, denn ich bin Ihr aufrichtiger Freund trotz alledem in guten wie in schlimmen Tagen. Ich bin gekommen, Ihnen von ganzem Herzen meinen Rat und meine Unterstützung anzubieten, wenn Sie mir die Freude machen wollen, dieselbe anzunehmen."

„Das ist sehr freundlich von Ihnen, Cavaliere Alberone! ich werde mich Ihres Anerbietens erinnern, wenn ich einmal in den Fall komme, Ihrer zu bedürfen, was vorerst noch nicht der Fall ist," versetzte Cecca mit ruhiger Höflichkeit.

„Nicht der Fall, wenn man Ihnen eine solche Erbschaft streitig macht?“ rief er erstaunt.

„Ich habe den Umfang derselben weder gekannt noch mir mit der Hoffnung geschmeichelt, daß mir dieselbe jemals zufallen werde — ich bin nicht eigennützig.“

„Aber Sie werden doch dieses Testament anfechten, welches Ihnen nicht einmal einen sogen. Pflichtteil einräumt, liebe Base?“

„Ich habe dies alles getrost meinem väterlichen Freund Voigts und dem Dottore Girone überlassen und mich im Voraus resigniert, wenn das Gesetz gegen mich spricht.“

„Unmöglich, liebe Base! Das geht gegen die menschliche Natur!“ rief Emilio pathetisch. „Haben Sie denn Wasser anstatt Blut in den Adern? — Und doch muß ich Ihre Entsagung, Ihre Selbstlosigkeit nur desto mehr bewundern, anbeten ... Nein, nein, das darf nicht sein! Überlassen Sie es mir, Ihre Rechte geltend zu machen, meine Bekanntschaften, meinen Einfluß zu Ihren Gunsten aufzubieten, Ihre Gegner zu zertreten ...“

„Sie sind sehr gütig, Cavaliere, allein Ihr feuriger Charakter reißt sie hin,“ entgegnete Cecca zurückhaltend. „Sie sehen diese Aufgabe wohl für allzu leicht an; Sie sind zu sanguinisch. Sie vergessen, daß ich bereits meine Vertreter habe. Mit welchem Rechte und in welcher Eigenschaft könnte ich Sie jenen beiden Herren beigesellen?“

„In welcher Eigenschaft, fragen Sie?“ wiederholte er stürmisch und warf sich vor ihr auf die Kniee. „In der Eigenschaft eines Mannes, der Sie leidenschaftlich, bis zum Aberwitz liebt, der vergessen will und kann, daß Sie ihn in den Tagen des Glückes abwiesen, und der nun unter den veränderten Umständen Ihnen erklärt, daß er

kein höheres Glück kennt, als Freud' und Leid mit Ihnen zu teilen, und der sich das Recht erwerben will . . .

„Genug, Cavaliere Alberone! nur keine Komödienszene, wenn ich bitten darf!" sagte Cecca sanft und entzog ihm ihre Hand, die er ergriffen hatte. „Mein Trauergewand sollte Ihnen sagen, daß Ihre Werbung hier nicht am Platze wäre, auch wenn Sie nicht bereits wüßten, daß ich niemals, und jetzt weniger als je, an's Heiraten denke. Lassen Sie uns ruhig und vernünftig sprechen . . ."

„Auch gut — sprechen wir vernünftig! lassen Sie mir das Wort!" versetzte er mit einem plötzlichen Umschlag seines Gebarens in kühle Besonnenheit. „Besprechen wir Ihre Lage vom Standpunkt der Vernunft — Sie sollen mich auch hier auf dem Plane finden. Ich übergehe die Thatsache, daß wenn Sie damals meine Werbung angenommen hätten, die Verhältnisse sich für Sie anders gestaltet haben würden, als sie jetzt sind. Nehmen wir an," fuhr er fort, lehnte sich mit beiden Armen auf die Rücklehne seines Stuhls und schaute sie mit seinen dunklen Augen forschend an, „nehmen wir an, meine Mutmaßung, daß das jüngste Testament wirklich eine Fälschung sei, wie Ihr Freund Voigts behauptet, — eine höllische Intrigue, angesponnen von einer schlauen, gewissenlosen Bande, um Sie aus Ihrem rechtmäßigen Erbe zu verdrängen. Geben Sie mir Ihr schriftliches Wort, daß Sie mich heiraten wollen, und ich verpflichte mich, binnen weniger Monate dieses Komplot zu vereiteln und Sie in Ihre vollen Rechte einzusetzen? Das ist ein vernünftiger Vorschlag und Vertrag. Wollen Sie?"

„Ich bedaure, Ihnen erklären zu müssen, daß ich hierauf nicht eingehen kann," sagte Cecca ruhig und entschieden."

„Und warum nicht?“

„Einmal aus dem schon angeführten Grunde, weil ich nicht heiraten kann und will,“ sagte Cecca und hielt seine trotzigen drohenden Blicke ruhig aus. „Sodann weil ein solcher Vertrag meinem ganzen Gefühle widerstreben würde, und endlich weil ich, wenn wirklich jenes Testament gefälscht ist, die zuversichtliche Hoffnung hege, daß dies auch ohne einen solchen Vertrag auf geradem und offenem Wege bewiesen werden wird.“

„Unsinnige Thörin!“ rief Emilio mit dem Fuße stampfend; „Sie kennen offenbar Ihre Lage nicht. Soll ich Ihnen die Augen darüber öffnen?“

„Thun Sie es lieber nicht, denn Sie werden meinen Entschluß nicht erschüttern noch Ihren Vorschlag annehmbarer und — uneigennütziger erscheinen lassen.“

Emilio stieß eine derbe Verwünschung aus. „Nachdem unsere Erörterung so weit gediehen ist,“ sagte er mit kaum verhaltenem Ingrimm, „darf ich Ihnen die letzte Warnung nicht ersparen. Wissen Sie also, daß die ganze Stadt sich mit Ihnen beschäftigt, daß kein Mensch an Ihre Verwandtschaft mit den Salicastri glaubt, sondern, daß man einfach behauptet . . . wohlgemerkt! dies sage nicht ich, sondern die Leute . . .“

„Vollenden Sie kühnlich!“ sagte Cecca.

„Daß man allgemein behauptet, Sie seien — die Geliebte, das Liebchen des verstorbenen Monsignore und er habe Sie nur mittelst dieses Märchens in seine Familie eingeschmuggelt! . . .“

„Erbärmlich!“ sagte Cecca mit geringschätzigem Achselzucken und setzte dann bitter hinzu: „Und ein solches Weib, wenn ich es wäre, würden Sie heiraten?“

„Wenn ich dem Gerüchte glaubte, gewiß nicht,“

erwiderte er. „Ich biete Ihnen meinen Namen, meine Familie, meine Bekanntschaften, meinen Kredit im Vatikan und am königlichen Hofe an, um die Kabale Ihrer Gegner zu vereiteln . . .“

„Kein Wort weiter! enden wir diese peinliche Erörterung!“ sagte Cecca mit Aufgebot aller Willenskraft und Seelenstärke und winkte ihm zu gehen.

„Gut, liebe Cousine! ich will heute nicht weiter in Sie dringen,“ sagte er halb triumphierend, denn der erschütternde, demütigende, niederschmetternde Eindruck, den seine Eröffnungen auf Cecca gemacht hatten, war ihm nicht entgangen. „Ich gebe Ihnen drei Tage Bedenkzeit — es liegt in Ihrer Hand, Cecca, mich zu Ihrem Freunde oder Ihrem Gegner zu machen!“ — —

Cecca brauchte lange, bis sie sich von dieser Gemütsbewegung erholte, aber ihr gutes Gewissen hielt sie aufrecht. Nur war ihr Mißtrauen gegen die Menschen und ihre Abneigung gegen Alberone noch gesteigert worden, und ebenso ihr Entschluß, dies Haus sobald wie möglich zu verlassen. Nachdem sie einige Stunden vergebens auf einen Besuch von Voigts gewartet hatte, ging sie aus, um ihren Advokaten zu besuchen, und erzählte ihm ihre Unterredung mit Signora und mit Alberone. Er hörte sie mit dem Gleichmut eines Advokaten ruhig an, und sagte dann: „Sie legen diesen beiden Vorfällen zu großen Wert bei, Signorina. Was Ihnen die Sprone mitteilte, ist wahr; Sie werden künftighin Miete bezahlen müssen, wenn Sie in Ihrer Wohnung bleiben, und für Ihren Unterhalt selbst sorgen müssen. Über die Mitteilungen des Cavaliere brauche ich kein Wort zu verlieren. Seine Andeutungen über die Möglichkeit, daß das jüngste Testament gefälscht und er unter Umständen im Stande sei,

dies zu beweisen, werde ich mir merken und im Verlaufe des Prozesses davon Gebrauch machen, denn es kann unter Umständen ein wichtiges Zeugnis werden. Und was das für Sie so kränkende und sie verdächtigende Gerücht angeht, so können wir es durch Ihre Papiere und allfällig durch eine urkundliche Anerkennung von Seiten Ihres Vaters entkräften, falls die Gerichte Ihren Papieren nicht vollen Glauben schenken. Man mag boshafterweise dieses Gerücht verbreitet haben, um die Richter und die öffentliche Meinung gegen Sie einzunehmen, Signorina, denn ähnliche Verhältnisse sind ja wohl schon öfter vorgekommen, allein wie soll man einem so ungreifbaren Ding wie ein Gerücht ist, steuern? Hüllen Sie sich in den Mantel Ihres guten Gewissens und vertrauen Sie der Zeit, welche auch derartige Gerüchte endlich zu Grabe legt und die nirgends lieber Gehör und Glauben finden, als in unserer jetzt politisch so aufgeregten Stadt."

Dies war der einzige Rat und Trost, welchen der Anwalt seiner so tief gekränkten Klientin zu geben wußte.

Als Voigts endlich kam und den Vorfall erfuhr, nahm er es nicht so gleichmütig hin, wie der Advokat. Er war voll Groll, Ingrimm und Empörung über die Gegenpartei und ihre Manöver und drohte, den elenden Schuft Alberone, diesen „echten römischen Bummler und Tagedieb", zu fordern und wie einen Hund niederzuschießen und so mit dem ganzen „faulen Gesindel" aufzuräumen. Die ganze wilde Leidenschaftlichkeit seiner Jugend, welche längst einer kühlern Auffassung gewichen zu sein schien, loderte plötzlich wieder in ihm auf, denn die Thatsache, daß die Gemeinheit der Menschen sich so an Cecca vergriff, brachte ihn aus Rand und Band. Erschrocken fiel ihm Cecca um den Hals, tief bereuend, daß sie ihn

in diese Verhältnisse eingeweiht habe, und beschwor ihn in der beweglichsten Weise, sich doch zu beruhigen und die Sache kühler und besonnener zu nehmen.

„Lieber Herr Voigts, mein teurer väterlicher Freund,“ rief sie, „ich bitte Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, lassen Sie sich doch nicht von Ihrer Heftigkeit hinreißen, sich selbst in Gefahr zu begeben! Sie sind mein einziger wahrer Freund, meine einzige Stütze, was soll aus mir armem, hülflosem, unerfahrenem Wesen werden, wenn ich Sie verliere? Dieser Alberone ist ein unwürdiger, grundsatzloser Mensch, dem es nie gelingen wird, mich für sich zu gewinnen, denn lieber würd' ich als die ärmste Magd dienen, als mit einem solchen Menschen das opulenteste Leben teilen? Sie können und dürfen sich nicht mit ihm schlagen, denn er ist Ihrer unwürdig, und Sie dürfen sich meinetwegen nicht einmal mit ihm verfeinden, geschweige denn meinethalben in Gefahr begeben, denn das Duell ist ja ein Glücksspiel. Ich könnte lebenslang mir selbst nicht verzeihen, wenn Ihnen meinetwegen nur ein Haar gekrümmt würde. Nein, nein, ich bitte, ich beschwöre Sie, lieber bester, väterlicher Freund! häufen Sie nicht noch mehr Leiden und Sorgen mutwillig auf meine schwachen Schultern; es sind ja schon genug der Prüfungen und Heimsuchungen über mein junges Leben hingegangen! — Lassen Sie uns die Sachlage ruhig, besonnen und mit Resignation betrachten! Ich für meinen Teil beuge mich demütig und gefaßt unter diese Schickung von oben. Die paar Jahre ruhiger Sammlung und stillen Glückes, welche ich hier in der Nähe und in der Liebe meiner Verwandten verbringen durfte, waren eigentlich zu schön, um dauern zu können, und ich armes bethörtes, schwaches Geschöpf war nicht einmal dankbar und zufrieden genug damit, und

dies rächt sich nun und ich muß und will es nun demütig büßen . . . Nein, lassen Sie mich ausreden, lieber Papa! hören Sie mich geduldig an! Ich bin entschlossen, lieber diese ganze unselige Erbschaft des teuren Oheims preiszugeben, als mich mit diesen Seitenverwandten herumzuschlagen, denn gesetzt auch, ich gewönne nach Jahren den Prozeß, so wäre er sicher teuer erkauft mit meiner Ruhe, mit meiner Selbstachtung. Was liegt an diesem Vermögen, wenn es die Vorsehung nun einmal mir nicht bestimmt hat? Kann es die überstandenen Demütigungen, Kümmernisse, Sorgen und Ängsten und all das innere Weh ersetzen? Nimmermehr! — Nein, ich will mich mit dem begnügen, was ich habe, was ich bin, was ich geworden bin durch Sie, mein teurer Lehrer und Wohlthäter, und durch die liebreiche Fürsorge meiner Verwandten, durch all die Bildungsmittel, welche ich zu genießen so glücklich war. Lassen Sie mich nach Deutschland zurückkehren, lieber Herr Voigts! ich werde mich als einfache Cecca Meyer in irgend einer Stadt niederlassen, wo mich niemand kennt, werde den Beruf einer Lehrerin ergreifen und mein Leben neu aufbauen, bescheiden, demütig, zurückgezogen und geduldig, und ich hege die Zuversicht und fühle die Kraft in mir, mit Gottes Hülfe mein tägliches Brot ehrlich erwerben zu können! Und wenn Sie mich dann zuweilen besuchen wollen, lieber Papa, werde ich mich ohne Bedauern in mein Geschick ergeben und Ihnen beweisen, wie aufrichtig und innig dankbar ich Ihnen lebenslang bin und bleibe . . .“

„Du bist ein gutes Kind, Cecca!“ fiel ihr Voigts ruhig in's Wort, umarmte sie zärtlich und drückte ihr gerührt einen Kuß auf die Stirn. „Ich erkläre mich für beschämt und überwunden, und erkläre Dir, wir werden

uns nicht wieder trennen, so lange Du es wünschest; ich werde Dir fortan treu zur Seite stehen und Dich als ein mir anvertrautes Gut betrachten, für dessen Bewahrung ich Deinem Pflegevater Meyer und Deinem Oheim mich verantwortlich erachte. Aber Du brauchst Dein Lebensziel nicht so bescheiden aufzufassen und nicht so niedrig zu greifen, mein Kind! Was Deine Tante Teresa und Dein Oheim Dir bereits geschenkt und überwiesen haben, sichert Dir eine vollständige Unabhängigkeit, eine behagliche Existenz, eine Jahresrente von beiläufig . . ."

„Nennen Sie mir keine Summe, lieber Papa, bitte!" unterbrach ihn Cecca eifrig. „Ich will vorerst nichts davon hören! Ich beanspruche nicht mehr, als was knapp zu meinem Unterhalte hinreicht. Lassen Sie uns zunächst von Dem reden, was mir dringend not thut, von einer kleinen bescheidenen Wohnung bei ehrlichen, anständigen Leuten, wo ich zurückgezogen leben und mich meinen Studien hingeben kann, wenn Sie es nicht billigen, daß ich sogleich nach Deutschland zurückkehre! In diesem Falle möchte ich mein kleines Talent für die Kunst noch so weit ausbilden, daß es mich in den Stand setzen könnte, mir einen einfachen Lebensunterhalt zu schaffen. Ich will versuchen, auf eigenen Füßen stehen zu lernen."

„Wohlan, ich will Dir die Verwirklichung dieses Planes ermöglichen, schon um der innern Befriedigung und der segensvollen Ruhe willen, welche eine arbeitsvolle Thätigkeit mit sich bringt," erwiderte Voigts. „Ich habe an mir selbst genugsam erfahren, welches Glück des Vergessens, welche sänftigende Wirkung redliche Arbeit mit sich bringt. Wir können in diesem Augenblick Rom nicht verlassen, ohne daß wir uns dem Scheine aussetzten, beschämt und feige einen tückischen Anschlag als verfehlt

aufgegeben zu haben. Ich begreife," fuhr er dann fort und sah sich in den hohen, stilvollen, behaglich eingerichteten Zimmern um, „ich begreife, was es Dich kosten muß, diese Räume zu verlassen, an die sich für Dich solch liebe Erinnerungen knüpfen. Aber ich freue mich zugleich auch über Deine Kraft der Entsagung. Ich will Dich der Berührung mit dieser Filomena und der Zudringlichkeiten jenes Alberone entheben und in eine angenehmere Umgebung versetzen, und zwar so schnell wie möglich."

Voigts konnte zwar der Entsagungskraft und Seelenstärke Cecca's seine Anerkennung und Billigung nicht versagen, aber er war nicht damit einverstanden, daß sie ihre Ansprüche so unbedingt aufgebe. Ihm stand das Recht noch höher als das, was es einschloß, Rang und Vermögen, und da er überzeugt war, daß Cecca die wirkliche Tochter von Graf Wernau und die echte Nichte der Salicastri war, so erachtete er sich auch für verpflichtet, jeden Versuch zur vollgültigen Anerkennung und Durchführung von Cecca's Rechten zu machen, und dies schien ihm zu erfordern, daß Cecca vorerst Rom nicht verlasse, was er ihr aber vorerst nicht andeutete, weil er Zeit gewinnen wollte.

Gegen Abend kehrte er zurück und teilte ihr mit, daß er in der Familie eines deutschen Künstlers, welcher in der Via delle Quattro Fontane wohne, zwei hübsche Zimmer gefunden habe, welche ihr vielleicht gefallen dürften. Cecca fuhr mit ihm hinüber, sie zu besichtigen, fand die Zimmer ganz nach Wunsch, die Familie angenehm, die Gelegenheit günstig, unter den Augen eines tüchtigen deutschen Meisters zu arbeiten, und mietete sich ein. Ein Häuflein hübscher, wohlerzogener Kinder, das vielleicht andere Mieter abgeschreckt haben würde, bildete für Cecca einen weiten Anziehungspunkt, denn sie liebte die Kinder und den Verkehr

mit ihnen; sie hatte sich an die Kinder der Viards, an Charley und Margot, so gewöhnt gehabt, daß sie dieselben anfangs beinahe schmerzlich entbehrt hatte, und so hier einigen Ersatz dafür zu finden hoffte. Sie übersiedelte daher, so schmerzlich ihr der Abschied von der Casa Salicastri und den seitherigen Umgebungen auch war, schon am folgenden Tage mit Voigts' Hülfe dorthin, entließ ihre Zofe, obwohl auch dieses Opfer ihr nahe ging, und ward die Haus- und Tischgenossin des bekannten Malers Barth und seiner deutschen Frau, einer lieben gemütvollen Westphälin.

VIII.

Monate vergingen unter wechselnden kleinen Freuden und widrigen Erlebnissen. Beide Parteien hatten die Testamente, welche zugunsten der Gegenpartei lauteten, angefochten, und die beiderseitigen Advokaten bemühten sich nach Kräften, den Prozeß zu einem sehr gehässigen zu machen. Namentlich war es der Anwalt Nibbiolo's, Dottore Paolo Baldi, ein junger Heißsporn, Streber und Italianissimo, welcher sich die größte Mühe gab, Cecca aus allen ihren Rechten zu verdrängen und namentlich ihre Eigenschaft als Glied der Familie Salicastri und somit als Intestaterbin anzufechten und das von Voigts vorgelegte Testament als ein unterschobenes darzustellen. Die Frage von der Echtheit desselben kam vorerst noch gar nicht zur Erörterung, sondern in erster Linie war die Giltigkeit des jüngsten der Gegenstand der Untersuchung, und der Anwalt Baldi hatte die Anfechtung desselben damit erwidert, daß er Cecca's Geburt und direkte Beziehung zur Familie anfocht. Schritt für Schritt erwiderte er jedes Vorgehen Girone's gegen das jüngste Testament und dessen Giltigkeit mit einer Gehässigkeit gegen Cecca und ihren Berater und Vormund und zweifelte alles an, was dieselben vorbrachten. Er bestritt die vollgültige

Beweiskraft des Trauscheins von Cecca's Eltern und ihres Geburts- und Taufscheines, welche Girone dem Gerichte vorgelegt hatte, um die bestrittenen Erbansprüche seiner Klientin zu beweisen. Dieselben seien nicht genügend beglaubigt, behauptete Baldi, und die Geschichte von Cecca's Kindheit und Jugend klinge bis zur Unglaubhaftigkeit romantisch, denn ein angesehener deutscher Graf, welcher eine Salicastri geheiratet habe, werde sein anerkanntes eheliches Kind doch nicht in dieser, einer Verstoßung ähnlichen Weise behandelt haben. Die Identität Cecca's mit jenem Kinde, über welches der Geburts- und Taufschein laute, müsse erst bewiesen werden. Baldi beantragte, daß der Pater Denis und die Dame Françoise Bellot, verehelichte Chevillier, sowie der Graf Alfred Wernau zur Zeugenschaft aufgefordert oder zur Leistung mündlicher Zeugschaft nach Rom vorgeladen würden; er beantragte Nachforschungen in Kroich 2c. 2c. Cecca ward mehrmals vorgeladen und über ihre Lebensverhältnisse und Vorgeschichte vernommen, was zwar mit großer Diskretion und Schonung geschah, aber ihr doch unbehaglich ward und natürlich vage Befürchtungen einflößte, so daß sie lieber auf das ganze Erbe verzichtet hätte. Die hauptsächlichsten Widerwärtigkeiten des Prozesses fielen aber Voigts zu, welchen Baldi als den intellektuellen Urheber des ganzen Versuchs, Cecca in die Familie Salicastri einzuschmuggeln, als einen Abenteurer, Schwindler und Hochstapler hinzustellen suchte, was ihm um so mehr gelang, als Voigts es durchaus verweigerte, über sein Vorleben vor der Zeit seines Auftauchens in Kroich Auskunft zu geben, unter der Behauptung, daß seine Person und Lebensgeschichte nichts mit der Erbschaft und dem Testamente zu thun habe, welches ihm ja keinen Vorteil bringe.

Alles schien zu Ungunsten Cecca's auszuschlagen. Der Landpfarrer aus der Gegend von Anagni, welcher das jüngste, sogenannte kanonische Testament angeblich nach dem Diktat des Erblassers geschrieben und Monsignore's Unterschrift beglaubigt hatte, und die beiden erbetenen Zeugen, ein Krämer und ein öffentlicher Schreiber, lebten noch, hatten, als sie darüber vernommen wurden, ganz gleichlautende Aussagen gemacht und auf die Wahrheit derselben einen Eid angeboten, und dies schien das Testament unanfechtbar zu machen. Diesem Zeugnis gegenüber erschienen die aus den Umständen geschöpften Beweise, welche Girone beibrachte, unerheblich und von keiner Beweiskraft. Die Requisitionsschreiben des Gerichts wegen der Vernehmung des Pater Denis und der Witwe Chevillier waren nach langen Umwegen mit der Bemerkung zurückgekommen, diese beiden Zeugen seien inzwischen gestorben. Das Requisitionsschreiben an den Grafen Wernau aber wanderte noch immer in der Welt herum und verfolgte den Grafen von Etappe zu Etappe, denn er war immer auf Reisen wie der ewige Jude, und zwar nicht aus eigner Wahl, sondern wegen des unsteten Sinnes seiner Gemahlin, wegen der mancherlei Unannehmlichkeiten, womit ihn das Geschick zu verfolgen schien, seit er Gimmelborn erworben hatte, wie er sagte, oder vielmehr, seit er Natascha geheiratet hatte, wie er sich nicht zu gestehen wagte, oder noch besser, seit er, um des Friedens mit seinen Kindern willen, seine Tochter erster Ehe verleugnet hatte, wie ihm sein Gewissen in stillen, bangen Stunden unverfroren vorwarf.

Ja, jede Schuld rächt sich auf Erden, wenn auch nur innerlich! Den Frieden mit seinen Kindern hatte Graf Wernau nicht gefunden. Als Gesellschafterin und Gefährtin

war die leichtlebige, fröhliche, vergnügungssüchtige, weltgewandte und geistvolle Gräfin Lenski seinen Töchtern willkommen gewesen, als Stiefmutter war Natascha ihnen unbequem und fatal. Die schärfer blickende Gertha war, wie wir gesehen haben, die erste gewesen, welcher die Augen über die selbstsüchtigen und eigennützigen Absichten Natascha's, über die Bethörung ihres Vaters aufgegangen waren, und sie hatte dies mit der Entfernung aus dem Vaterhause büßen müssen. Die selbstsüchtige, verschlossene, stolze Alma war ebensowenig erbaut von einer Stiefmutter überhaupt und von dieser Stiefmutter insbesondere, welche sie als eine arme Schluckerin und eine jener armen adeligen Schmarotzerinnen betrachtet hatte, die sich überall an die „Gesellschaft" anbiedern, zur Unterhaltung der müßigen reichen Hohlköpfe dienen und von den Brocken leben, welche von der Reichen Tische fallen. Den Reichen und Vornehmen gehört ja Schmeichelei auch zum täglichen Brot; was sie davon nach oben und nach den Seiten auszugeben haben, um sich beliebt zu machen und der großen Lüge des feinen Tons gerecht zu werden, die ja nur in lächelnden Mienen, gleißnerischen Worten und feinen schmeichelhaften Phrasen besteht, das wollen sie von niedriger Stehenden und Schützlingen wieder einnehmen und sich ersetzen lassen. Außerdem hatte Alma, seit sie in den reichen, stolzen und exklusiven Kreisen der Rubions und ähnlicher Leute verkehrte, erfahren, daß die „Gesellschaft" eine andere, minder schmeichelhafte Meinung von der „comtesse polonaise" und von diesen nomadischen nordischen Damen überhaupt hegte; sie hörte von Gräfin Lenski sprechen als von einer „amusanten, liebenswürdigen Person", die man sich als eine Badebekanntschaft oder als einen unterhaltenden Gast vorübergehend gefallen und von der man sich eine Weile

amüsieren lassen könne, die aber au fond etwas mehr oder weniger „Unbestimmtes“, und „Abenteuerndes“ habe und eine genaue Ermittelung ihrer Herkunft und Existenz kaum ertragen dürfte. Von dem Moment an aber, wo Alma die bittersüße Miene sah, womit ihre Schwiegermutter die Nachricht von Graf Wernau's Verlöbnis mit der Gräfin Lenski aufnahm, und den mühsam verhehlten Triumph, womit Natascha nun an der Seite ihres künftigen Gatten auftrat, vergaß Alma die Verpflichtung, welche sie gegen die Stifterin ihrer eigenen Heirat hatte, und ihr Stolz empörte sich gegen den Gedanken an Papa's Mesalliance. Graf Wernau hatte unter der Pression Natascha's den Vollzug seiner Ehe beschleunigt und sich in Brüssel trauen lassen, ehe seine Kinder und die Familie Rubion ihn hatten davon abbringen können, aber es hatte nachher verlautet, daß die Papiere, welche Gräfin Natascha vor der Trauung über ihre Herkunft und ihr Vorleben vorgelegt habe, ziemlich unvollständig und dieser Fehler nur auf die Bitte des Grafen von den weltlichen und kirchlichen Behörden ignoriert worden sei, und dies erregte noch mehr das Mißfallen und den grollenden Ärger der Kinder, welche sich darüber austauschten, seit es Hertha gelungen war, aus ihrem Kloster Briefe an ihre Schwester Alma und an ihren Bruder Kurt abzusenden, welch' letzterer natürlich instinktmäßig gegen die Stiefmutter Partei nahm. So war zwischen dem Grafen und seinen Kindern eine wachsende Spannung entstanden, welche beide Seiten wünschen ließ, sich so wenig wie möglich zu begegnen, — vonseiten der Kinder, weil sie sich dem Zwang entziehen wollten, der Stiefmama Achtung und Liebe zu heucheln; vonseiten des Vaters, um einer Verlegenheit gegenüber von seinen Kindern oder unliebsamen Erörterungen zu

entgehen; vonseiten Natascha's, weil sie trotz ihrer kühnen Zuversicht und ihres Siegesbewußtseins — sie nannte dies désinvolture, ihre Kinder nannten es ausgeschämte Frechheit — unliebsame Auftritte fürchtete. Natascha schrieb bei Gelegenheit die zärtlichsten Briefe an ihre Stiefkinder, erhielt höflich kühle Antworten, und hörte nicht auf, ihrem Gatten und Anderen gegenüber den Engel zu spielen, ihre zärtliche Liebe und mütterliche Anhänglichkeit für ihre Kinder zu beteuern und mit Thränen in den Augen und schmerzlichem Ausdruck die leidige Thatsache zu beklagen, daß ihre Kinder, im Vorurteil befangen und vielleicht unter dem Einfluß böswilliger Hetzereien, ihr die Gelegenheit entzögen, ihre mütterliche Liebe und Fürsorge thatsächlich und werkthätig zu beweisen.

So ward Graf Wernau's Familienleben gestört, sein Frieden unterwühlt und er selbst fast willenlos in die Gewalt eines Weibes gegeben, das ihn an Verstand und Willenskraft überragte, aber klug genug war, den Schein zu meiden, als ob sie ihren Gatten gegen seine Kinder beeinflusse. Gertha und Kurt hatten sich demzufolge ihren eigenen Lebensweg gesucht: Kurt war, als er die Ritter-Akademie verlassen hatte, in eine sogenannte Fähnrichspresse gegangen, um sich auf das erste Offiziersexamen vorbereiten zu lassen, und dann nach glücklich bestandener Prüfung als Avantageur in ein Husaren-Regiment einzutreten, worin er bald Leutnant und einer der strebsamsten, lebenslustigsten und übermütigsten jungen Offizier wurde; Gertha hatte mit trotziger Resignation einige Jahre bei den Dames du sacré coeur ausgehalten und sich dann unter den Schutz einer verwittweten Tante gestellt, welche in einer süddeutschen Stadt lebte und der Nichte gern eine Zuflucht vor der fatalen Stiefmutter gab. Hier war dann

Gertha in die Gesellschaft eingeführt worden, hatte endlich, da sie zwar munter und aufgeweckt, aber nicht gerade schön war, in Ischl einen jungen österreichischen Kavalerie-Offizier, den Sohn einer alten, stiftsfähigen, aber wenig begüterten Adelsfamilie, kennen gelernt, sich mit demselben verlobt und nach eingeholter Einwilligung ihres Vaters sich im Hochsommer desselben Jahres verheiratet, in welchem unser vorhergehendes Kapitel spielt. Die Hochzeit war in dem Wohnort der Tante mit standesgemäßem Pompe gefeiert worden und hatte seit Jahren zum erstenmal die ganze Familie wieder vereinigt, um die neuen Anverwandten vonseiten des Barons Leo v. Rauhenfels, Gertha's Verlobten, kennen zu lernen. Man hatte vor der Welt den Schein des besten Einvernehmens aufrecht erhalten; Natascha, nun eine dicke Person mit einigen Spuren von früherer Schönheit und einem stark geröteten Gesicht, dessen allzu blühende Farbe vergebens mit poudre d'amande etwas abzutönen versucht ward, hatte mit guter Manier die zärtliche Mutter und freundliche Schwiegermutter zu spielen versucht, und dann war die ganze Familie wieder zerstoben, die Neuvermählten auf ihre Hochzeitsreise nach Italien, Alma mit ihrem Gatten auf eine Schweizerreise, Graf Wernau und Natascha in ein englisches Seebad, Kurt v. Wernau in seine Garnison zurück.

Wenige Wochen darauf erhielt Graf Wernau auf der Insel Wight, wo er nach dem Gebrauch des Seebades verweilte, ein Telegramm mit der Nachricht, daß sein Sohn Kurt während der Herbstrennen in ** bei einem Hürdenrennen mit dem Pferde gestürzt und schwer verletzt worden sei, weshalb man für sein Leben fürchte, und daß Kurt in lichten Momenten den sehnlichen Wunsch äußere, den Vater noch einmal zu sehen. Diese Nachricht traf den Grafen

wie ein Donnerschlag. Die Befürchtung, seinen einzigen Sohn, den Stammhalter eines alten Hauses, verlieren zu müssen, erschütterte ihn tief; alles was sein Herz an Vatergefühl und Vaterstolz empfand, erwachte in dem Grafen, und unverweilt eilte er an das Schmerzenslager des Sohnes, welchen man in seine Garnison zurückgebracht hatte. Allein er hörte zu seinem tiefsten Schmerze, daß die Ärzte wenig Hoffnung mehr gaben: die äußeren Verletzungen waren unbedeutend, aber die inneren mußten desto beträchtlicher sein. Der Vater traf Kurt schon bewußtlos und sehr schwach; es gelang zwar den Ärzten, Kurt auf kurze Zeit wieder zum Bewußtsein zu bringen; er schlug die Augen auf, erkannte den Vater, reichte ihm die Hand, versuchte zu sprechen, konnte aber seine Gedanken nicht mehr sammeln, sodaß er nur wenige unzusammenhängende Worte zu stammeln vermochte; dann erstarb ihm die Stimme, seine Augen schlossen sich und er versank in eine Bewußtlosigkeit, aus welcher er nicht wieder erwachte. Ungefähr vierundzwanzig Stunden später starb er unter den Augen des tieferschütterten Vaters still und schmerzlos, wie ein Docht ohne Öl verlischt, in dem Augenblicke, wo Natascha, welche ihrem Gatten gefolgt war, an sein Lager trat. Ein „schönes, junges, farbenreiches Leben“, ein kräftiges, jugendliches Dasein, welchem eine glänzende, frohe Zukunft geblüht hatte, erlosch und ein rasch gealterter Vater mußte zerknirscht seinen schönsten Hoffnungen in die Grube sehen. Was in jenen Stunden in dem gebeugten Vater vorging und ob nicht das Bild Cecca's vor seine Seele trat wie ein warnendes Gespenst, das weiß nur der Allwissende. Thatsache ist nur, daß Graf Wernau wie gebrochen vom Grabe seines Sohnes hinwegwankte, in aller Eile Kurt's etwas derangierte Angelegenheiten ordnete und dann von

Natascha nach Wiesbaden gebracht werden mußte, um sich allmälig zu erholen. Gegen Ende des Winters brachte ihn dann Natascha nach einer kleinen deutschen Residenz, wo das gräfliche Paar einstweilen seinen Aufenthalt nahm, um das Trauerjahr in aller Stille zu verleben, und wo der Name und Rang des Grafen Natascha jene geselligen Beziehungen eröffnete, ohne die sie nicht leben konnte. Sie ward bei Hofe vorgestellt und freundlich empfangen, sah sich bald in einem kleinen und nach ihren Ansichten bescheidenen Kreise gefeiert und bevorzugt und wurde rasch der Mittelpunkt eines Zirkels von müßigen Leuten, welche in ihr die weltgewandte, unterhaltende Dame bewunderten. Sie fand sogar in diesem Zirkel noch jene Huldigungen, die ihr zum Bedürfnis geworden waren, und ihr Gatte war, wie seit Jahren, nur ihr Anhängsel und unbedeutender Schatten und erschien nur als ein ernster, kränklicher, vergrämter, früh gealterter Greis, der sich nur gezwungen und fast apathisch am geselligen Leben beteiligte, was man nach dem jüngsten erschütternden Erlebnis auch erklärlich fand.

In den letzten Wintertagen, als sich draußen in der Natur und der malerischen Umgebung der kleinen Residenz schon die ersten schüchternen Frühlings-Regungen geltend machten, und der nahende Lenz mit dem weichenden Winter um die Herrschaft zu kämpfen schien, ward Graf Wernau durch ein neues Erlebnis erschüttert — er fand nämlich eines Tages unter seinen eingegangenen Briefen ein elegantes Briefcouvert, welches sich anfühlte, als ob es eine Photographie enthalte. Die Handschrift der Adresse war kalligraphisch schön aber ihm unbekannt, der Aufgabestempel war Paris, aber der Brief war mehrfach anders adressiert und umgestempelt worden, bis er ihn

hier erreicht hatte. Neugierig und gleichwohl befremdet erbrach Graf Wernau die Enveloppe, besichtigte den Inhalt und erbebte vor Schreck, Ingrimm und Beschämung, denn der Inhalt war — seine eigene Photographie, welcher eine geschickte Hand mit chinesischer Tusche ein regelmäßiges, kunstgerechtes Vierzehnender-Hirschgeweih auf die Stirne gemalt hatte. Ein direkteres, boshafteres und beißenderes Epigramm war kaum zu ersinnen; es war unter dem sicheren Deckmantel der Anonymität ihm zugestellt worden und in jeder Hinsicht an seine Adresse gekommen, denn es brachte ihm einen vagen Argwohn, ein längst in ihm schlummerndes Mißtrauen plötzlich durch eine äußere Bestätigung und stumme Anklage zum Bewußtsein.

Des Grafen Stolz litt tief unter diesem stummen und doch so beredtem Hohne, allein es lag in seinem Charakter, diese Empfindungen in sich zu verschließen. Er gewann es nicht einmal über sich, das schändliche Bild zu vernichten, er verschloß es in seine geheimste Schublade, um es sich aus den Augen zu rücken, aber er grübelte darüber und dies Grübeln erfüllte ihn mit Mißtrauen und Bitterkeit gegen seine Gattin, welcher er jedoch den Vorfall verhehlte. Nur konnte er es sich nicht versagen, sie nun nicht mehr aus den Augen zu lassen, sondern auf Tritt und Schritt mit lauernden Blicken zu verfolgen, ob er nicht irgendwie eine Bestätigung entdecke. Er litt unter der ganzen Qual der Eifersucht und fühlte sich desto unglücklicher, weil er diese Empfindung und diesen Argwohn in sich verschließen mußte und nicht aus seiner Seele zu verbannen vermochte, und diese innere Pein stieg von Tag zu Tage, so daß sein Gemütszustand selbst Natascha bemerklich wurde, die jedoch denselben geflissentlich ignorierte.

IX.

Ein Unfall kommt selten allein. Etwa vierzehn Tage nach dem Empfang dieser boshaften verletzenden Zusendung erhielt Graf Wernau eines Tages von einem der jüngern Beamten des Stadtgerichts in den verbindlichsten Worten und in bittender Form eine Vorladung, persönlich auf dem Stadtgerichte zu erscheinen, um auf Requisition als Zeuge in einem im Auslande schwebenden Prozesse vernommen zu werden, eine Pflicht, welche nicht leicht umgangen werden könne, da die Requisition auf diplomatischem Wege eingegangen sei. Der betreffende stellvertretende Amtsrichter, welcher die Vorladung erlassen und in diese rücksichtsvolle Form gekleidet hatte, war ein junger Adeliger, welchem Graf Wernau schon mehrfach in Gesellschaft und bei Hofe begegnet war, und Graf Wernau folgte daher neugierig aber ziemlich ahnungslos der Vorladung, da es sich seines Erachtens nur um ein Zeugnis in irgend einem ihn nicht näher berührenden Civilprozeß handelte. Der junge Beamte empfing ihn in der verbindlichsten Weise und mit all der Achtung, welche die soziale Stellung des Grafen beanspruchen durfte, und leitete die Verhandlung mit einigen artigen Worten ein. Er bedaure, sagte

er, die Exzellenz vorladen zu müssen, allein seine Weisungen und Pflichten seien unerläßlich; er werde jedoch der Exzellenz anheimgeben, ob sie sich der Zeugschaft enthalten wolle oder nicht, da dem Herrn Grafen unter Umständen die Einrede der Exterritorialität zustehe. Es scheine nämlich eine Person in Rom sich für seine Tochter aus einer früheren Ehe ausgegeben zu haben, und die betreffende Gerichtsbehörde in Rom wünsche sich hierüber zu vergewissern. Graf Wernau erschrak bis in's innerste Mark hinein, denn er ward plötzlich wieder an Cecca erinnert, von der er seit Jahren nichts mehr gehört und die er für verschollen geglaubt hatte. Nun erstand dieses schreckliche Gespenst jählings wieder vor ihm. Er vermochte kaum seine Bestürzung zu verhehlen und bedeutete dem Beamten nur mit einer stummen Geberde, die Verhandlung zu beginnen.

„Man hat dem diesseitigen Gericht das Original und die von dem vereideten Dolmetscher gefertigte Übersetzung zugesandt, nachdem das fragliche Aktenstück seit Monaten auf einer wahren Irrfahrt gewesen zu sein scheint," hub der Beamte an; „Exzellenz werden mir gütigst erlauben, die Übersetzung zu verlesen und von den üblichen prozessualischen Vorfragen Abstand zu nehmen." Graf Wernau brannte vor Begierde, den Sachverhalt zu erfahren und nickte nur bejahend. Der Beamte verlas das Requisitionsschreiben, welches ungefähr folgendes enthielt: Es handle sich in einem dem ausschreibenden Gerichte anhängenden Prozesse, Nibbiolo gegen Salicastri, um den Beweis, daß eine junge Person, Francesca C. Salicastri, wirklich, wie sie vorgebe, die eheliche Tochter des Grafen Alfred v. Wernau und einer Signora Margherita de' Salicastri aus Rom sei; ob es wahr sei, daß sie an dem und dem Datum da

und dort geboren worden, daß ihr Vater, besagter Graf, sich mit ihrer Mutter, besagter Salicastri aus Rom, in extremis habe trauen lassen, und daß besagte Dame in der darauffolgenden Nacht gestorben sei. Es werde daher dringend gebeten, den Herrn Grafen v. Wernau, welcher noch am Leben befindlich und in den preußischen Staaten ansässig sein solle, über diese Frage der Vaterschaft und die ihm über diesen Fall bekannten Umstände zu Protokoll zu vernehmen und das Ergebnis der ausschreibenden Behörde gefälligst mitzuteilen ꝛc.

Die Bestürzung und Verlegenheit des Grafen entgingen dem Beamten nicht, als er zu Ende gelesen hatte; er hielt es aber für Entrüstung, welche sich des Grafen bemächtigt und ihn wortlos gemacht habe. Teils um seinen Scharfsinn, teils um seine Gefälligkeit und Rücksicht zu bethätigen, fügte er erläuternd hinzu: „Es handelt sich hier, wie es scheint, um eine Betrügerin und Hochstaplerin, welche in Rom mit dem Gesetze in Konflikt gekommen ist und sich ein gewisses Relief geben will, um der Strafe zu entgehen, und ich begreife vollkommen den gerechten Unmut Eurer Exzellenz, in eine solch schmutzige Geschichte Ihren Namen und Ihre Familie verwickelt zu sehen. Ich mache Eure Exzellenz nochmals geziemend darauf aufmerksam, daß Sie die Einrede der Exterritorialität geltend machen können, obwohl es vielleicht besser wäre, einer gemeingefährlichen Person ein- für allemal das Handwerk zu legen und sie unschädlich zu machen.“ Der Graf nickte; es konnte unmöglich Cecca sein, denn sonst würden sie und ihre neuen Beschützer nicht so lange geschwiegen haben; er suchte sich dabei einzureden, daß die Person, welche sich jetzt für seine Tochter ausgebe, eine Fremde, eine Betrügerin sei, welche jene Verhältnisse durch irgend einen

Zufall erfahren und auszubeuten versucht habe. Er glaubte sie daher um so mehr verleugnen zu können, als er dadurch nur seiner früheren Handlungsweise konsequent getreu blieb und diese traurige Sache für allezeit beseitigen zu können wähnte.

„Ich will von meinem Rechte keinen Gebrauch machen“, versetzte der Graf, „so unangenehm mich diese Sache auch berührt. Mein Name ist in dieser mysteriösen Sache mißbraucht worden, falls es nicht noch einen andern Grafen Alfred von Wernau giebt, was ich fast bezweifeln möchte. Ich weiß über die fraglichen Verhältnisse keine Auskunft zu geben, und kann die betreffende Person natürlich nicht als mein Kind anerkennen.“

„Das dachte ich mir sogleich, Exzellenz, und bitte daher um Verzeihung, daß ich ... allein ich mußte einer unliebsamen Weisung genügen ...

„Bitte, es bedarf keiner Entschuldigung, Herr Baron. Wollen Sie noch einige weitere Fragen an mich richten oder mich vereidigen?“ setzte er mit etwas unsicherer Stimme hinzu.

„Keines von beiden, Exzellenz!“ versetzte der junge Beamte geschmeidig. „Ihre Äußerung involviert eine erschöpfende Antwort über den ganzen Gegenstand der Requisition. Wenn Exzellenz erlauben, werde ich dem Gerichtsschreiber die Antwort diktieren, welche Exzellenz dann nur zu unterzeichnen haben. Ein Zeugeneid wird nicht verlangt. Wenn Exzellenz sich einstweilen durch Blättern in diesem Hefte des Journal pour rire unterhalten wollen, so soll diese fatale Angelegenheit in kürzester Zeit erledigt sein.“

Dem Grafen war es zwar in diesem Augenblick gar nicht um Amusement zu thun, aber er nahm doch das

Heft und blätterte zum Schein darin. Seine Gedanken waren jedoch anderswo und seine Augen sahen nichts von diesen Karikaturen und komischen Bildern: vor seinem Blicke stand das Bild des rothaarigen Mädchens, wie er es damals zum letzten Male im Herrenhaus zu Kroich gesehen hatte, und in seinem Kopfe wirbelten tausend Gedanken durch einander: Beschämung, Angst, Furcht, Gewissensbisse, Besorgnis vor einem öffentlichen Affront, Ratlosigkeit nach allen Seiten hin, zumeist aber das vorwaltende Gefühl, daß der Schritt, welchen er thun wolle, ein in seinen Folgen äußerst wichtiger sei, und ähnliches. Aus diesem Sturm widerstreitender Gedanken und Empfindungen weckte ihn das Räuspern des jungen Beamten, welcher das fertige Protokoll in den Händen hielt, um es vorzulesen. Nach den üblichen Einleitungen und Vorbemerkungen über die Persönlichkeiten des Zeugen hieß es:

„Auf Verlesung des Zweckes der Vernehmung erklärt Seine Exzellenz: Die fragliche Person ist mir ganz unbekannt und kein Kind von mir. Die bezeichneten Verhältnisse und Umstände über die angebliche Geburt jener Person sind mir ebenfalls unbekannt. Mein Name ist, wofern es nicht einen andern Grafen Alfred v. Wernau giebt, unverkennbar mißbraucht worden, und der Vorfall legt mir die Vermutung nahe, daß es sich nur um einen versuchten Betrug handelt, in welchen mein Name in bedauerlicher Weise verwickelt worden ist. Mehr weiß ich nicht auszusagen."

„Dies würde genügen, wenn Exzellenz damit zufrieden sind," schloß der Beamte und reichte dem Grafen auf sein stummes Bejahen die Feder zur Unterzeichnung des Protokolls. Dieser wollte die Feder erfassen, aber sie entfiel ihm, und das durchzuckte ihn mit dem Gedanken,

es sei ein warnendes Vorzeichen. Allein gleichwohl unterzeichnete er, nur um die peinliche Szene abzukürzen.

„Ich bedauere sehr, daß ich Eure Exzellenz hiermit unnötig bemühen mußte,“ sagte der junge Beamte. „Ich bedauere ferner, daß diesem leidigen Vorfall durch die Übersetzung des Dolmetschers und durch die Zirkulation bei so verschiedenen Behörden und Gerichtsstellen eine sehr unnötige Publizität gegeben worden ist, obwohl die Gerichtsbehörden ja amtlich zur Verschwiegenheit verpflichtet sind. Auch scheint mir,“ setzte er mit einiger Genugthuung und Selbstgefühl, sowie in dem Bemühen, sein juristisches Licht leuchten zu lassen, hinzu, „der römische Richter selbst die Überzeugung zu haben, daß jene Person, welche Eurer Exzellenz Namen mißbraucht hat, eine Betrügerin ist, und daß jener Richter die Requisition nur als eine leere Formsache betrachtete, sonst müßte er, wir wir deutschen Richter gethan haben würden, mit der fraglichen Person ein eingehendes Protokoll vorgenommen und uns dasselbe eingesandt haben, damit es Punkt für Punkt hätte widerlegt werden können. Das ist wenigstens m e i n e bescheidene unmaßgebliche Meinung.“

„Sie haben ganz Recht und ich mache Ihnen mein Kompliment über Ihre Geschäftstüchtigkeit, Herr Baron! Sie sind ein Mann von Geist und früher Erfahrung,“ versetzte der Graf, bedankte sich und ging. Aber kaum war er im Freien, so bereute er doch beinahe, diese Erklärung abgegeben zu haben. War es nicht möglich, daß jene vermeintliche Schwindlerin doch Cecca war, daß sie noch lebte, daß sie auf irgend eine Weise ihre Verwandten aufgefunden und ihre Rechte als Abkömmling des Hauses Salicastri geltend gemacht hatte? Wer anders und auf welch andere Weise sollte eine dritte Person auf diesen

Gedanken und hinter jenes Geheimnis gekommen sein? So fragte er sich, von tausend Zweifeln gepeinigt, und er hatte fortan keine ruhige Stunde mehr und bangte vor dem, was die Zukunft bringen würde. Er zerbrach sich den Kopf um ein Auskunftsmittel, um eine Möglichkeit, nur darüber in's Klare zu kommen, ob Cecca noch lebe und ob sie wirklich ihre Geburtsrechte geltend zu machen versucht habe. Er ward so nervös, daß ihn der Schlaf floh und jeder Laut ihn durchbebte. Natascha sah sein Leiden, aber sie schien es nicht zu bemerken, denn sie hatte jetzt nur einen Zweck, sich die intime Freundschaft und das Vertrauen der regierenden Monarchin zu erwerben, an deren Hof sie Zutritt gefunden hatte. An ihrem Gatten, an seinem Wohl oder Wehe war ihr wenig gelegen.

* * *

Cecca's Trauerjahr um den Oheim war zu Ende. Sie hatte es in der größten Zurückgezogenheit in der Familie Barth und in emsiger Praxis der Malerei verbracht und wenig Umgang gepflogen. Ihre früheren Bekannten, die vielen Seitenverwandten und Freunde der Familie Salicastri, die einst von der Gastfreundschaft Tante Teresa's so ausgiebigen Gebrauch gemacht hatten, schienen sie vergessen zu haben. Niemand besuchte sie mehr, und wenn sie je einmal bei ihren seltenen Ausgängen irgend jemand von den früheren Bekannten begegnete, so sah sie, daß ihr die Leute entweder schon von Weitem auswichen oder geflissentlich zur Seite schauten. Cecca's Stolz verbot ihr, darüber zu zürnen oder sich zu beklagen, obwohl ihr diese Mißachtung und Gleichgültigkeit tief wehe that.

Sie erriet den Grund dieses Vermeidens, denn Emilio Alberone hatte ihr ja den Schlüssel dazu gegeben. Sie hatte aber ein gutes Gewissen und hoffte, daß die schnöde Verleumdung endlich zu Tage kommen werde. In gewissen Kreisen hatte jene für Cecca und ihren Oheim gleich entehrende Anklage auch leider Glauben gefunden, denn die sogenannten Aufgeklärten und Freisinnigen in dem von Parteien zerrissenen Italien freuen sich ja förmlich über jeden Skandal, den sie einem Geistlichen anhängen können, und eine Menge von Personen, welche bei Lebzeiten des einflußreichen Monsignore selbst dann kein Bedenken getragen hätten, Cecca auf das Artigste bei sich zu empfangen, wenn sie wirklich in einem unsittlichen Verhältnis zu Monsignore gestanden hätte und nur die eingeschmuggelte Abenteuerin gewesen wäre, für welche das schändliche, verleumderische Gerücht sie ausgab, waren jetzt am eifrigsten bemüht, sie zu verunglimpfen.

Die Familie Barth hatte auch davon gehört, aber dieser Verleumdung keinen Glauben geschenkt; sie hatten Cecca liebgewonnen, Barth, weil er ein so schönes Talent zur Kunst nebst solchem Eifer und Streben an ihr bemerkte, seine Frau, weil sie Cecca's Weiblichkeit anerkannte und die gegenseitige Anhänglichkeit ihrer Kinder und Cecca's an einander beobachtete und Cecca's ganze Handlungsweise untadelhaft korrekt war. So suchten ihr diese einfachen treuen Herzen mit Voigts wetteifernd die verlorene Heimat in Trastevere zu ersetzen, und warfen sich zu ihren Beschützern und Freunden auf, und Herr Barth bethätigte dies dadurch, daß er eines Tages den Exzuaven Emilio Alberone, als dieser endlich Cecca's Wohnung ermittelt hatte und zu ihr dringen wollte, am Arme packte, an die Treppe führte und ihm bedeutete, daß ihn bei

etwaiger Wiederkehr eine tüchtige Tracht Schläge erwarte und er dann von kurzer Hand kopfüber die Treppe hinunter geworfen werden würde, — eine Drohung, deren Verwirklichung von dem handfesten Oberbayern sicher zu erwarten war.

Voigts war emsig bemüht, alle die unangenehmen Kunden von den Wechselfällen des Prozesses, welcher gar keinen Fortschritt machen wollte, Cecca vorzuenthalten, sie in ihrem künstlerischen Streben zu ermuntern und ihren Eifer zu befeuern, und ihr das immer und immer wiederkehrende Heimweh nach Deutschland auszureden, weil er mit seiner ganzen Thatkraft darauf erpicht war, die Verwerfung des jüngsten Testaments und die Vollgültigkeit des ersten anzustreben, und sollte es, so sagte er, die Hälfte des ganzen Erbes kosten. Sein Vertrauen in die Erreichbarkeit dieses Zieles war unerschütterlich und seine Thätigkeit in dieser Richtung geradezu fieberisch, wenn auch von wenig oder keinem Erfolge begleitet, und seine Zuversicht ermutigte auch Cecca, obwohl sie gern auf alles verzichtet hätte, wenn es ihr vergönnt gewesen wäre, in Ruhe und Frieden nach Deutschland zurückzukehren und dort in Zurückgezogenheit und nützlicher Thätigkeit zu leben. Vater Meyer's Wahlspruch war ja immer gewesen: „Nur Gesundheit und Frieden, denn gute Nachbarschaft gehört ja auch zum täglichen Brot.

Sie war daher an einem schönen Maitage einigermaßen überrascht, als Voigts, der jeden Abend aus seiner Wohnung in der Via Felice herüberkam, um sie zu einem Spaziergang abzuholen oder den Abend mit ihr zu verbringen, schon Nachmittags in ihr Atelierzimmer trat und eine ungewöhnliche Gemütsbewegung verriet.

„Liebes Kind“, hub er an, ohne auf ihren fragenden

Blick zu achten, „bist Du bereit, mir in kürzester Frist nach Deutschland zu folgen?“

„Gewiß, Papa! lieber heute als morgen!“ rief sie mit einem frohen Staunen. „Ist es Ihr Ernst? Kehren wir auf immer dahin zurück?“

„Das hängt von den Umständen ab, Kind,“ erwiderte er. „Jedenfalls müssen wir möglichst schnell dahin reisen, und ich will Dir die Veranlassung mitteilen, wenn Du mir hübsch gefaßt und gehorsam zu sein versprichst!“

„Zählen Sie darauf, Papa; Sie wissen ja, daß Sie mein Schicksal ganz in Händen haben. Also?“

„Ich habe Dir einiges Unangenehme wegen unseres Prozesses mitzuteilen, was Dir vielleicht wehe thut .... Nein, nein, diesmal kann ich es Dir nicht ersparen, Cecca, Du mußt mich hören. Der Advokat Baldi, dieser verwünschte Fuchs, hat die Echtheit und Beweiskraft Deines Geburtsscheines, des Trauscheines Deiner Eltern, die Wahrheit Deiner Angaben über Dein Jugendleben und mein Zeugnis darüber angefochten und rekusiert, alles in der unverkennbaren Absicht, Deine Verwandtschaft mit den Salicastri zu widerlegen, Dich zur Abenteuerin und mich zum Urheber eines Betrugsversuchs zu stempeln, um Dir das Recht zu benehmen, Dich als Erbin geltend zu machen. Seine nichtswürdigen Schritte haben das Gericht veranlaßt, nach Deutschland zu schreiben und das Zeugnis Deines Vaters einzufordern ...“

Cecca schrie unwillkürlich auf, drückte beide Hände auf's Herz und fragte tonlos: „Und er ... er hat mich verleugnet?“

Voigts nickte stumm und legte beschwichtigend seine Hand auf ihren Arm. „Es kam, wie ich befürchtete, und man scheint ihm die Verleugnung leicht gemacht zu haben.

Ich war heute mit Girone auf dem Gericht, um seine Aussage einzusehen und zu entkräften, wenn es möglich ist, denn sie ist nicht an Eidesstatt abgegeben. Girone hat sie daher rekusiert, aber er hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß Baldi nun wahrscheinlich und vielleicht mit Erfolg meine Verhaftung, vielleicht auch die Deinige beantragen wird."

„O, wie ist das möglich? was haben wir denn Unrechtes gethan?" fragte sie ruhig und halb ungläubig.

Voigts antwortete hierauf nicht. „Girone und ich haben uns nun die Sache überlegt", fuhr er fort; „es bleibt nichts Anderes übrig, als den Grafen aufzusuchen und ihn zu zwingen, daß er Dich als sein Kind anerkenne, sei es auch durch eine Klage bei den Gerichten. Girone hat Deine Original-Papiere zurückverlangt, damit sie nicht aus den Akten gestohlen werden können, denn dies ist auch schon vorgekommen, und wir haben es mit Menschen zu thun, die zu Allem fähig sind. Mit diesen Papieren und mit den eigenen Briefen Deines Vaters an Deine arme Mutter, mit all den Beweismitteln aus Meyer's Papieren u. s. w. wollen wir vor ihn treten und ihn zwingen, entweder einen Meineid zu schwören oder Dich anzuerkennen . . ."

„O liebster, bester Papa, können wir dies nicht umgehen?" rief Cecca und barg ihr Haupt weinend an seiner Schulter. „Ich soll den Mann, der nun doch einmal mein Vater ist, erröten machen, verklagen, zur Rechenschaft ziehen? Das kann ich nicht; das bring' ich nicht über mich! Ich bitte, stehen wir davon ab! Bedenken Sie, wenn er mich abschwört?"

„Dann werfen wir ihm vor, daß er einen Meineid geschworen habe, und prozessieren von Neuem," sagte

Voigts kalt und entschlossen. „Was ich Dir vorschlage, ist unerläßlich. Wenn wir beide nicht als Betrüger, die im Komplot handeln, gebrandmarkt werden wollen, müssen wir diesen Schritt thun, den natürlichsten von der Welt, der längst hätte geschehen sollen und können, wenn Dein Oheim seine Verbindungen und seinen Einfluß hätte geltend machen wollen, was er aus mir unbegreiflichen Gründen nicht gethan hat."

„Aber ich kann es nicht über mich gewinnen, lieber Papa! ich kann dem Manne nicht gegenüber treten und mich dem Verdachte einer Erpressung aussetzen."

„Bah, sei nicht thöricht, Kind, überlaß Dich meiner Führung, wie seither," versetzte Voigts. „Von Dir ist vorerst nicht die Rede — ich werde Deine Sache führen, als Dein früherer Vormund, dem diese Pflicht noch obliegt, obwohl Du jetzt mündig bist. Wir wollen nicht sein Geld, sondern nur Dein Recht. Ich werde ihn glimpflich behandeln, wenn er vernünftigen Gründen Gehör giebt und der Stimme der Natur. Ich werde das Vergangene ignorieren und ihn schonen, so lange er mich nicht zum Äußersten zwingt, und das wird er nicht thun, denn die deutschen Gerichte sind unabhängiger und unparteiischer als diese italienischen, und es ist eine Sache von wenigen Tagen, ja vielleicht nur einigen Stunden, um ihn zur Anerkennung zu zwingen. Also kurz und gut, Kind, willst Du mir folgen?"

„Wenn es sein muß, in Gottes Namen," hauchte sie, „wann wollen wir abreisen?"

„Morgen Mittag, Kind! ich bin reisefertig und werde einstweilen mit Barths sprechen . . ."

„Also morgen Mittag, und Gott gebe, daß unsere

Reise eine gesegnete sei!“ erwiderte sie tonlos, aber doch gefaßter.

Voigts ging zu Barth hinüber, welcher in Cecca's Verhältnisse eingeweiht war, und benachrichtigte diesen von dem Beschlossenen. Barth versprach, Cecca's Zimmer und Effekten zu verwahren, und wünschte dem Freunde besten Erfolg, und Voigts sprach nur noch einen Augenblick bei Cecca vor, um sie zu bitten, nur wenig Gepäck mit sich zu nehmen und sich nur auf eine Reise von wenigen Wochen vorzubereiten; dann ging er nach Hause, um seine eigenen Angelegenheiten noch rasch zu ordnen.

Voigts hatte noch nicht die Piazza Barberini erreicht, als er sich leise beim Namen gerufen hörte. Es dämmerte bereits, doch erkannte er in dem Mann, der ihn angerufen hatte, einen älteren, israelitischen Mäkler und Kuriositätenhändler, mit dem er schon einige Male kleine Geschäfte gemacht hatte, einen Deutschen.

„Was wünschen Sie von mir, Herr Liebmann?“ fragte er.

„Ich habe Ihnen ein Geschäft vorzuschlagen, Herr v. Voigts, was Sie nahe angeht und eine junge deutsche Dame, die da droben wohnt und von der Sie eben kommen,“ versetzte Liebmann mit scheuem lauerndem Blick. „Nu, staunen Sie nur, Herr v. Voigts, es ist doch wie ich Ihnen sage: es geht die junge Dame aus Trastevere sehr nahe an, sehr nahe, so wahr ich lebe. Aber ich bin nur der Kommissionär, ich handle nur in fremdem Auftrag. Wenn Sie mir wollen geben Ihr Wort, daß Sie mich nicht verraten, und den, der mich schickt, und wenn Sie mir wollen schenken Gehör auf einige Minuten, will ich Ihnen sagen, um was es sich handelt.“

„Welcher Art ist das Geschäft?“ fragte Voigts verwundert.

„Es handelt sich um ein Bündel Briefe und Papiere, was hat gehört dem Monsignore Salicastri und was nun ist in einer anderen Hand,“ versetzte Liebmann. „Ich habe die Papiere gesehen und sie sind von Wert; es sind deutsche darunter und französische, und es ist darin die Rede von einer Signora Cecca. Sie werden mich nun verstehen und werden mir glauben, daß ich es ehrlich meine.“

„Kommen Sie, sagen Sie mir Alles, Herr Liebmann!“ sagte Voigts und ging mit dem Makler auf der Piazza Barberini auf und ab, fieberisch gespannt, zu erfahren, um was es sich handle.

„Ich habe nicht gefragt, woher die Papiere kommen, und Sie werden auch nicht fragen,“ sagte der Makler. „Ich kann nur versichern beim Haupt meines Vaters, daß sie kommen aus dem Vatikan, daß sie sind gerichtet an den sel'gen Monsignore, und daß sie gehören alle zusammen. Ich habe sie gesehen und zum Teil gelesen; ich habe dem armen Mann, der sie jetzt in Händen hat, gesagt, daß sie können von Wert sein vor die Signora aus Trastevere, die früher war eine Kundin von mir. Ich habe erfahren, daß Sie sind Ihr Vormund, und habe mich erboten, bei Ihnen anzufragen, ob Sie sie wollen kaufen. Das ist's, Herr v. Voigts, was ich Ihnen habe zu sagen.“

„Es kommt darauf an, was sie enthalten,“ sagte Voigts. „Ich kaufe keine Katze im Sack; ich muß erst die Papiere sehen.“

„Das sollen Sie auch, wenn Sie mir versprechen mit Ihrem Wort, daß Sie wollen ehrlich handeln mit mir und nicht mich verraten der Polizei, noch den Mann,

der sie in Händen hat, noch nachforschen, wie sie sind gekommen in meine Hand."

„Gut, ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Liebmann, daß ich schweigen und für die Papiere geben werde, was sie für meine Mündel wert sind," sagte Voigts. „Ich gehe nach meiner Wohnung, Via Felice, Nr. 36; wollen Sie sie mir dorthin bringen."

„Ich bitt' um Verzeihung, gnädiger Herr, wenn ich mache einen andern Vorschlag, der nicht kommt von mir, sondern von dem Besitzer," versetzte Liebmann. „Dort in Nr. 1 ist die Wirtschaft des Carlin, wo Sie mich können erwarten, Herr v. Voigts, und in höchstens einer Viertelstunde bring' ich Ihnen einen Teil der Papiere, daß Sie sie prüfen und mir können machen Ihr Angebot."

„Einverstanden, ich erwarte Sie beim Carlin," sagte Voigts und ging in diese Wirtschaft eines früheren deutschen Tischlers, wo viele Deutsche verkehrten, ließ sich ein Glas Wein geben und erwartete Liebmann, der sich denn auch bald einstellte, hier bekannt war, und Voigts eine Anzahl Briefe reichte, als ob er ihm Autographen verkaufe, mit denen er auch gelegentlich handelte. Es waren Briefe von Pater Denis, von französischen und deutschen Geistlichen, von anonymen Verfassern, welche sich alle auf die Nachforschungen nach Cecca und ihrer Jugendgeschichte bezogen; es war sogar einer von Voigts selbst darunter, den er geschrieben hatte, als er dem Pater vorausgereist war, um die Spur des Zirkus Lossain aufzusuchen. Auf vielen fand er Bemerkungen von Monsignore's eigener Hand. Diese Briefe konnten unter Umständen wichtige Zeugnisse zu Gunsten von Cecca's Ansprüchen werden, während sie für niemand sonst Wert hatten.

„Es sind im Ganzen fünfundfünfzig, von denen sie

hier haben zwanzig, Herr v. Voigts," sagte Liebmann, welcher lauernd die Züge seines Gegenüber beobachtete. „Wollen Sie kaufen und mir machen ein Gebot."

„Fordern Sie, ich werde Ihnen geben, was diese Briefe für mich wert sind, Herr Liebmann! Sie wissen, ich feilsche nicht."

„Nu, Sie werden mir geben fünfhundert und fünfzig Lire, gnädiger Herr! soviel sind sie wert unter Brüdern."

„Aber nicht für meine Mündel und mich," versetzte Voigts fest. „Ich biete Ihnen ohne alles Feilschen, was ich mit gutem Gewissen bieten kann und darf: zweihundert Lire, und zwei Napoleons für Sie als Prämie; das ist mein einziges und letztes Wort." — Liebmann versuchte noch zu feilschen; als er aber sah, daß er es mit einem festen Willen zu thun hatte, gab er nach. — „Nun gut, der Handel ist abgemacht, Herr Liebmann; Sie erwarten mich morgen um elf Uhr bei dem Bankier Nast, Piazza Luigi de' Francesi, bringen mir die Briefe und erhalten Ihr Geld, und ich verbürge mich mit meinem Worte, daß ich ehrlich mit Ihnen verfahre und nicht darnach forschen will, woher die Briefe kommen."

Er konnte es nicht erwarten, bis er die Briefe in Händen hatte und ihren Inhalt kennen lernte, aber er verhehlte seinen Eifer und beide Teile schieden anscheinend zufrieden mit ihrem Handel. Als Voigts am folgenden Morgen am Kassenschalter in Nast's Bankhause erschien, um sich Reisegeld und Kreditbrief nach Deutschland zu holen, erwartete ihn Liebmann schon, zählte ihm die Briefe vor, empfing sein Geld und bedankte sich vielmals.

„Nu, Herr v. Voigts," sagte er dann, „als Sie haben gehandelt nobel mit mir, will ich mir nehmen die Freiheit, Sie noch zu geben einen Wink. Ich weiß, als Sie haben

einen großen Prozeß. Unser einer kommt in viele Häuser und unter viele Menschen und kann viel erfahren. Wenn Sie mich können gebrauchen, irgend etwas zu ermitteln und aufzuspüren, bitte wenden Sie sich an mir — Sie sollen zufrieden sein mit mir, denn ich hab' schon manches gebracht an's Licht!"

„Ich danke Ihnen, Herr Liebmann, und werde mich Ihrer erinnern," erwiderte Voigts lächelnd. „Leider habe ich Ihnen für jetzt keinen Auftrag zu geben, denn ich reise heute Nachmittag auf einige Wochen nach Deutschland."

„Nu, dann später, Herr v. Voigts! ich werde die Augen öffnen und sehen, daß ich noch mehr erfahre als ich weiß," sagte Liebmann mit einem bedeutsamen Blick und entfernte sich eilig, um mit einem Mann aus dem Volke, der ihn vor dem Hause erwartete, nach der Piazza Navona zu gehen, wo sie in eine Trattorie eintraten, um ihr Geschäft abzumachen.

X.

Acht Tage später stiegen Cecca und Voigts in Baden-Baden vor dem Zähringer Hofe ab und nahmen sich Zimmer. Sie waren gemächlich gereist, denn Voigts wollte seiner Mündel die Welt zeigen, und die Schönheit der Apenninen und der Alpen hatten einen gewaltigen Eindruck auf Cecca gemacht, die sich vorkam wie ein aus dem Bauer entlassenes Vöglein. Sie hatten die oberitalienischen Seen berührt und den Gotthard überstiegen und als sie erst den Vierwaldstätter See überfuhren, hatte diese deutsche Natur Cecca so angeheimelt, daß sie auf der ganzen Fahrt von Luzern nach Basel und von hier bis Baden nicht aus dem Entzücken und Enthusiasmus herauskam und an ihrem Reiseziel bei der ersten Umschau in diesem herrlichen Thal erklärte, dieser Garten Deutschlands sei noch schöner als Italien. Sie enteilte sobald wie möglich dem Hotel, um mit Voigts noch einen Spaziergang nach dem Schloß hinauf zu machen, um sich zu orientieren und wieder einmal einen deutschen Sonnenuntergang zu sehen, welcher sie fast bis zu Thränen rührte.

Als sie zum Abendbrot wieder in ihr Hotel zurückkehrten und der Kellner das Fremdenbuch präsentierte,

schrieb Voigts sich ein und reichte dann das Buch lächelnd seiner Mündel. Sie las mit Schreck und Staunen: „Comtesse Francesca v. Wernau; E. v. Voigts, Rentier.“

„Um Himmels willen, Papa, was haben Sie gethan?“ fragte sie betroffen, nachdem sie dem Kellner das Buch zurückgegeben hatte, „wozu dieser Name?“

„Du hast ein Recht darauf, mein Kind, und kannst es beweisen,“ erwiderte er mit einem ruhigen Lächeln. „Es gehört zu meinem Plane, daß Du unter diesem Namen und in dieser Stellung hier in Deutschland auftrittst.“

„Aber, Papa, bedenken Sie doch, unsere Mittel!...“

„Laß das meine Sorge sein, Närrchen,“ versetzte er. „Deine Mittel erlauben es Dir, denn Du hast, abgesehen von dem kleinen Vermögen, das Dir Dein Pflegevater hinterlassen, von dem, was Du von Tante und Oheim erhieltest, eine Rente von etwa zwölftausend Lire, und dies genügt, um Deine Stellung als Comtesse aufrecht zu erhalten.“

„Ist es möglich, Papa? ist das Ihr Ernst?“

„Warum sollte ich Dich täuschen, Kind? Später magst Du ganz nach Deinen Wünschen leben, aber hier bist Du verbunden, Deine Herkunft geltend zu machen. Wir sprechen morgen weiter darüber,“ sagte er lächelnd.

Cecca hätte sich dies nicht träumen lassen und konnte es kaum fassen, denn da sie seit Jahren außer ihrem reichlichen Taschengelde nichts mit Geld und Geldeswert zu schaffen gehabt hatte, so erschien ihr dieser Reichtum unermeßlich groß, und sie konnte die ganze Nacht vor Aufregung und Erstaunen kaum schlafen, machte unwillkürlich Pläne und verwarf diese wieder, indem sie sich feierlich gelobte, bescheiden und demütig zu bleiben, um nicht auf's neue das Schicksal herauszufordern.

Der Morgen brachte ihr neue Überraschungen: Voigts schlug ihr nämlich vor, eine hübsche Privatwohnung in einer der neuen Straßen zu mieten, denn sie sollte wo möglich einige Wochen hier bleiben, während er seinen Geschäften nachgehe und den Grafen Wernau aufsuche. Sie fanden eine sehr hübsche Wohnung in einer der neuen Villen auf dem östlichen Saume der Stadt und bezogen dieselbe sogleich. Voigts nahm ein gut empfohlenes Mädchen als Zofe für Cecca an, damit sie während seiner Abwesenheit nicht allein sei, und bestellte Modistinnen und Schneider, um ihre Garderobe standesgemäß herzustellen, wie er lächelnd sagte. Zunächst sollten die Trauerkleider, die für die Reise gut genug gewesen waren, abgelegt und mit einer eleganten Frühjahrstoilette vertauscht werden, und Cecca sah am anderen Tage mit Erstaunen, daß er ihr ein hübsches, elegantes, einfaches Reitkleid bestellt hatte.

„Aber was denken Sie denn, Papa?“ fragte sie überrascht.

„Ich denke, daß Du Dich zu Pferde nicht nur gut ausnehmen, sondern auch köstlich amusieren wirst, Kind,“ erwiderte Voigts lachend. „Wir sind seit Tante Teresa's Tode nicht mehr spazieren geritten, darling, und diese schönen Berge und Wälder laden dazu besonders ein. Meine alten Beine aber tragen mich nicht mehr so gut durch die Berge, wie vordem, und Du sollst alle schönen Punkte kennen lernen.“

Hatte nun Cecca's Erscheinung schon in ihren Trauergewändern einiges Aufsehen erregt und ihr die Blicke der Badegäste zugewandt, welche in dieser Jahreszeit noch nicht allzu zahlreich waren, so machte sie förmlich Furore, als sie zum erstenmale an Voigts Seite zu Pferde erschien. Voigts, welcher von jeher ein treffliches Auge für Pferde-

fleisch besaß, hatte in einem Mietstall ein schönes Berberpferd von eleganter Figur und graziöser Gangart, feurig und doch fromm, ermittelt, das als Damenpferd ging und ihm ganz für Cecca passend erschien, welcher er — wie er wohl wußte — eine große Freude damit machen konnte. So kannte sie sich dann auch vor Vergnügen kaum mehr, als sie auf diesem schönen Tier, wahrscheinlich einem Beutepferde aus dem deutsch-französischen Kriege, an Voigts' Seite die Lichtenthaler Allee hinunter sprengte und das Tier in allen Gangarten versuchte, nur in ihre eigene Ergötzung versenkt und sich nicht des Aufsehens bewußt, welches ihre reizende Erscheinung, ihre anmutige und sichere Haltung zu Pferde auf die vorüber Gehenden und Fahrenden machte.

Diese Spazierritte wiederholten Voigts und Cecca täglich, um die herrlichen Umgebungen Badens kennen zu lernen und die wundervollen, im jungen Laubschmuck prangenden Wälder zu durchstreifen. Diese Ausflüge, welche oft auf eine Entfernung von mehreren Meilen ausgedehnt wurden, übten auf Cecca einen doppelten Reiz: sie hatte ein Gefühl der Freiheit und der Heimat; sie vergaß der mancherlei Heimsuchungen und der schmerzlichen Verluste durch den Tod ihrer drei römischen Verwandten, der später erlittenen Demütigungen und Kränkungen; sie gab sich dem frohen, von keinerlei Sorgen vergällten Genusse des Augenblicks hin, ohne an den Zweck zu denken, welcher sie nach Deutschland geführt hatte; sie hatte die halb berauschende Empfindung, welche die energische körperliche Bewegung, der rasche Ritt in Gottes freier Natur selbst in minder sensitiven Naturen hervorruft, und sog in vollen Zügen die Luft der Freiheit und den wohligen Duft der Wälder ein. Sie hatte das Bewußtsein absoluter

Sicherheit unter dem Schutz ihres Vormundes und dankte ihm von ganzen Herzen den langentbehrten Genuß des Zaubers des Waldes und der freien Natur, welcher ihr in Rom nicht zu teil geworden war.

An Geist und Körper erquickt und erfrischt, kehrte Cecca von diesen Ausflügen, welche sie oft auch zu Fuß in die Umgebungen machte und auf welche sie ihr Skizzenbuch mitnahm, wieder in die kleine Villa zurück, um dann zu singen, Klavier zu spielen, zu zeichnen und zu malen oder sonst zu arbeiten. Auf der Promenade und bei der Musik am Konversationshause zeigte sich Cecca nur selten, denn allein konnte und mochte sie dort nicht erscheinen, und Voigts wich dem Menschengewühl möglichst aus. Zu Hause ließ er Cecca meist allein, außer den gemeinsamen Mahlzeiten und den Abendstunden. Er saß dann in seinem Zimmer, emsig mit Schreiben beschäftigt, um, wie er sagte, ein Werk zu vollenden, das ihn schon seit längerer Zeit beschäftigte und das er fertig sehen wollte, bevor er sich ganz dem Zwecke widme, der ihn nach Deutschland gerufen hatte. Die vorläufige Rast in Baden hatte aber auch noch einen anderen Grund: er wollte erst genau den dermaligen Aufenthaltsort des Grafen Wernau ermitteln, bevor er vor denselben trat; er wollte ihm nicht auf's Gerathewohl und auf einer Jagd ohne Ziel nachreisen. Voigts hatte daher schon am Tage nach der Ankunft an einen ihm dem Namen nach bekannten Gelehrten in jener kleinen Residenz, wo Graf Wernau auf die Requisition von Rom aus vernommen worden war, eine artige schriftliche Bitte um gefällige Auskunft gerichtet, ob Graf Alfred v. Wernau, kgl. Wirklicher Geheimerat 2c., noch daselbst wohne oder etwa abgereist sei. Hierauf war ihm die Antwort geworden, der Graf sei mit seiner Gemalin weg=

gereist, angeblich nach Dresden, und Voigts richtete nun seine Erkundigungen dorthin, erhielt abermals den Bescheid, daß der Graf nach kurzem Aufenthalt weiter gereist sei, und schrieb nun an dem ihm befreundeten Pfarrer zu Kroich um die Adresse des dermaligen Geschäftsmannes und Sachwalters des Grafen und durch diesen den zeitweiligen Aufenthalt des Grafen Wernau zu erfahren. Diese Weiterungen hielten Voigts einstweilen in Baden zurück und setzten seine Geduld auf eine peinliche Probe, so daß er sich diesen gezwungenen Aufenthalt mit ernster Arbeit erträglich zu machen suchte. Um aber Cecca nicht zu beunruhigen, ließ er sie nichts davon wissen und vermied es auch möglichst, von dem Prozesse und ihrem Vater zu reden, um ihren wohlthuenden Frieden nicht zu stören.

Die kleine Villa, von welcher Cecca und Voigts die obere Etage bewohnten, war die Hälfte einer in englischem Geschmacke erbauten doppelten Cottage. Vor derselben erstreckte sich ein kleiner, hübsch angelegter Garten, welcher in der Mitte durch einen eisernen Zaun geteilt war, so daß jeder Teil des kleinen Doppelhauses sein eigenes Gärtchen hatte. Die westliche Hälfte des Doppelhäuschens war von einem älteren Ehepaar bewohnt, das ebenfalls ziemlich still und zurückgezogen zu leben schien, denn man sah und hörte nur wenig von demselben. Cecca hatte nur von ihrem Mädchen erfahren, daß diese Leute Franzosen seien. Cecca benutzte ihren Gartenanteil, um sich darin zu ergehen oder im Schatten einer hübschen Laube zu lesen oder zu arbeiten. Sie sah bei solchen Gelegenheiten einige Male eine hochgewachsene, schlanke, ältere Dame von vornehmen Äußeren sich jenseit des Zaunes ergehen; beide Teile beobachteten sich heimlich und mit Neugier, aber in diskretester Weise, bis Cecca eines Tages durch das

Gärtchen schlendernd plötzlich auf drei Schritte der Dame gegenüberstand, nur durch den Zaun und die Beete zu beiden Seiten desselben getrennt. Sie sah zum erstenmal das regelmäßige Gesicht der Nachbarin näher, das zwar bleich und etwas leidend, aber von einem gewissen anziehenden geistigen Ausdruck war und einst schön gewesen zu sein schien. Unwillkürlich machte sie der Nachbarin eine respektvolle Verbeugung, welche mit einem würdevollen, freundlichen Gruß erwidert wurde, und beide gingen an einander vorüber.

Am folgenden Morgen übergab Cecca's Mädchen, Elise, ihrer Herrin zwei Karten, eines Vicomte und einer Vicomtesse d'Hailly, welche um die Erlaubnis baten, der Comtesse ihren Nachbarschaftsbesuch machen zu dürfen. Voigts war ausgegangen; da aber Cecca von Elisen erfuhr, daß es die Leute seien, mit welchen sie Wand an Wand wohnte, so nahm sie den Besuch an und lernte in dem Vicomte d'Hailly ein hageres, vertrocknetes Männchen, aber einen vollendeten Weltmann mit vornehmen Manieren kennen, der seiner körperlichen Erscheinung durch alle Künste der Toilette einen Schein von Jugendlichkeit und Kraft zu geben versuchte, aber geistig keinen bedeutenden Eindruck machte. Die Vicomtesse dagegen gewann entschieden bei näherer Bekanntschaft, und erwies sich als eine hochgebildete, intelligente und weltgewandte Frau. Während der Vicomte als ein alter Roué keinen Blick von der schönen Erscheinung Cecca's verwandte und sie mit überschwänglichen Komplimenten über ihren herrlichen Gesang und ihr Klavierspiel überhäufte, welche er als meisterhaft und phänomenal nicht enthusiastisch genug bewundern zu können behauptete und womit er Cecca eher langweilte als ihr schmeichelte, legte die Vicomtesse mehr eine milde, stille

Freundlichkeit und eine Art instinktiven mütterlichen Wohlwollens gegen Cecca an den Tag, sagte ihr, daß sie eine Tochter durch den Tod verloren, welche ungefähr in Cecca's Alter gewesen wäre und einige Ähnlichkeit mit ihr gehabt habe, und betonte namentlich mit feuchten Augen, daß Cecca's Gesang sie oft an ihre verlorene Cora erinnere. Dieser erste Besuch war als ein rein ceremoniöser natürlich nur kurz, allein die Vicomtesse machte einen entschieden günstigen und gewinnenden Eindruck auf Cecca, und der schüchterne Annäherungsversuch der älteren Dame fand in Cecca ein sympathisches Echo.

„Wir sind, wie es scheint, zwei einsame weibliche Wesen, Comtesse,“ sagte die Nachbarin; „lassen Sie mir die schmeichelhafte Hoffnung, daß wir uns näher kennen und in einander schicken lernen. Ich wünsche von Herzen, Ihnen näher zu treten.“ Und dies begleitete sie mit einem bittenden Blick und einem warmen Händeschütteln.

Als Cecca dem Vormund mit sichtlicher Genugthuung von diesem Besuch erzählte, nahm er es sehr kühl auf. „Ich liebe die Franzosen, welche jetzt, so kurz nach dem Kriege, in Deutschland leben, gerade nicht, und bin überhaupt nicht für Bekanntschaften an solchen Orten,“ sagte er. „Man begegnet zu viel Abenteurern und zweifelhaften Existenzen. Wir wollen daher erst sehen, was an den Leutchen ist, bevor wir uns mit ihnen einlassen, und so sehr ich mich freuen würde, wenn Du Dich an eine würdige Dame anschließen würdest, so müssen wir doch auf unserer Hut sein, um etwaigen späteren Enttäuschungen vorzubeugen.“

Als er aber nach einigen Tagen mit Cecca den Besuch erwidert hatte, erklärte er sich im allgemeinen davon befriedigt. „Ich habe mich inzwischen nach den Leutchen erkundigt, liebes Kind, und was ich erfahren habe, ward

mir durch die eigene Anschauung bestätigt," sagte Voigts. „Vicomte d'Hailly ist ein etwas heruntergekommener Edelmann, welcher ein hübsches Vermögen verjubelt haben soll, und ist ein Legitimist. Er ist nicht mein Mann, denn ich hasse diese Klasse von vornehmen Bummlern und Genußmenschen. Die Vicomtesse ist von Geburt eine Engländerin, die Tochter eines früheren indischen Generals, und gilt für eine ehrenwerte Dame. Man sieht ihr an, daß sie manch' bittere Erfahrungen und Enttäuschungen erlebt hat, und ihr ganzes Gebaren flößt mir einiges Vertrauen ein. Laß Dich von ihr aufsuchen, aber gieb Dich nicht allzu schnell und vertrauensvoll hin. In der großen Welt gilt mehr als irgendwo das Motto: ‚Trau schau wem'. Findest Du aber an ihr eine uneigennützige, mütterliche Freundin, dann erwidere offen ihr Entgegenkommen. Du wirst dann wenigstens während meiner Abwesenheit nicht allein sein."

Cecca handelte danach, so sehr sie sich auch von der Erscheinung und dem Wesen der Vicomtesse angezogen fühlte, und trotz anfänglicher schüchterner Zurückhaltung kamen die beiden Damen einander doch schnell nahe. Sie hatten so viele Anknüpfungspunkte in Musik, Gesang, Malerei, Lektüre, welche sie beide liebten. Die Vicomtesse machte kein Hehl aus ihren relativ bescheidenen Verhältnissen und trug dieselben mit Würde und Ergebung, erwies sich als eine Dame von hoher Bildung und Weiblichkeit, von Gemüt und Geist, von weiblichem Zartgefühl und mütterlichem Wohlwollen, welche mit ihrem Gatten nichts gemein hatte, als den Namen, den er ihr vor dem Altar gegeben hatte. Sie war offenbar nicht glücklich mit ihm, aber sie begegnete ihm mit Würde und Artigkeit und sprach von ihm mit Schonung.

So waren Cecca etwa drei Wochen in Baden-Baden

wie ein Traum und unter mannigfachen aber günstigen Eindrücken vergangen, als Voigts eines Abends in einiger Aufregung und mit einem ungewöhnlichen Ausdruck von ernster Entschlossenheit nach Hause kam, so daß Cecca ihn fragend anblickte.

„Ich muß Dich darauf vorbereiten, liebes Kind, daß ich morgen auf einige Zeit verreisen und Dich verlassen muß,“ sagte er. „Ich komme vom Konversationshause, wo ich die Zeitungen durchflogen und in einer Badeliste zufällig ermittelt habe, daß Graf Wernau in Karlsbad ist. Ich darf nun nicht säumen ihn aufzusuchen, um Deine Rechte geltend zu machen, denn die Zeit drängt und Du wirst begreifen . . .“

„Ich begreife und werte vollkommen das Opfer, welches Sie mir bringen, lieber Papa Voigts,“ fiel sie ihm in's Wort und schmiegte sich an seine Schulter. „Wollte Gott, es wäre diese Reise nicht nötig und Sie könnten hier der verdienten Ruhe pflegen. Wie kann ich Ihnen je vergelten, was Sie an mir gethan haben?!“

„Durch Vertrauen, Liebe und Gehorsam, mein Kind,“ versetzte er gerührt. „Die Sorge für Dich ist mir Lebensaufgabe, wie Du weißt! Du bleibst also hier und suchst Dir die Zeit so gut wie möglich zu vertreiben, und ich werde Dir immer Nachricht von mir geben. Reite spazieren, so oft Du willst, wenn auch ohne Begleitung, und kümmre Dich nicht darum, wenn es anfangs auffallen sollte. Diese Gegenden sind sicher und man ist allein oft in der besten Gesellschaft. Ich kann Dir ja vertrauen, liebes Kind, und ich werde nicht länger ausbleiben, als absolut nötig ist, und sehe mit Zuversicht einem Erfolge entgegen.“

„Muß es denn sein, lieber Papa? fragte sie; „können wir nicht meine Zukunft einer höheren Fügung überlassen?“

„Mit nichten,“ erwiderte er beinahe streng; „Rechte preisgeben ohne einen Versuch zu deren Geltendmachung, ist feige und heißt sich dieser Rechte unwert zeigen! Sprechen wir nicht weiter davon, sondern laß mich gewähren!“ —

Am anderen Morgen in aller Frühe geleitete ihn Cecca zur Bahn und entließ ihn mit den heißesten Segenswünschen. Voigts hatte ihr einige Tage zuvor eine schöne große Dogge geschenkt, als Begleiter, Beschützer und Zeitvertreib, wie er lächelnd sagte, denn er wisse ja, wie sehr sie die stumme Kreatur liebe. Diesen Hund, der sich schnell an sie gewöhnt hatte, nahm sie mit sich auf ihre einsamen Spaziergänge, denn eine instinktive Scheu hielt sie in den ersten Tagen ab, allein auszureiten: sie wollte nicht auffallen. Eines Tages aber wagte sie es doch, bestellte sich ein Pferd und ritt in die Wälder hinein, wo ihr nur selten ein Spaziergänger begegnete und ihre Erscheinung nicht auffallen konnte. Um die Stunde, wo sie wegritt, waren die Straßen der Vorstadt und der nächsten Umgebung meist leer, denn die Badegäste waren dann meist bei Tische oder hielten ihre Siesta, und sie erreichte kaum beachtet den Wald, und der Hund, welcher sie begleitete, schien sich seiner Freiheit ebenso sehr zu erfreuen, als seine Herrin. Auf einem dieser Spazierritte in der Richtung nach dem Korbmattfelsen kam sie auf einer kleiner Hochebene im Wald an einem Ort vorüber, wo im jüngsten Winter ein Holzschlag stattgefunden hatte. Mehrere Morgen Wald auf einem langen Striche dem Wege entlang waren abgetrieben worden, so daß nur einzelne Fichten und Tannen zerstreut standen. Sie war im Schritt den Berg heraufgeritten und sprengte nun im kurzen Galopp auf der Ebene dahin; sie ahnte nicht, daß sie beobachtet wurde, daß ein Herr im

Schatten eines aufgeklafterten Holzstoßes lag und durch den Hufschlag aufmerksam gemacht, kein Auge von der lieblichen Erscheinung verwandte, der er früher schon einige Male begegnet war. Am Ende der Lichtung wandte Cecca ihr Pferd und setzte über den Graben. Sie hatte die Dogge wie spielend hinüberspringen sehen, und das hatte ihr den Einfall gegeben, ihr Pferd ebenfalls „setzen“ zu lassen. Die Berberstute nahm den Graben und die Böschung mit Leichtigkeit, und dies gewährte Cecca so viel Vergnügen, daß sie die ganze Lichtung entlang dies Spiel mit jugendlicher Lust fortsetzte, das Pferd mit Zuruf und Peitsche ermunternd. Der Hund folgte ihrem Beispiel und so machte sie den Weg unter fortwährendem Setzen hin und zurück, trabte dann am Ende der Lichtung davon und verschwand an einer Biegung des Waldweges.

Der einsame ungeahnte Beobachter war so nahe gewesen, daß ihm nichts von der ganzen Szene dieses beinahe kindlich-harmlosen Spieles entgangen war: nicht das von Jugendmut und Lust blitzende Auge der Reiterin, nicht das reizende Lächeln ihres Mundes, die glühende Wange, die kühnen und graziösen weichen Bewegungen, der Zuruf an das Pferd, das Pusten desselben, — und er war von diesem naiven Schauspiel so gefesselt gewesen, daß ihm das Buch, worin er gelesen hatte, entfallen war, daß er mit gierigem Blicke die schöne Reiterin verfolgt hatte, ja daß er noch eine Weile sinnend dalag, das Haupt auf die Hand, gestützt und ihr mit seinen Gedanken folgte, als der Hufschlag des Pferdes längst verhallt war. Dann versuchte er weiter zu lesen, aber seine Gedanken waren noch bei der anmutigen Reiterin und er hatte keinen rechten Sinn mehr für seine Lektüre, so daß er nach verschiedenen Versuchen, sich in sein Buch wieder zu vertiefen, aufsprang,

sein Buch in die Tasche steckte, die Lichtung verließ und auf den Waldweg heraustrat. Hier beschaute er mechanisch die tiefen Hufspuren, welche die Sprünge des Pferdes zu beiden Seiten in die feuchte Erde gedrückt hatten, und folgte denselben in der Richtung, welche die Reiterin eingeschlagen hatte.

Plötzlich sprang er in den Graben hinab und raffte etwas Glänzendes aus dem kurzen Grase auf: es war ein goldenes Armband, einfach aber von schöner Arbeit, mit einer tiefen Kehle, in welcher ein breites Geflecht von schönem braunem Haar verlief, und mit einem zierlichen Knauf über der Schließe, auf welchem zwischen Filgran-Verzierungen ein M von kleinen Diamanten angebracht war.

„Das hat die Reiterin verloren," sagte er mit einer aufrichtigen Freude, betrachtete das Armband lange und sprach es als irgend ein teures Andenken an, welches für die Besitzerin sicherlich einen bedeutenden Affektionswert hatte. Er steckte es zu sich, um es ihr wieder zuzustellen, da es ja nicht schwer sein konnte, die Reiterin zu ermitteln, setzte seinen Spaziergang fort und kehrte dann nach der Stadt zurück in der Absicht, sogleich seine Nachforschungen nach der Reiterin anzustellen, denn er glaubte das Pferd schon häufiger und mit verschiedenen Reiterinnen gesehen zu haben, und so mußte er in einem der Mietställe die rothaarige Reiterin zu ermitteln imstande sein.

Das Armband war, wie unsere Leser schon vermutet haben werden, das teure Vermächtnis der Tante Teresa, das Armband, welches die Haare von Cecca's Mutter enthielt und welches daher Cecca immer tragen und als eine Art Talisman betrachten sollte. Dieser Bitte der Tante Teresa war Cecca auch gewissenhaft nachgekommen: sie trug es beinahe immer, hatte es auch heute am linken

Handgelenk getragen und es verloren, weil sich vermutlich bei einer der lebhaften Bewegungen während des Springens das Schloß gelöst hatte. Cecca hatte nicht lange nachher mit Schreck den Verlust bemerkt und war suchend in langsamen Schritt den ganzen Weg zurückgeritten, ohne es jedoch zu finden. Sie hing mit einer wahrhaft abergläubischen Verehrung an dem Vermächtnis und als sie daher langsam bis zu einer Stelle zurückgeritten war, wo sie, wie sie sich noch deutlich erinnerte, das Armband noch an ihrem Handgelenk gesehen hatte. Dann kehrte sie verdüstert im scharfen Trabe nach der Stadt zurück, um ihren Verlust sogleich bei der Polizei anzuzeigen und dem ehrlichen Finder eine ansehnliche Belohnung auszusetzen.

Der ehrliche Finder nun hatte auf seinem Heimwege zur Stadt schon beinahe die Villen am Tiergartenweg erreicht, als er hinter sich den Hufschlag eines trabenden Pferdes hörte und sich umschauend die kühne Reiterin vom Walde erkannte. Augenblicklich blieb er stehen und erwartete sie, ihr fest in's Gesicht blickend; er las ihre Gemütsbewegung in ihren Zügen, winkte ihr mit dem Hute und ging ihr entgegen.

„Mein Fräulein, haben Sie etwas verloren?“ fragte er sie artig.

„Ach ja, mein Armband,“ erwiderte sie überrascht und zwischen Furcht und Hoffnung; „haben Sie es etwa gefunden?“ und mit wenigen Worten beschrieb sie es hastig.

„Das stimmt,“ erwiderte der Fremde, holte es aus der Brusttasche seines braunen Sammetrockes hervor und überreichte es ihr lächelnd.

„Tausend, tausend Dank!“ rief sie und drückte ihm in ihrer Herzensfreude die Hand; „Sie ahnen nicht, welchen wichtigen Dienst Sie mir geleistet haben,“ sagte sie mit

sichtlich erleichtertem Herzen; „es ist ein Familienstück, ein Andenken, das für mich von unschätzbarem Werte ist. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen genugsam danken soll.“

„Das haben Sie gar nicht nötig — ich habe nur meine Pflicht gethan,“ erwiderte er ihr ruhig lächelnd und ihre Blicke begegneten sich. Der Fremde war ein junger hübscher Mann von etwa dreiunddreißig Jahren, schlank, etwas über Mittelgröße, mit lichtbraunem Haar und Vollbart, großen, dunkelblauen, intelligenten Augen, welche mit sichtlicher Überraschung und Bewunderung zu ihr aufschauten, und regelmäßigen, aber etwas ernsten Zügen, die etwas Leidendes hatten. Seine Kleidung war sehr bescheiden aber reinlich, und schien einen Künstler oder etwas derartiges zu verraten. Da er offenbar nicht zu den Glücklichen dieser Erde gehörte, so griff Cecca unwillkürlich nach ihrem Portemonnaie in die Tasche ihres Reitkleids. Er bemerkte ihre Bewegung, deutete sie richtig und lehnte achselzuckend und mit einer Gebärde ab. „Wo denken Sie hin, mein Fräulein? Davon kann nicht die Rede sein,“ sagte er lächelnd; „ich kann nicht glauben, daß Sie mich beleidigen wollen!“

Cecca ward etwas verlegen, aber in diesem Augenblick fuhren einige Equipagen hinter einander an beiden vorüber; Cecca brachte ihr Pferd auf die eine Seite der Straße, der Fremde sprang nach der anderen Seite. Als die Wagen vorüber waren, sah Cecca ihn nirgends mehr — er war wie durch Zauberschlag verschwunden, und obwohl Cecca eine Weile wartete und sich nach allen Seiten umschaute, konnte sie doch nirgends eine Spur von ihm entdecken. Sie glaubte geträumt zu haben, aber das Armband in ihrer Hand überzeugte vom Gegenteil. Endlich trieb sie ihr Pferd wieder an und ritt langsam weiter. Als sie etwa zwanzig

Schritte geritten war, erhob der Fremde sein Haupt vorsichtig hinter einer Hecke, schaute ihr nach und waidete sich an ihrer schönen Erscheinung. Er hatte eine unliebsame Erörterung abschneiden und Cecca eine Verlegenheit ersparen wollen und sich deshalb hinter der Hecke versteckt, während die drei Equipagen vorüber fuhren.

XI.

Voigts war direkt nach Karlsbad gereist, um dort den Grafen Wernau aufzusuchen, hatte denselben aber nicht mehr dort getroffen: Das gräfliche Paar war nach einem Aufenthalt von zehn oder zwölf Tagen wieder abgereist, und auf seine sorgsamen Erkundigungen erfuhr Voigts, daß dem Grafen die Kur nicht gut bekommen und der Ort zu geräuschvoll gewesen sei. Zu seinem Erstaunen vernahm er, daß das gräfliche Ehepaar nur eine Kammerjungfer, nicht einmal einen Diener bei sich hatte, daß sie höchst zurückgezogen gelebt und beinahe ein Incognito beobachtet hatten. Dies hatte seinen guten Grund, denn der Graf war wirklich an Leib und Seele krank. Der Tod seines Sohnes, jenes verletzende Epigramm in Gestalt einer Photographie und das Grübeln über seine gerichtliche Vernehmung hatten ihn tiefer erschüttert, als er ahnen ließ. Eine innere fieberische Unruhe, eine Art Verfolgungswahn ergriff ihn und trieb ihn unstät von Ort zu Ort. Die Gräfin sah die Veränderung, welche mit ihm vorging und ward unruhig: sie dachte unwillkürlich an die Zukunft. Seit sie sich sagen mußte, daß die Zeit der Eroberungen für sie vorüber sei, seit sie fühlte, daß sie in der höheren

Gesellschaft nicht mehr die Rolle spielte wie ehedem, waren andere Affekte in ihr rege geworden. Als sie den Grafen geheiratet, hatte sie die Bescheidene und Uneigennützige gespielt und sich mit einer ansehnlichen Leibrente zufrieden gegeben, welche Graf Wernau ihr aussetzte. Allein seit einigen Jahren strebte sie nach mehr: sie suchte ihrem Gatten abzuschmeicheln, daß er ihr ein Gut kaufe und auf ihren Namen einschreiben lasse, damit sie, wie sie sagte, von seinen Kindern unabhängig sei. Der Graf hing zu sehr an seinem Gelde und hegte bei all seiner Herzensdürre einen zu großen Familienstolz, als daß er darauf eingegangen wäre. Er hatte ihr Ansinnen abgelehnt unter Berufung auf den Aufwand, welchen er ihr zu Liebe zu machen veranlaßt sei und der beinahe seine ganzen Revenuen aufzehre. Er hatte sie auf das bedeutende Nadelgeld hingewiesen, das er ihr ausgesetzt habe und das sie ersparen könne. Da hatte Natascha selbst den Vorschlag gemacht, den Haushalt zu reduzieren und tüchtig zu sparen. Dazu hatte er sich denn, wenn auch ungern verstanden und dann gesehen, wie aus der Verschwenderin Natascha beinahe eine Knauserin geworden war. Seit Kurt's Tod war Natascha direkter auf ihr Ziel losgegangen; sie lag ihm an, er solle die Summe, welche Kurt ihn seither gekostet habe, nun wenigstens teilweise ihr zu Gute kommen lassen. „Deine beiden Töchter, welche so wenig Pietät gegen Dich und mich bethätigen, mein Lieber, werden reich genug; sie werden sogar noch einen Teil unserer Errungenschaft erben,“ sagte sie. „Wenn es dem Himmel gefallen sollte, Dich mir vor der Zeit hinweg zu nehmen, was Gott verhüte, so werden sie mir jeden Thaler zu verkümmern suchen. Ich rechne daher auf Deinen Edelmut, daß Du mich nicht der Gehässigkeit dieser selbstsüchtigen

Geschöpfe preisgeben wirst. Ich weiß, daß Du Schritte gethan hast, seit dem Tode des armen Kurt das Majorat aufzulösen, damit auch Dein Grundbesitz Deinen Töchtern zu Gute komme. Ich glaube nichts Unbilliges zu beanspruchen, wenn ich erwarte, daß Du auch für mich in dieser Richtung etwas thust."

Und so hatte er ihr in einer schwachen Stunde das Versprechen gegeben, daß er die Ersparnisse an seinen Einkünften beiseite legen wolle, bis dieselben eine Summe von etwa vierzigtausend Thalern betragen würden, für welche er ihr dann eine Liegenschaft nach ihrem Wunsche kaufen wolle; und hiermit hatte sie sich vorerst zufrieden geben müssen, da sie wohl wußte, daß sie bei lebhafterem Andringen Gefahr laufen könnte, Alles zu verlieren. Seither knauserte sie aber so viel wie möglich, um rasch dieses ihr Ziel zu erreichen. Deshalb war es ihr auch nicht unwillkommen gewesen, daß der Graf das kostspielige Karlsbad wieder verließ, und sie schlug ihm eines der kleineren, hochgelegenen Bäder in den Alpen vor, wo er mehr Ruhe, bessere Luft und wohlfeilere Preise haben würde, und wo sie, welche ihrer ganzen Sinnesart und Veranlagung nach auf eine gewisse Rolle in der Gesellschaft nicht verzichten wollte und konnte, die „Löwin" des geselligen Kreises sein würde.

Voigts hatte in Karlsbad nichts anderes zu ermitteln vermocht, als daß das gräfliche Paar nach Süden gereist sei. Knirschend ergab er sich darein, vorerst in Karlsbad liegen bleiben zu müssen, anstatt sich auf eine zwecklose Jagd nach dem Grafen einzulassen. Er hatte inzwischen die Adresse des gräflichen Sachwalters erhalten und diesem geschrieben, da er den Grafen Wernau nicht in Karlsbad getroffen habe, so bitte er den Geschäftsmann, ihm den der-

maligen Aufenthalt der Exzellenz anzugeben, damit er derselben nachreisen und sich seines Auftrags entledigen könne. Diesen Brief unterzeichnete er, um demselben mehr Bedeutung zu geben, als Graf Dumoulin."

Mit Ungeduld und Spannung erwartete er die Antwort, die er aber erst nach etwa vierzehn Tagen erhielt, da der Geschäftsmann selbst erst die Adresse erfahren hatte. Es war das kleine bescheidene Bad Prags im Pragser Thal, einem Seitenthal des Pusterthals, das zwischen Niederdorf und Welsberg sich öffnet, und Voigts machte sich augenblicklich auf den Weg dahin, froh, endlich dem Gesuchten auf der Fährte zu sein. Voigts reiste in einer Tour dorthin, nachdem er Cecca davon Nachricht gegeben hatte, und erreichte eines Abends das Dorf Welsberg, wo er die Eisenbahn verließ und übernachten mußte, da kaum nach seiner Ankunft ein heftiges Gewitter ausbrach, aber am andern Morgen mit dem frühesten verschaffte er sich einen Wagen und fuhr nach dem etwa drei Wegstunden entfernten und beiläufig dreihundert Meter höher gelegenen einsamen Bade.

Die prächtige, alpine Natur, nach dem Regen der Nacht in vollster Frische prangend, übte einen beruhigenden Eindruck auf Voigts, der, je näher er seinem Ziele kam, desto gespannter und aufgeregter ward und im Stillen fürchtete, daß er den unstäten Grafen wieder nicht mehr vorfinden werde. Bei der Ankunft vor dem bescheidenen aber freundlichen Wirtshause ward er jedoch dieser Sorge enthoben — ja, Graf Wernau war hier, in einem allein stehenden Häuschen, und war zu Hause, wie der Wirt sagte. Voigts nahm sich nur ein Zimmer und ging dann, den Grafen aufzusuchen, angestaunt von den Badegästen, welche zum größten Teil aus Bauern und Bäuerinnen

und kleinen Bürgern bestanden, unter denen die Erscheinung eines städtisch gekleideten, den besseren Ständen angehörigen Fremden ein förmliches Aufsehen erregte.

An dem Häuschen angekommen, stieß er auf Natascha's Zofe, eine ältliche Französin, und bat sie, ihn bei dem Grafen zu melden, indem er ihr seine Karte gab. Der „Comte Dumoulin“ auf der Karte that seine Wirkung bei der Zofe wie bei dem Grafen Wernau, welcher ihn sogleich annahm, vielleicht sehr befriedigt von dem Gedanken, einen Standesgenossen hier zu finden, welcher die stehende Langeweile dieses schlichten Bauernbads verkürzen helfe.

Graf Wernau empfing artig den Besucher, dessen Äußeres ihn etwas bekannt anmutete, als er ihn näher betrachtete. Voigts aber staunte über die Veränderungen, welche wenige Jahre in dem Aussehen des Grafen angerichtet hatten. Der früher so stattliche Mann war gebeugt, hager, hohläugig, in hohem Grade nervös.

Die Unterhaltung begann mit den üblichen nichtssagenden Höflichkeiten und gegenseitigen Begrüßungen. Voigts äußerte, daß er soeben erst angekommen sei, um die Exzellenz hier aufzusuchen, nachdem er sie in Karlsbad vergebens gesucht und sich seine Adresse durch den gräflichen Sachwalter verschafft habe. Er sei nämlich in der Lage, der Exzellenz gewisse Mitteilungen von hoher Wichtigkeit zu machen.

„Sie mir, Herr Graf? Sie machen mich wirklich begierig,“ sagte Wernau. „Sie erscheinen mir zwar einigermaßen bekannt, allein ich kann mich nicht entsinnen, daß wir uns schon begegnet wären?“

„Doch, doch, Exzellenz,“ versetzte Voigts mit einem festen Blick und begierig, zur Sache zu kommen. „Ich

habe vor einigen Jahren in der Nähe Ihres Gutes, in Kroich gelebt unter dem Namen Voigts und schon einmal Gelegenheit gehabt, in derselben Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen, welche mich jetzt wieder zu Ihnen führt — in Sachen der Mamsell Cecca Meyer . . .“

Graf Wernau schrak zusammen und zitterte an allen Gliedern, aber er rang nach Fassung. „Ich entsinne mich kaum mehr,“ sagte er; „aber damals nannten Sie sich Voigts und nun erscheinen Sie als Graf . . .“

„Dumoulin! ganz richtig!“ ergänzte Voigts ruhig. „Mein eigentlicher Name ist Edwin Graf Dumoulin oder von der Mühl, aus einem Geschlecht französischer Refugiés, welches zur Schreckenszeit der französischen Revolution sich in Österreich niederließ, wie ich jeden Moment zu erweisen erbötig und im Stande bin. Voigts war nur ein Pseudonym, welches ich annahm, weil mich verschiedene äußere Umstände hierzu veranlaßten.“

„Jenun, ich will die Identität Ihrer Person nicht bezweifeln, Graf Dumoulin, sondern staune nur darüber, daß Sie in der Angelegenheit einer mir ganz fremden und seit Jahren verschollenen Person mit mir reden wollen und mir sogar nachgereist sind.“

„Ich werde mein Auftreten sogleich motivieren, Exzellenz, und zwar zunächst mit dem Auftrag meiner Mündel selbst, welche noch lebt und nun als Comtesse Francesca v. Wernau auftritt, um ihre Rechte geltend zu machen, nachdem Sie, Exzellenz, ihr die Rechte einer Tochter und sogar die Berechtigung zur Führung des Namens Salicastri abgesprochen haben.“

„Mein Herr! . . .“

„Nur ruhig, Exzellenz!“ fiel ihm Voigts mit eisiger Kälte in's Wort. „Sie sehen einen Mann vor sich, welcher

genau weiß, was er will, und welcher nicht nur viel weiß, sondern auch viel zu beweisen im Stande ist. Hören Sie mich erst ruhig an, und antworten Sie mir dann! Ich werde Ihnen die Geschichte eines armen unschuldigen Kindes vortragen, dessen ganzes Leben in unverantwortlicher Weise mit einem unverdienten Fluche belastet worden ist.“

Graf Wernau fröstelte und bebte bei dieser Einleitung, aber er konnte sich nicht wehren: die dunklen, ernsten, glühenden Augen seines Gastes beherrschten ihn mit einer wahrhaft mesmerischen Wirkung und machten ihn willenlos und gelähmt. In seinen Stuhl zurückgesunken, mit beiden Händen krampfhaft dessen Armlehnen fassend, die Augen bald schließend, bald an den Boden heftend, ließ er es über sich ergehen, daß Voigts ihm mit einer wilden, glühenden Beredtsamkeit die Geschichte Cecca's von ihrer Geburt an erzählte, ohne vorerst einen andern Namen zu nennen. Der Graf bebte einige Male unwillkürlich zusammen, besonders als Voigts erzählte, wie Cecca von einem vornehmen Herrn nach Spaa geholt und warum sie aus dessen Hause entflohen sei, dann wie einige Jahre später Cecca ihren Pflegevater verloren, den Rittmeister v. Neuhaus kennen gelernt, geheiratet und dessen frevlen Verrat und Untreue ermittelt habe, daß er mit einer vornehmen Dame, welche sich auf einem Gute in der Nachbarschaft aufgehalten, eine Reise nach Paris gemacht habe, wie dann jener vornehme Herr gekommen sei, um der Verwaisten seine Hülfe und Unterstützung anzubieten, ihr aber die Anerkennung als Tochter versagt habe, auf welche Cecca doch solch vollgültigen Anspruch zu haben glaubte. Graf Wernau wollte bei dieser Stelle eine Einwendung versuchen, aber Voigts ließ ihn nicht zu Worte kommen,

sondern ging schnell auf die Schilderung der Verzweiflung über, welche das arme Wesen in den Tod getrieben: Als er ergreifend erzählte, wie sie über die Brustwehr jener Brücke in's Wasser gesprungen, da erbebte der Graf, daß ihm die Zähne klapperten, und er winkte bittend mit der Hand, Voigts möge aufhören. Allein dieser fuhr unerbittlich fort und erzählte von seiner eigenen Trauer über Cecca, von seinem Briefwechsel mit Neuhaus, von Cecca's Brief, der ihm endlich die Gewißheit gegeben, daß sie noch lebe, von seinem eigenen Besuch auf Gimmelborn und seiner Unterredung mit dem Grafen, darob dieser auf's Neue seine tiefe Erschütterung nicht zu verhehlen vermochte, von der Ankunft des Pater Denis und der gemeinschaftlichen Reise, um Cecca aufzusuchen, von der Auffindung derselben unter den Kunstreitern und wie sie Cecca's Verbindung mit denselben gelöst und sie nach Rom gebracht hatten, von der Genugthuung und Freude, womit Cecca von ihren Verwandten, insonderheit von ihrem Oheim Cosmo und ihrer Tante Teresa, aufgenommen, anerkannt und gehegt worden sei, bis sie diese treuen liebreichen Verwandten durch den Tod verloren habe. Dann sprach er von den beiden Testamenten und dem Prozeß, der sich darob entsponnen habe, und wie es nun von höchster Wichtigkeit sei, Cecca's Herkunft zu erweisen, daß sie nicht vom Erbe ausgeschlossen und zur Betrügerin und Abenteurerin gestempelt werde.

„Sie wissen nun, Exzellenz, um was es sich handelt," schloß er, mühsam sich zu einem ruhigen gelassenen Tone zwingend; „Sie wissen nun, weshalb Sie jüngst vor dem Gerichte zu M. als Zeuge über Cecca's Herkunft vernommen worden sind, und werden nun ermessen können, welchen Nachteil Sie meiner Mündel durch Ihre Aussage zugefügt

haben. Ich kam hierher, um Ihnen eine erschöpfende Erläuterung des ganzen Thatbestands zu geben, und erwarte nun von Ihrem Gewissen, Rechtsgefühl und Ihrer Ehre eine entsprechende Erklärung, Graf Wernau."

Eine Pause entstand; Wernau saß mit geschlossenen Augen da und rang sichtlich nach einem Entschluß. „Sie haben den Zeitpunkt für Ihre Mitteilung nicht günstig gewählt, mein Herr," versetzte er endlich mit etwas unsicherer Stimme. „Sie sehen, ich bin leidend, nervös. Diese Erzählung, welche Sie mir vorgetragen haben, ist nicht dazu angethan, einen Kranken zu beruhigen. Ich möchte Sie bitten, mir einige Zeit zu lassen, um mir die ganze Sachlage genauer zu überlegen. Sie werden mich nicht überrumpeln wollen, nicht wahr? und ich stehe hier allein. Ich möchte in einer solch verwickelten Angelegenheit doch ganz klar sehen und womöglich meinen juristischen Beirat erst hören . . .

„Das sind Ausflüchte, Exzellenz, die hier nicht verfangen," fiel ihm Voigts mit erhobener Stimme in's Wort, und zwang sich noch immer zu ruhiger Erörterung. „Es handelt sich hier nur um ein einziges Wort — um die Antwort, welche Ihnen Ihr Gewissen und Ihre Ehre eingeben muß, nicht der Rat eines Advokaten. Es handelt sich hier nicht um Geld und Gut, sondern um ein unveräußerliches, natürliches Recht. Glauben Sie denn, ich stände hier vor Ihnen mit dieser Zuversicht, nicht als ein Bittender, sondern als ein Fordernder, wenn ich nicht ganz durchdrungen wäre von dem Rechte derjenigen, die ich vertrete? Nicht eine Bettlerin, eine Abenteurerin, nicht ein ausgesetztes, verstoßenes, verleugnetes Kind ist es, das ich hier vertrete, sondern eine junge Dame von Erziehung, von Stande, ausgerüstet mit allen Vorzügen des Körpers

und Geistes, von tadellosem Rufe, die Gattin eines deutschen Edelmanns, die anerkannte Verwandte der angesehenen Familie Salicastri, die ihren Vater nicht mehr zu suchen braucht, sondern gefunden hat und von ihm als Tochter anerkannt zu werden verlangt. Wollten, könnten Sie sie zum dritten Mal verleugnen? . . ."

„„Ich kann . . . ich will Ihnen hierauf nicht eher antworten, als bis ich mir diese abenteuerliche rätselhafte Geschichte noch ruhig und besonnen überlegt habe," versetzte Graf Wernau. „Ein Mann in meiner Lebensstellung, ein Familienvater, ein Mann, welcher gottlob ein tadelloses Leben hinter sich hat, darf wohl mit Recht eine Bedenkzeit beanspruchen, darf sich nicht überrumpeln lassen . . ."

„Wie lange wollen Sie Bedenkzeit, Herr Graf?" rief Voigts.

„Vier, fünf Wochen, — bis ich meine Kur hier vollendet habe und in die Heimat zurückgekehrt bin."

„Genug dieser Winkelzüge, Graf Wernau!" rief Voigts aufspringend und von der aufrichtigsten Entrüstung hingerissen. „Ein Mann von Ehre und Gewissen, dem es darum zu thun wäre, ein niederträchtiges himmelschreiendes Unrecht wieder gut zu machen, könnte mir mit einem offenen Ja antworten und seine Tochter anerkennen, die nur ihren ehrlichen Namen verlangt, die nicht aus einem Herzen von Stein Liebe und aus einem selbstsüchtigen, gewissenlosen Geizhals Geld und Gut herauspressen will. Ich frage Sie daher zum letzten Male, Graf Wernau, wollen Sie Cecca als Ihre rechtmäßige eheliche Tochter anerkennen, oder wollen Sie sie zu dem peinlichen und unnatürlichen Schritte zwingen, ihre Rechte auf dem Prozeßwege geltend zu machen?"

„Was geht hier vor? wozu dieser Lärm?“ fragte eine weibliche Stimme, und sich umwendend, erkannte Voigts die Gräfin Wernau, welche soeben vom Bade zurückkehrte und ihn mit einem hochmütigen Blicke maß.

Voigts' Blick verdüsterte sich und etwas wie Haß und unsägliche Verachtung blitzte aus denselben; er stand mit dem Rücken gegen die niedrigen Fenster, die nach Westen mündeten, und sein Gesicht lag daher im Halbschatten.

„Bitte, laß uns, Natascha! wir haben ein Geschäft abzumachen,“ sagte Wernau im Tone der Entschuldigung, „meine Gemahlin, Gräfin Wernau,“ bemerkte er gegen Voigts und wollte auch diesen vorstellen.

„Ein Geschäft, welches in solch leidenschaftlichem Tone verhandelt wird und von dem ich nichts wissen darf?“ fragte Natascha mißtrauisch und herausfordernd. „Graf Wernau ist leidend und bedarf Ruhe, mein Herr! Darf ich wissen, was Sie hierher führt, mein Herr?

„Warum denn nicht, Frau Gräfin?“ versetzte Voigts höhnisch. „Ich bin hier, um von Graf Wernau die Anerkennung seiner Tochter aus einer ersten Ehe zu verlangen, welche er heimlich in Kroich erziehen ließ, schon zweimal verleugnet hat und nun zum dritten Male zu verleugnen Miene macht. Diese Tochter ist Francesca Gräfin Wernau, in Kroich unter dem Namen Cecca Meyer erzogen, verheiratet an den Rittmeister, Baron Theobald v. Neuhaus, mit welchem Sie, Frau Gräfin, wenige Tage nach seiner Hochzeit eine so amüsante Spritzfahrt nach Paris machten, um dort Flitterwochen ohne Priestersegen zu feiern, — die Tochter einer Ehe, die in jeder Hinsicht gültiger ist als Deine dermalige, Valeska!“

Schon der Klang dieser Stimme bei Voigts' ersten Worten hatte der Gräfin einen kalten Schauer über den

Rücken getrieben; bei den letzten Worten war sie zusammengebebt. „Mein Herr! . . .“ war alles, was sie mit tonloser Stimme hervorstoßen konnte.

„Oho, geberde Dich nicht, als ob Du Deinen Gatten Edwin Dumoulin nicht mehr kenntest, Valeska!“ rief Voigts und trat ihr so nahe entgegen, daß sie sich halb ängstlich hinter Graf Wernau's Lehnstuhl flüchtete; „es ist allerdings schon lange her, Du Schlange, seit ich Dich wegen Deiner Untreue verließ und einen bethörten armen Jungen im erzwungenen Duell niedergeschossen habe, aber verkennen oder verleugnen kannst Du mich darum doch nicht! — Graf Wernau, ich bin Ihnen eine Erklärung über meine Beziehungen zu dieser Person schuldig. Sie ist Valeska, Gräfin Dumoulin, Gattin eines ehemaligen österreichischen Offiziers, der thöricht genug war, sich in die frischen Reize dieser Circe zu verlieben und sie, die Tochter eines armen polnischen Edelmanns und Beamten, Namens Lenski, zu heiraten, und dem sie dann durch schnöden Verrat vergalt, so daß er sie verließ. Seither hat Valeska ein wechselvolles abenteuerliches Leben geführt, das ich nicht qualifizieren will. Unsere Ehe ist niemals geschieden oder aufgelöst worden, sondern ich habe Valeska nur gemieden, weil ich sie verachten mußte. Fürchten Sie nicht, daß ich meine Rechte an Valeska geltend machen werde. Es genügt mir, zu konstatieren, daß sie ihr bewegtes Leben mit einer Bigamie beschlossen hat. Sehen Sie sie an, ob sie leugnen kann!“

Die Gräfin erbebte und schlug die Hände vor's Gesicht.

„Natascha! Weib! ist dies wahr?“ rief Graf Wernau außer sich. Natascha sah ein, daß sie sich nicht durch eine fingierte Ohnmacht helfen konnte, sank ihrem Gatten zu Füßen, und umfing seine Kniee. Allein er suchte sie von

sich zu stoßen und brach dabei bewußtlos zusammen, wie von einem Schlage gerührt.

Voigts blieb nichts anderes übrig, als die Kammerjungfer zu rufen und ihr die Fürsorge für den Ohnmächtigen zu überlassen. Er war mit dem Ergebnis seiner Unterredung nicht zufrieden und hatte nur die traurige Genugthuung, Natascha entlarvt und den Grafen, gegen welchen er einen unversöhnlichen Groll hegte, unsäglich tief gedemütigt zu haben. Der Zweck seiner Reise erschien ihm nun verfehlt, denn wenn Wernau die Anerkennung verweigerte, sowie wenn er starb, blieb nichts Anderes übrig, als Cecca's Ansprüche auf dem Prozeßwege geltend zu machen, was er ja auch ohne diese Reise hätte thun thun können. Er war verstimmt und unzufrieden mit sich, weil er sich hatte von seinen Leidenschaften hinreißen lassen. Es drängte ihn hinaus an den Busen der Natur, um ruhiger zu werden und sich zu vergessen. Nach einem flüchtigen Imbiß eilte er in's Freie, dem Thalschlusse und der Rotwand zu und kehrte erst gegen Abend heim. Hier erwartete ihn eine widerliche Szene: Wirt und Wirtin empfingen ihn mit Vorwürfen, daß er ihnen ihre besten Gäste vertrieben habe, denn die Gräfin Wernau war vor einer Stunde abgereist, nachdem sie angeblich eine heftige Szene mit ihrem Gatten gehabt hatte, und der aus Niederdorf herbeigerufene Arzt, welcher den Grafen untersucht, hatte den Wirtsleuten angedeutet, daß Graf Wernau in Folge einer erschütternden Gemütsbewegung gezwungen sein dürfte, das Pragser Bad zu verlassen, um sich in Niederdorf, der ärztlichen Pflege näher, zu erholen, und er hatte, von den Andeutungen der Gräfin und der Kammerjungfer auf die Vermutung geleitet, sich dahin ausgesprochen, daß die Unterredung mit dem Fremden den

Grafen wahrscheinlich in diese Lage versetzt habe. Der ehrliche Tiroler Wirt ward darob nicht wenig ergrimmt, und so freundlich und zuvorkommend er am Morgen Voigts bewillkommnet hatte, so kategorisch erklärte er diesem nun, daß er ihn keine einzige Nacht unter seinem Dache beherbergen werde, und wenn er ihm hundert Gulden biete. Er bot Voigts also, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, förmlich aus. Als daher Voigts einsah, wie vergeblich es war, den erzürnten Wirt durch Bitten und Vernunftgründe zu besänftigen, zahlte er seine kleine Zeche, mietete sich einen Führer, um seinen Koffer zu tragen, und wanderte, müde wie er war, mit diesem noch die anderthalb Wegstunden bis Welsberg hinunter, wo er in tiefer Nacht ankam.

XII.

Der Zustand des Grafen Wernau war jedoch nicht so gefährlich; nur die Wucht der verschiedenen Gemütsbewegungen, welche in so kurzer Frist auf eingestürmt waren, hatte ihn niedergeworfen. Als er unter den Händen der Gräfin und der Zofe wieder zu sich kam, verlangte er zunächst allein zu sein und sammelte dann seine Erinnerungen. Wie schwache Menschen in allen derartigen Verhältnissen, wo sie sich selbst gedemütigt und unterliegend sehen, nach irgend einem Opfer umschauen, auf welches sie ihren Groll und ihre Bitterkeit abladen können, so ersah sich der Graf zuvörderst Natascha als Opfer. Er hatte vor ihr erröten müssen und sah sie als Mitwisserin eines Geheimnisses, das ihn beschämte und demütigte. Wie oft schon hatte er in den jüngsten Jahren bereut, daß er Natascha geheiratet und sich um ihretwillen mit seinen Kindern überworfen hatte, denn Blut ist ja immer dicker als Wasser; wie oft hatte er eingesehen, daß sie ihn nur aus eigennützigen Gründen eingefangen hatte; warum hätte er jetzt nicht diese Gelegenheit ergreifen sollen, um sich ihrer mit guter Manier zu entledigen? Als er daher sich einigermaßen erholt und seine Lage überdacht hatte, erklärte

er ihr mit dem Eigensinn eines Kranken, daß sie sich trennen müßten, und war taub gegen ihre Bitten, ihre Thränen und Beteurungen, daß sie ihren ersten Gatten Dumoulin für tot gehalten. „Ich kann um meiner Stellung und um meiner Familie willen nicht anders handeln," sagte er; „Sie haben es sich selbst zuzuschreiben, daß ich so handeln und dem Affront vorbeugen muß, welcher über kurz oder lang zu Tage kommen wird, denn von diesem Dumoulin haben wir keine Schonung zu erwarten. Entweder Sie gehen oder ich, denn angesichts dieser Thatsache einer Bigamie giebt es kein Drittes. Ich verpflichte mich, Ihnen Ihr seitheriges Nadelgeld auch ferner zu bezahlen, aber wir sind fortan für das Leben geschieden, und Sie werden mich nicht zwingen wollen, die Hülfe der Gerichte in Anspruch zu nehmen." Und nach einem vergeblichen Versuch, noch durch eine komödienhafte Szene diesen Machtspruch zu erschüttern, packte Natascha ihre Koffer und reiste ab. Nach einigen Tagen ging auch Graf Wernau, zunächst nach Niederdorf und später nach einer Stadt in Oberösterreich, wo Gertha's Gatte in Garnison stand, und wo er vorerst ein Asyl zu finden hoffte. — —

Cecca hatte mittlerweile ihre Zeit in Baden-Baden so gut wie möglich zu verbringen gesucht. Die Freundlichkeit der Vicomtesse hatte wesentlich dazu beigetragen, daß sich Cecca nicht allzu verlassen fühlte, wenn sie gleich auch Voigts schmerzlich entbehrte. Die Vicomtesse suchte ihr so viel wie möglich Gesellschaft zu leisten und sich ihr Vertrauen zu gewinnen, und Cecca fühlte sich davon so wohlthuend berührt, daß sie, Voigts' Warnung vergessend, Madame d'Hailly in ihres guten Herzens Drange sogar in halbem Vertrauen ihre Familienverhältnisse mitteilte, z. B. wer ihr Vater sei, wie derselbe sie unter einem

fremden Namen in Deutschland habe erziehen lassen, wie sie dann zu ihren Verwandten mütterlicherseits nach Rom gereist, von ihrem Oheim Cosmo und ihrer Tante Teresa de' Salicastri auf das Liebreichste aufgenommen und mit einem hinreichenden, weit über ihre Erwartungen gehenden Vermögen ausgestattet worden und wie ihr Vormund Voigts nun zu ihrem Vater gereist sei, um von diesem zu verlangen, daß er sie auch öffentlich als seine Tochter anerkenne. Es drängte Cecca, gegen eine so mütterliche Freundin auch offen zu sein, und ein jugendliches Herz sehnt sich ja nach einer Vertrauten. Und die Vicomtesse war ja so teilnehmend, glaubte ihr auf's Wort, vergoß Thränen, als Cecca von ihrer einsamen, mutterlosen Jugend und dem edlen einfachen alten Meyer'schen Ehepaare sprach, das sich ihrer so treulich angenommen hatte. Die Vicomtesse hatte sie gerührt in die Arme geschlossen und ihr versichert, daß sie den innigsten Anteil an ihr nehme und keinen höheren Wunsch haben würde, als ihr die Stelle einer Mutter zu vertreten. Sie ließ ihr keine Ruhe, bis Cecca sie einige Male nachmittags und abends zu den Konzerten vor dem Konversationshause begleitete, wo sie sie ihren englischen und französischen Bekannten vorstellte, welche der schönen jungen Gräfin auf das liebenswürdigste entgegen kamen, namentlich die jüngeren Herren, die sich ihr huldigend näherten. Wenn Cecca, die sich anfangs etwas geweigert hatte unter der bunten Menge zu erscheinen, sich der Vicomtesse auf diesen Promenaden allmählich gerne anschloß, so geschah dies in der stillen Hoffnung, den Unbekannten in dem braunen Sammetrock und dem kleinen Matrosenhut wiederzusehen, welcher ihr das verlorene Armband wiedergebracht und sich ihrem Dank auf solch' rätselhafte Weise entzogen und den

sie trotz aller Bemühungen seither nicht zu ermitteln vermocht hatte, um ihm ihren herzlichen Dank zu sagen, denn sie fühlte sich ihm um so inniger verpflichtet, als sie fürchten mußte, ihn durch ihre Absicht eines Geldgeschenkes einigermaßen verletzt zu haben. Immer und immer forschte, wenn sie vor dem Konversationshause saß und in das Gewoge der Lustwandelnden schaute, ihr Auge unter den Sitzenden und Vorübergehenden nach dem Unbekannten, aber immer vergeblich, denn wenn auch hie und da ein seltener brauner Sammetrock auftauchte, so stak darin doch nicht der, den sie suchte und der so oft in stillen Stunden ihre Gedanken und ihre Neugier beschäftigte, und sie konnte nicht anders glauben, als daß er zu ihrem Bedauern Baden verlassen habe.

Als Cecca eines Morgens zur Vicomtesse kam, um mit ihr zu musizieren, traf sie bei der mütterlichen Freundin ein eleganten jungen Mann von etwa dreißig Jahren, welchen die Vicomtesse ihr als ihren Sohn Armand vorstellte, der aus der Schweiz komme, um seine Eltern auf einige Tage zu besuchen. Armand war ein hübscher junger Mann von tadelloser Toilette und Tournüre, von einnehmendem Wesen aber etwas verlebtem Aussehen. Er benahm sich ihr gegenüber mit ungemein viel Takt und Respekt und wagte anscheinend kaum in seine Blicke etwas von der Bewunderung zu legen, welche die junge Comtesse ihm abnötigte. Cecca begegnete ihm artig aber mit einiger Zurückhaltung, denn sie empfand für ihn nur insoweit einige Teilnahme, als er der Sohn ihrer Freundin war. Sie hegte übrigens schon von Rom aus eine Art instinktiven Vorurteils gegen junge Männer ohne Beruf, insbesondere gegen vornehme Bummler, und Armand hatte ihr selbst betont, daß er als „propriétaire" lebe. Sie

mußte jedoch zu Tische bleiben und dabei erwähnte die Vicomtesse, daß sie mit einer bekannten Familie für den Nachmittag eine Spazierfahrt nach dem Jagdhause verabredet habe.

„Leider sind wir schon zu vier," sagte Madame d'Hailly in ihrer gewinnendsten Weise, „aber ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen, teure Comtesse: begleiten Sie uns zu Pferde und gestatten Sie Armand, daß er Ihren Kavalier mache; dann verbringen wir zusammen diesen schönen Tag. Sie reiten ja so gern, und ich habe Sie schon seit mehreren Tagen nicht zu Pferde gesehen, wo Sie solch eine reizende Figur machen."

Auch der alte Vicomte unterstützte diesen Vorschlag als eine ganz glückliche Improvisation und Armand pflichtete stumm lächelnd mit einem fragenden und erwartenden Blicke bei. Cecca ließ sich leicht gewinnen und sagte zu. Die Partie ward ausgeführt und Armand schien entzückt von seiner Begleiterin und entwickelte möglichst viel Courtoisie und Liebenswürdigkeit gegen Cecca, plauderte mit der Grazie eines feinen Franzosen über alle möglichen Dinge und noch viele andere, erzählte von seinen Reisen, von seinen kriegerischen Erlebnissen in Spanien im Heere des Don Carlos u. dergl. m., und so verlief die Partie wie alle derartigen, — man genoß den Augenblick und amüsierte sich ohne Nachwirkung. Cecca mußte der Vicomtesse versprechen, noch öfter mit Armand zu reiten, da es ein Entzücken sei, zwei so gewandte Reiter mit einander zu sehen.

So machte sie, arglos, von ihrer Liebhaberei hingerissen, noch einige Male solche Spazierritte mit Armand, der allerdings ein tüchtiger und graziöser Reiter war. Er benahm sich immer auf diesen Ausflügen mit vielem Takt, nur bevorzugte er die Lichtenthaler Allee und andere

Promenaden, auf denen die müßige Welt verkehrte, und schien für den Wald weder Liebe noch Verständnis zu haben. Allein es konnte Cecca doch nicht entgehen, daß seine Blicke immer bewundernder und feuriger wurden und eine Sprache zu reden begannen, welche sie beunruhigte, und eines Abends, als sie von einem Ausflug nach Eberſteinburg zurückkehrend durch den Wald ritten und an einer engen Stelle einem schwerbeladenen Holzwagen auswichen und die Pferde aneinander drängten, wagte er es, sie auf die Schulter zu küssen und ihr einige zärtliche Worte zuzuflüstern. Ihre Antwort war ein zürnender, vorwurfsvoller Blick, und sie jagte ihm in Galopp voran und an einem einsamen Spaziergänger vorbei, dessen Gesicht sie unter seinem aufgespannten Schirm nicht hatte erkennen können. Als Armand sie einholte und in den demütigsten Worten um Verzeihung bat, blieb sie stumm und verhielt sich auch wortkarg und verletzt bis zur Heimkehr, zog sich sogleich in ihre Zimmer zurück und ließ sich bei der Vicomtesse entschuldigen, daß sie sich unwohl fühle, und deshalb nicht zum Thee kommen könne, so angenehm auch diese abendlichen Plauderstündchen bei der mütterlichen Freundin sonst gewesen waren.

Diese Vertraulichkeit des jungen d'Hailly hatte sie gekränkt, sie wußte selbst nicht warum; sie hatte ihm durch ihr Gebaren keinerlei Ermutigung zu einer solchen Annäherung gegeben, und begriff nun erst, daß sie ihm durch diese gemeinsamen Ausflüge vielleicht zu sehr entgegengekommen war. Sollte denn auch im unschuldigsten Freudenbecher ein bitterer Tropfen Gift sich auf dem Grunde finden? Sie war verstimmt und grübelnd und sehnte ihren treuen Vormund herbei, unter dessen Schirm und Schutz ihr keine solche Ungehörigkeit zugestoßen wäre.

Da brachte ihr Elise ein Billet, welches ein Dienstmann soeben abgegeben hatte. Die Adresse: „An Gräfin F. von Wernau, Hochwohlgeboren“ mit Angabe von Straße und Hausnummer ließ keinen Zweifel übrig, daß es für sie bestimmt war, aber von wem konnte es kommen? Einen Moment argwöhnte sie, es komme von Armand, aber dieser verstand ja kein Wort Deutsch; auch war die Handschrift unverkennbar eine deutsche. Nach einigem Bedenken und Zögern überwog die Neugier; sie erbrach das Couvert und las mit steigendem Erstaunen:

„Meine gnädige Gräfin!

„Ich weiß nicht, wie weit die Beziehungen zwischen Ihnen und dem Chevalier Armand d'Hailly gediehen sind, noch ob Sie die Verhältnisse dieser Familie genauer kennen. Ich habe Sie jedoch einige Male mit demselben spazieren reiten gesehen, und dies hat mir die Besorgnis eingeflößt, derselbe könnte es auf Ihr Vermögen abgesehen haben, was mich unwillkürlich für Ihre Zukunft bangen läßt. Ich kenne zufällig diesen Herrn aus amtlichen Beziehungen, und ich begehe weder einen Amtsmißbrauch, noch eine Indiskretion, noch eine Denunziation, wenn ich diesen Herrn Chevalier d'Hailly für einen Roué und gefährlichen Menschen erkläre, dem nichts heilig und wert ist als sein Ich und die Befriedigung seiner Instinkte. Die Familie d'Hailly hat früher einige Jahre in verschiedenen deutschen Hauptstädten gelebt. In einer derselben kam Armand d'Hailly in Kriminal-Untersuchung, weil er, durch Hazardspiel und tolle Verschwendung in die Enge getrieben, seiner Mutter einen wertvollen Brillantschmuck entwendete, der, wie nähere sachverständige Prüfung ergab, eine geschickte Fälschung war. Im Verlauf der gerichtlichen Untersuchung hat sich ergeben, daß Armand den

Schmuck für echt gehalten hat wie seine Mutter, und daß schon früher sein Vater, der Vicomte d'Hailly, hinter dem Rücken seiner Gattin die echten Steine hatte herausnehmen und durch Paste ersetzen lassen. Auf diese Entdeckung hin wurde Armand d'Hailly mit einer geringen Strafe abgewandelt, aber die d'Haillys sahen sich veranlaßt, jene Stadt zu verlassen. Eine Darstellung des ganzen Vorfalls finden Sie in der **schen Zeitung vom 15. März 1867, und nun können Sie, meine gnädige Gräfin, sich selbst einen Vers darauf machen. Eine Regung aufrichtiger Teilnahme und eine Art Gewissenspflicht veranlassen mich, Ihnen in der besten Absicht obige Thatsache mitzuteilen.

Mit vorzüglicher Hochachtung

H. Hellborn."

Cecca fielen die Schuppen von den Augen. Also dies war's? Armand's Anwesenheit in Baden war keine zufällige; eine allzu schwache Mutter hatte in der Selbstsucht mütterlicher Zärtlichkeit sie und ihr Vermögen in die Hände ihres unwürdigen Sohnes liefern wollen? Das Ganze war eine abgekartete Sache? Die Spazierritte sollten Armand Gelegenheit geben, sich Cecca zu nähern, ja diese vielleicht in den Augen der eigentlichen „Gesellschaft" zu kompromittieren? . . . Und wer war dieser unbekannte wohlmeinende Freund, der sich H. Hellborn unterzeichnete und sie so offen und rechtzeitig warnte? Wie kam sie zu dieser so wohlmeinenden Teilnahme eines Unbekannten, der eine Intrigue solcher Art ahnte und zu vereiteln suchte? Das waren die nächsten Fragen, welche sich Cecca aufdrängten. Jetzt begriff sie vieles: das instinktive Mißtrauen gegen den Vicomte, die geringe Sympathie, die ihr Armand eingeflößt hatte. Der Vicomtesse konnte sie nicht so sehr zürnen: das Mutterherz ist so schwach; die Vicomtesse war

unglücklich und Unglück macht selbstsüchtig; sie hatte sich ja vielleicht eingeredet, die Ehe und Cecca's einfaches Gemüt könnten den verlorenen Sohn auf bessere Wege bringen. Man glaubt ja so gern was man hofft. So grübelte und raisonnierte Cecca, aber eines stand klar vor ihrem Geiste: sie war dem Warner zu innigem Danke verpflichtet, wenn er sie auch um den Wahn ärmer gemacht hatte, in der Vicomtesse eine uneigennützige, mütterliche Freundin zu besitzen, und sie überschaute zuletzt ihre Lage ruhiger, und dankte dem Himmel im Stillen für diese Schickung.

Am anderen Abend kehrte Voigts zurück und berichtete ihr, düsterer und bitterer als je, seinen Mißerfolg. Sie suchte ihn zu trösten und bat ihn dringend, sich nicht weiter zu bemühen und den Grafen seinen gewiß nicht ausbleibenden Gewissensbissen und einem höheren Strafrichter zu überlassen, denn der Gedanke, den eigenen Vater vor Gericht belangen zu müssen, sei ihr fürchterlich und gehe gegen ihr Gefühl.

„Alles wendet sich ja gegen mich," sagte sie; „warum also das Schicksal zwingen wollen? — Wir sind nun in Deutschland, können wir nicht in irgend einer Stadt unbekannt, friedlich und unangefochten leben, bester Papa Voigts? Sie als Privatgehrter Ihren stillen Studien hingegeben, ich mir als Künstlerin oder Lehrerin einen befriedigenden Wirkungskreis schaffend? O, lieber alles — nur nicht diesen unnatürlichen, skandalösen Prozeß, durch welchen ich den Namen entweihen würde, den ich führe und führen soll!"

„Vom Prozeß ist vorerst keine Rede, Kind," versetzte Voigts. „Ich habe Deinem Vater meine Adresse hinterlassen, und er wird nachgeben, davon bin ich überzeugt. Er ist eingeschüchtert, gedemütigt, isoliert, namentlich seit

ich sein Weib entlarvt habe. Ha, der Nachweis der Bigamie hat ihn niedergeschmettert — er ist mürbe, sag' ich Dir, und mit Valeska ist sein böser Genius ihm von der Seite gerückt."

„Liebster Papa, ich habe gewiß keinen Grund, diese Frau zu verteidigen, aber ich fürchte doch, Sie sind in Ihrer Rache zu weit gegangen, Sie sind zu grausam gewesen."

„Das verstehst Du nicht, mein Kind! Männer fühlen hierin anders," versetzte er. „Dieses verworfene, falsche Weib, das ich einst liebte und verehrte, hat mir mein ganzes Leben vergiftet. Du würdest alles begreiflich finden, wenn ich Dir alles erzählte. Und überdies, dünkt mich, ist es Pflicht eines jeden Rechtschaffenen, die ‚Gesellschaft' von solchen unreinen Elementen, von solchen Parasiten zu reinigen."

„Die ‚Gesellschaft'? Du lieber Himmel! verdient sie es denn? besteht sie nicht vorwiegend aus solchen Elementen?" fragte Cecca. „Ich habe auch meine Erfahrungen mit dieser ‚Gesellschaft' gemacht." Und nun erzählte sie ihm ihre Beziehungen zu den d'Hailly's und legte ihm den Brief von H. Hellborn vor.

„Hab' ich es doch geahnt, daß diese Leute Abenteurer sind!" rief Voigts. „Du wirst natürlich die Beziehungen in anständiger Weise abbrechen. Aber diesem Herrn Hellborn sind wir Dank schuldig, und ich werde ihn morgen aufsuchen und ihm unseren aufrichtigen Dank sagen. Für die Zukunft wollen wir uns solche zweideutige Personen vom Halse halten, denn nun bin ich gottlob wieder bei Dir."

Am anderen Tage gebot Voigts Elisen, ihre Herrin zu verleugnen, wenn jemand von drüben komme, und ging dann, um diesen Hellborn aufzusuchen. —

„Nun?“ fragte Cecca erwartungsvoll, als er nach einigen Stunden zurückkehrte.

„Er ist gestern abgereist und hat sich unserm Dank entzogen, was mir leid thut, denn nach allem, was ich von ihm höre, scheint er ein ehrenwerter Mann zu sein,“ versetzte Voigts. „Ich fand ihn nicht in der Kurliste, erfuhr aber auf der Polizei seine Wohnung. Er hatte sich droben am Schloßberge ein sehr bescheidenes Zimmer gemietet und in der Kurliste nicht genannt sein wollen. Ich habe in seiner Wohnung nach ihm gefragt und nur Gutes von ihm vernommen. Er kam leidend und angegriffen hierher, hat ganz zurückgezogen gelebt, wenige Briefe erhalten, morgens nach seiner Kur viel geschrieben und gelesen, sein Mittagbrod in einem sehr bescheidenen Restaurant eingenommmen, den Nachmittag zu Spaziergängen verwendet und keinerlei Umgang gehabt. Aber sein Benehmen soll das eines wackeren gebildeten Mannes gewesen sein, der seine bescheidenen Verhältnisse mit Würde trägt und die Menschen entbehren kann. Das sind Menschen nach meinem Geschmack und ich bedaure daher, ihn nicht mehr kennen gelernt zu haben.“

„Ich ebenfalls, denn ich sehe nun erst recht ein, wie viel ich ihm verdanke,“ sagte Cecca. „Haben Sie denn nichts näheres über seine Heimat, über seine Verhältnisse erfahren können?

„Mit nichten, Kind! er scheint hierüber ziemlich zugeknöpft gewesen zu sein und die Schwatzhaftigkeit seiner Wirtin gefürchtet zu haben. Was diese wußte, hat sie mir beeifert mitgeteilt, und ich wollte nicht wie ein Polizeispion weiter in sie dringen.“ —

XIII.

Die Hoffnung, daß Graf Wernau etwas von sich hören lassen werde, trog; nach mehr als einer Woche vergeblichen Wartens war noch kein Brief gekommen; dagegen hatte Cecca durch Elise erfahren, daß Herr Armand d'Hailly abgereist sei. Ihre geselligen Berührungen mit den d'Haillys waren seltener und kühler geworden. Voigts machte sich seit seiner Rückkehr mit dem Gedanken vertraut, daß ihm nichts mehr übrig bleibe, als den Grafen Wernau gerichtlich zur Anerkennung seiner Tochter zu zwingen; er verfaßte daher eine ausführliche Darstellung der ganzen Sachlage unter Verweisung auf die Urkunden, Zeugnisse und Thatsachen, welche Cecca's Ansprüche erhärteten, um sie gegebenen Falles dem Advokaten zu behändigen. Er arbeitete Tag und Nacht daran ohne Cecca's Vorwissen, welche ihn mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt wähnte. Als er damit zu Ende war, fühlte er sich abgespannt und ermüdet und sehnte sich nach Ruhe.

„Liebes Kind, ich muß Dich auf einige Tage allein lassen," sagte er abends zu seiner Mündel. „Ich bin abgearbeitet und muß mich erfrischen; ich will ein paar Tage lang durch Berg und Wald streifen und mir den herrlichen

Schwarzwald betrachten. Mußt Dich eben einige Tage ohne mich zu behelfen suchen."

Cecca kannte seine Weise und gönnte ihm zu sehr eine Erholung nach seinem Geschmacke, als daß sie ihm widersprochen hätte. Sie half ihm seine leichte Reisetasche packen und am andern Tage in aller Morgenfrühe marschierte Voigts aus und Cecca gab ihm noch das Geleite bis Lichtenthal, wo er sich zärtlich von ihr verabschiedete mit dem Versprechen, täglich wenigstens durch eine Korrespondenzkarte von sich hören zu lassen. Dann wanderte er am Geroldsauer Wasserfall vorüber nach Herrenwies und zum Mummelsee, von da über die Höhen nach Allerheiligen, dann auf die Hornisgrinde und langen Gründe und das Raumünzachthal herab nach dem Murgthal, und dieses herab. Am vierten Vormittag trieb ihn ein ausgiebiger Regen in ein bescheidenes Wirtshaus in einem Dorfe in der Nähe von Forbach. Während er seinen bescheidenen Imbiß in der fliegenvollen Stube zu sich nahm, durchflog er maschinenmäßig die paar Zeitungen, die auf dem Sims lagen; darunter war auch eine Nummer des Wildbader Badeblattes, welches eine Liste der Badegäste enthielt, die er mechanisch durchflog. Plötzlich sprang er auf, da stand: „v. Neuhaus, kgl. preuß. Major a. D. aus Kroich." Ein Gefühl wilder Befriedigung durchzuckte ihn: Neuhaus, den er schon seit Jahren gesucht hatte, war also auf wenige Meilen ihm nahe; er konnte endlich ihm sein Vergehen vorhalten, ihn zur Rechenschaft ziehen! Er geriet in eine Aufregung, die selbst dem alten Mütterchen auffiel, das ihn bediente. Er fragte sie hastig über die Entfernung von Wildbad, aber sie konnte ihm keine Auskunft geben; sie meinte, es werde wohl acht bis zehn Wegstunden sein und ein rauher Weg über Berg und

Wald. Er fragte nach einem Fuhrwerk, aber es war keines zu haben, es war ja die Zeit der Heuernte. Er zog seine Karte zu Rate und fand, daß die Entfernung immerhin gegen vier Meilen betragen mochte. Es war fraglich, ob er Neuhaus noch in Wildbad treffen würde, aber einerlei! er wollte jedenfalls den Versuch machen. Er bezahlte seine Zeche und verließ das Wirtshaus; der Regen hatte aufgehört, die Natur schien ordentlich erfrischt. Auf der Straße begegnete er einem Manne, der wie ein Schullehrer aussah, und befragte diesen über den Weg nach Wildbad und die Entfernung. Der Mann gab freundlich Auskunft: es seien gute sieben Stunden und zum Teil rauher Weg, aber mit einem Führer bis zum Forsthaus Kaltenbronn nicht zu verfehlen, was ungefähr die Hälfte der Tour sei und von wo Voigts leicht den Weg in's Enzthal hinab finden werde. Er war sogar so freundlich, ihm einen Führer zu verschaffen, und mit einem ausgiebigen Schritt, der sein Alter Lügen zu strafen schien, trat Voigts seine Wanderung an. Von der Schönheit und Großartigkeit des Weges bemerkte er wenig, seine Gedanken tauchten in die Vergangenheit und versetzten ihn zurück nach Kroich. Er hörte kaum auf das Geplauder seines geschwätzigen Führers, eines ehrsamen Schneiderleins, das mit seiner Heimatskunde vor dem fremden Herrn prunken wollte. Auf dem Forsthaus Kaltenbronn stärkte sich Voigts durch einen Schluck Wein, fand einen anderen Führer und zwang sich zu ausgiebigem Schritte, bis er die Enzthalstraße erreicht hatte.

Der Juni-Abend dunkelte, als er in das kleine langgestreckte Städtchen Wildbad einmarschierte und das Hotel fand, wo Major v. Neuhaus logieren sollte. Der Oberkellner schien Bedenken zu tragen, den bestaubten Wanderer

aufzunehmen, der so gar nicht zu der Eleganz und dem Comfort des Hotels zu passen schien. Erst als der Hotelbesitzer dazu kam und hörte, daß Voigts sich nach dem Major v. Neuhaus erkundigte, ward er aufgenommen und in das oberste Stockwerk geführt, wo ihm ein Zimmer angewiesen werden konnte. Auf Treppen und Korridoren brannten schon die Gasflammen, und als Voigts den obersten Korridor erreichte, passierte er eine schwarzgekleidete Dame, welche unter Thränen mit einem Herrn mit Brille und starkem Schnurrbart sprach, der ein Arzt zu sein und offenbar die Dame zu trösten und zu beschwichtigen schien. Sobald Voigts aber sein Zimmer gezeigt erhalten hatte, trat er wieder unter die Thüre und sah sich nach der Dame um, die ihn einigermaßen bekannt angemutet hatte. Sie kam ihm eben langsamen Schrittes entgegen.

Voigts trat ihr bescheiden entgegen.

„Fräulein v. Neuhaus? in der That, irre ich mich nicht?“ redete er sie artig an und eine vage Ahnung stieg in ihm auf, welche seinen Groll einigermaßen entwaffnete. „Sie erkennen mich nicht mehr, wie es scheint? Mein Name ist Voigts, Ihr früherer Nachbar in Kroich.“

„Fürwahr, Sie sind es,“ sagte sie durch Thränen zu ihm aufblickend. „Welch’ ein unerwartetes Wiedersehen und gerade in diesem Augenblicke!“ setzte sie schmerzlich hinzu; „und dennoch ein Trost für mich!“

„Und Theobald?“

„Er ist hier, aber rettungslos! O, Sie müssen ihn sehen; er hat in den letzten Tagen mehrfach von Ihnen gesprochen. Es wird ihn trösten, wenigstens einen alten Freund in diesen schweren Stunden um sich zu sehen. Nicht wahr, ich darf ihn auf Ihren Besuch vorbereiten? Dort ist unser Zimmer! Bitte, folgen Sie mir in einer

Weile.“ Voigts nickte stumm, und Bella v. Neuhaus verließ ihn.

Neuhaus rettungslos, dem Tode nahe, welche Überraschung! Wo war der Groll, mit welchem Voigts ihm hatte gegenübertreten und ihn mit Vorwürfen niederschmettern wollen? Eine höhere Hand war ihm zuvorgekommen und hatte ihn entwaffnet. Er dachte an Cecca, die nur wenige Meilen weit entfernt war, und etwas wie ehrfurchtsvolles Grauen vor jener höheren, unerforschlichen Macht, welche unsere Geschicke lenkt, erfaßte ihn, und machte ihn, wo nicht weich, so doch nachdenklich.

Als er sich einigermaßen gesäubert vom Reisestaub, ging er hinüber und Bella v. Neuhaus führte ihn in das Nebenzimmer, wo Theobald lag, bleich, hager, mit tief eingesunkenen Augen, beinahe schon den Tod auf dem Antlitz. Ein schwaches Lächeln verbreitete sich über des Kranken ernste, düstere Züge, und halb flüsternd fragte er: „Voigts, mein teurer, alter Freund, wie kommen Sie hierher?“

In einem überwältigenden Mitleid mit diesem Manne, welchen er in der Vollkraft seiner Schönheit und Mannhaftigkeit gekannt und oft im Stillen bewundert hatte und der nun in seinen besten Jahren gebrochen und hülflos vor ihm dalag, ergriff Voigts des Kranken kalte, schlaffe Hand und beantwortete sanft seine Frage.

„Ich weiß, warum Sie mich aufgesucht haben, lieber Voigts,“ sagte Neuhaus. „Sie wollten mich zur Rechenschaft ziehen für das Vergangene — Sie sehen, daß ich bereits gerichtet und bestraft bin. Ich habe unverantwortlich an Cecca gehandelt, ich war ihrer nicht wert, aber mein unverantwortlicher Leichtsinn hat sich furchtbar gerächt, Voigts! Sie könnten mir nichts sagen, was ich mir in all’

diesen Jahren seit jener Nacht, wo meine arme Gattin mir entfloh, nicht täglich, stündlich selbst gesagt hätte . . . mein Leben war vergiftet, ich mir selbst zur Qual . . . Ich hätte es hundertmal weggworfen, wenn mich nicht noch die vage Hoffnung auf die Möglichkeit, daß Cecca noch am Leben sei, aufrecht erhalten hätte . . . Ach, glauben Sie, lieber Voigts, seit ich sie verloren hatte und als tot, als durch mich in den Tod getrieben beklagen mußte, hab' ich erst ihren Wert erkannt und sie recht lieben gelernt . . . Wenn wir uns einst in jenem künftigen Leben begegnen, auf welches ich hoffe, Voigts, dann wird sie mir gewiß versöhnt entgegentreten und mir verzeihen!" . . . Seine Stimme erstarb unter Schluchzen, seinen heißen Augen entfielen Thränen und kraftlos sank er mit gefalteten Händen zurück und barg das Gesicht in den Kissen.

Bella horchte erstaunt auf, denn diese Reden ihres Bruders, welche ihr anfangs wie Delirien erschienen waren, enthüllten ihr Dinge, welche ihr seither ganz unbekannt gewesen waren; sie schaute Voigts fragend an, welcher bejahend nickte und auf die Arzneigläser deutete, welche auf dem Tische standen. Die Stiftsdame begriff ihn und flößte dem Major einen Löffel voll ein, worauf er sich wieder einigermaßen erholte.

„Theobald, mein armer Freund!" sagte Voigts und legte ihm die Hand auf die Stirne; „ich bringe Ihnen eine Nachricht von Ihrer Gattin, welche Ihr Herz erleichtern wird. Ich darf annehmen, daß Cecca Ihnen vergeben hat und Ihnen noch mündlich vergeben wird, wenn Sie sie sehen wollen... Trösten Sie sich, Theobald, und richten Sie sich auf: Cecca lebt, ist wenige Meilen von hier in Baden-Baden und dürfte auf den ersten Wink von Ihnen hierher eilen . . . Soll ich sie rufen?"

„O, barmherziger Gott, ist es wahr, ist es möglich? Cecca lebt, ist in meiner Nähe?“ stammelte Neuhaus und erfaßte Voigts' Hand. „Voigts, mein Freund, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, ob es wahr ist, ob Sie mich nicht täuschen? Bitte, berufen Sie sie, daß ich ihr all' diese Schmerzen und Kränkungen abbitten kann! . . . Aber sie möge schnell kommen, denn meine Stunden sind gezählt... O, Cecca, Cecca! mein armes, gekränktes Weib!“

„Wenn Sie mir versprechen, Theobald, daß Sie recht ruhig sein und sich nicht über Gebühr aufregen wollen, so will ich an Cecca telegraphieren, denn auch sie wird sich sehnen, Sie wiederzusehen und sich mit Ihnen zu verständigen und zu versöhnen, da sie die Stunde nicht mehr vergessen kann, wo sie Sie in Ihrem Blute fand und Ihr Haupt in ihrem Schooße ruhte . . .“

„Das war also Wirklichkeit und kein Traum?“ fragte Neuhaus erstaunt. „Voigts, bitte, erklären Sie mir dies! bitte!“

„Ruhig, ruhig, Freund! ich will erst telegraphieren, dann werde ich Ihnen Cecca's ganze Lebensgeschichte erzählen, seit sie in jener Nacht vor Ihnen und von Ihnen floh,“ sagte Voigts milde. „Es soll Sie auf Cecca's Wiedersehen vorbereiten.“

Und nach einer Weile zog Voigts, nachdem er ein Telegramm abgeschickt, sich einen Stuhl zum Bette, wies der staunenden und im höchsten Grade gespannten Bella einen solchen neben sich an, schilderte ihm nun in kurzen, knappen Zügen Cecca's Schicksale bis zum jetzigen Augenblicke, und hob besonders hervor, daß sie eine geborene Gräfin Wernau sei. Neuhaus lag ruhig da, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, allein seine Züge verrieten, daß ihm kein Wort entging, daß er mit der

größten Teilnahme den Geschicken seiner unglücklichen Gattin folgte.

„Wunderbar!“ flüsterte Neuhaus in tiefer Bewegung, als Voigts geendet hatte. „Ja, sie ist ein Engel und der Himmel hat sich ihrer erbarmt und ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen! . . . Voigts, Sie haben mir einen Dienst geleistet, der Ihnen ewig vergolten werden möge, — Sie haben gemacht, daß ich ruhig sterben kann! . . . Barmherziger Gott! ach nur so lange friste mir das Leben, bis ich sie wiedersehe und ihre Vergebung erlange! . . . Bella, liebe Schwester, hast Du es gehört? . . . Es ist alles wahr, was Voigts erzählt hat; sie ist meine rechtmäßige Gattin, an der ich unverantwortlich gefrevelt habe . . . Bella, hab' sie lieb — um meinetwillen. Voigts kann Dir alles erzählen, und dort in meiner Kassette liegt eine Schrift, worin ich für euch alles aufgeschrieben habe . . . O, nur noch einmal, einen einzigen Moment laßt mich sie wiedersehen . . .“ Seine Gedanken schienen sich zu verwirren und auf Voigts' Wink flößte die Stiftsdame ihm wieder Arznei ein.

„Schlafen Sie, lieber Theobald! morgen Vormittag spätens wird Cecca bei Ihnen sein,“ sagte Voigts, ihm die Hand drückend; „ich verlasse Sie jetzt . . . und werde später noch nach ihm sehen,“ flüsterte er Bella zu, die mit überströmenden Augen voll innigen Dank zu ihm aufblickte und seine Hand an ihr Herz drückte.

Als sie allein war und sich wieder über den Bruder beugte, um seinen Atemzügen zu lauschen, schaute Neuhaus plötzlich zu ihr auf. „Bella,“ flüsterte er; „Gott ist gnädig; er hat mir einen schweren Stein vom Herzen genommen . . . ich sterbe nun leichter . . . Bella, liebe Schwester, bete, bete für mich, daß mir der Himmel mein

Leben nur noch so lange fristet, bis ich meine Gattin wieder gesehen habe.“

„Sei ruhig, Theobald, ich werde beten und Gott wird mein Gebet erhören,“ erwiderte sie und holte dann die Kassette des Bruders herbei, in welchen sie unter anderen Papieren einen dicken, versiegelten Brief fand mit der Aufschrift: „An meine Schwestern Bella und Marceline; mein Vermächtnis.“ Sie erbrach den Brief und vertiefte sich in dessen Inhalt, die wahrheitsgetreue Geschichte seiner Liebe und Ehe mit der Gärtnerstochter und des Verrates, welchen er um eines verworfenen Weibes willen an ihr begangen hatte.

Nach ungefähr zwei Stunden öffnete Voigts leise die Thür und fragte nach Theobald's Befinden. Bella erwiderte ihm, er schlafe anscheinend ruhig, obwohl sein Puls schwach sei. „So lassen Sie mich ihm und Ihnen eine gute Nacht wünschen, Fräulein v. Neuhaus,“ sagte Voigts hoffnungsvoll; „ich werde am frühen Morgen nach ihm sehen, allein wenn Sie meiner bedürfen, so rufen Sie mich!“ und er nannte ihr die Nummer seines Zimmers und ging schlafen, denn er war totmüde.

Gleich darauf kam die Krankenwärterin, welche die Nachtwache übernahm, und Bella legte sich halb entkleidet zu Bette. Aber bald darauf weckte sie das Husten des Bruders. Sie eilte zu ihm und fand ihn wach aber matt und halb bewußtlos. Sie reichte ihm seine Arznei und hielt ihm Essigäther unter die Nase; er erfaßte ihre Hand und schaute sie mit einem unbeschreiblichen Blicke an. „Bella, liebe Schwester, ich danke Dir für Deine treue Liebe und Pflege! O, hab' auch sie lieb, denn sie verdient es ... sag' ihr, sie solle meinen Namen führen — zum Zeichen, daß ... daß sie mir vergeben habe ... nicht wahr, liebe Bella?“

„Ja, ja, gewiß, lieber Bruder! aber bitte, schlaf' nun, Du hast Dich zu sehr angegriffen, Du bist so schwach!"

„Allerdings, aber mir ist wohl, mir ist so leicht . . . schlaf' Du, liebe Bella! erhole Dich, armes Kind! mir ist wohl . . . wohl!" und er schloß die Augen wieder. Bella fühlte ihm den Puls, aber er hatte sich nicht verändert, und so legte sie sich wieder zu Bette.

Wie lange sie geschlummert, wußte die Stiftsdame nicht anzugeben. Plötzlich ward sie von der Wärterin geweckt, ermunterte sich rasch und eilte an Theobald's Bett. Er röchelte und rang nach Atem. „Den Arzt! schnell den Arzt rufen, gute Frau!" rief Bella der Wärterin zu und nahm Theobald in den Arm. Einige krampfhafte Zuckungen noch und Theobald ward stille, und durch der Schwester Hand zuckte eine furchtbare Ahnung. Als der Arzt kam, konnte er nur konstatieren, daß Theobald tot war.

Voigts lag infolge seiner körperlichen Ermüdung in tiefstem Schlafe; er hörte nichts von dem gespensterhaften Treiben auf dem Korridor, dem dann wieder eine tiefe Stille folgte. Es war schon Tag, als er erwachte; er kleidete sich rasch an, ging hinüber und fand Fräulein v. Neuhaus allein und in Thränen im äußeren Zimmer auf dem Sopha ruhend. Ihre schmerzlichen Züge sagten ihm alles: sie nickte nur auf seinen fragenden Blick und deutete nach oben.

„Trösten Sie sich, Fräulein! ihm ist wohl; Gott hab' ihn selig," sagte er, drückte ihr die Hand und wollte in's innere Zimmer, aus welchem ein leichter Chlorgeruch drang, aber die Stiftsdame hielt ihn zurück.

„Er ist nicht mehr da — man hat mir sogar den Trost genommen, an seiner Leiche zu weinen," sagte sie mit zitternder Stimme. „Er starb um zwei Uhr in meinen

Armen, ohne mich mehr zu erkennen. Um drei Uhr kam der Besitzer des Hotels und erklärte mir, daß er aus Rücksicht für seine Gäste den lieben Toten aus dem Hause schaffen lassen müsse, um die Leute nicht zu erschrecken — die Thörichten, denen so sehr vor dem Tode graut. Er versprach mir, die teure Leiche nach einer anständigen Totenkammer droben beim Kirchhof schaffen zu lassen, wo mein seliger Bruder nach seinem Wunsche beerdigt werden soll. Der Mann hatte von seinem Standpunkte vielleicht Recht, und so mußte ich meinem Gefühl gebieten und nachgeben. Aber ich möchte ihn noch einmal sehen."

„Gut, dann begleite ich Sie, Fräulein v. Neuhaus."

Droben am Berge in einem scheunenartigen Gebäude war eine kleine reinliche Totenkammer eingerichtet, und hier lagen die sterblichen Überreste Theobald's auf einem Feldbette, mit einem Laken verdeckt, anständig aufgebahrt. Bella warf sich weinend über die Leiche, auf deren Antlitz ein stiller Friede lag. Keine Spur von Todeskampf und Schmerz; nur etwas blutiger Schaum zwischen den bleichen Lippen verriet das Zerreißen eines inneren Gefäßes als Todesursache, und so war dem müden Dulder wohl eine sanfte Erlösung geworden.

Nach zehn Uhr vormittags langte Cecca an, in unwillkürlicher Vorahnung in Trauerkleidern. Die furchtbare Nachricht schmetterte sie beinahe nieder, aber sie verlangte den Toten zu sehen und Bella und Voigts begleiteten sie zu ihm. Auch sie warf sich weinend über die Leiche und küßte die kalten, stummen Züge und beteuerte dem Toten ihre Vergebung, ihre treue Liebe, welche die erlittene Kränkung überdauert und überwogen habe, und betete für seine ewige Ruhe. Als sie sich von den Knieen erhob, schloß Bella sie in ihre Arme: die Aufrichtigkeit von

Cecca's Schmerz und ihre rührende Schönheit hatten Bella's Herz gewonnen.

„Meine Schwester! meine liebe, teure Schwester!" flüsterte sie ihr zu; „Theobald hat Dich mir als ein teures Vermächtnis hinterlassen, und wir wollen uns nicht mehr trennen!" —

XIII.

In der ersten stillen Morgenfrühe des dritten Tages waren die sterblichen Überreste des Majors v. Neuhaus auf dem kleinen Friedhof ohne alles Aufsehen beigesetzt worden, wie er es im Voraus angeordnet hatte. Die wenigsten Gäste des Hôtels hatten nur eine Ahnung von dem Todesfall in ihrer Mitte gehabt; auch kannte beinahe niemand den Verewigten, denn er war schon krank angekommen und nie an der Tafel erschienen: er hatte schon nach vierzehn Tagen seine Schwester Bella telegraphisch herbeschieden, und sie hatte ihn kaum zwölf Tage verpflegen dürfen. Theobald's jüngere Schwester Marcelline, welche früher Gesellschafterin oder Hoffräulein an einem kleinen Hofe gewesen, war seit einigen Jahren an einen Offizier in einem norddeutschen Kontingente verheiratet, und weder sie, noch ihr Gatte hatten zu kommen vermocht, um den Verstorbenen zur letzten Ruhestätte zu geleiten. Sogar der Totenkranz, den sie sandten, konnte erst auf das aufgeschüttete Grab gelegt werden.

Die paar Tage, welche Bella und Cecca mit einander verlebten und gemeinsamer Trauer weihten, hatten hingereicht, sie miteinander innig zu befreunden. Bella war

gemütvoll und sanguinisch, gleich an Herzensgüte ihrem verstorbenen Bruder und hatte etwas Mütterliches; sie hatte an Cecca ein solches Gefallen gefunden, daß sie ihr vorschlug, künftig zusammen zu leben, was Cecca mit Beeiferung angenommen hatte. Bella nahm daher gern Voigts' Vorschlag an, die beiden nach Baden zu begleiten, und als Voigts, welcher der Stiftsdame alle die mit diesen traurigen Umständen verbundenen Sorgen abgenommen, das Erforderliche geregelt, den Totenschein besorgt hatte, reisten sie mit einander nach Baden-Baden, und Bella teilte hier die Wohnung mit Voigts und Cecca, die sich nun, dem Wunsche des Verewigten gemäß, Frau v. Neuhaus nannte. Die junge Wittwe, welche den Ehestand kaum kennen gelernt hatte, und die Schwägerin hatten sich soviel mitzuteilen, was nur das innige Verhältnis zwischen beiden befestigte. Bella gab der Schwägerin auch die Aufzeichnungen Theobald's zu lesen, aus denen sie ersah, wie innig dieser seine Schuld bereut und wie schwer er sie gebüßt, wie wahrhaft er Cecca dennoch und erst dann geliebt hatte, als er sie verloren zu haben glaubte; wie er selbst schonungslos den Leichtsinn verdammte, daß er sie in frevelhafter Bethörung einem falschen buhlerischen Weibe, das er nun gründlich verachtete und haßte, geopfert hatte. Cecca erfuhr nun auch, warum Theobald nach seiner Genesung nicht mehr nach Rom zurückgekehrt war und welchen furchtbaren Eindruck ihm jene Begegnung mit ihr in der Casa Salicastri in Trastevere gemacht hatte, die Theobald für einen Fiebertraum, für eine Vision gehalten hatte. Er hatte das Klima von Sizilien, von Malta, von Algier als ungünstig für ihn erfunden; in Algier war eine der Wunden, die er im Kriege erhalten, und die er für geheilt und vernarbt geglaubt hatte, wieder aufgebrochen, und die

Ärzte hatten ihm geraten, nach Europa zurückzukehren. Er war mit einem französischen Dampfer nach Marseille gereist, um von dort nach Deutschland zurückzukehren; aber in Lyon war sein Zustand so bedenklich geworden, daß er seine Reise unterbrechen und ein Unterkommen in einer maison de santé suchen mußte, wo er beinahe vier Monate verbrachte, bis er wieder soweit hergestellt war, daß er in die Heimat zurückkehren konnte, und seither war sein Dasein nur ein qualvolles Siechtum gewesen, welches seine Gewissensbisse und Erinnerungen, sein Trübsinn nur verschlimmert hatten. Jeder Lebensfreude bar, mit dem Bewußtsein, unrettbar verloren zu sein, und in der Überzeugung, daß Cecca um seinetwillen den Tod gesucht und gefunden habe, hatte er schon vor Monaten diese Bekenntnisse für seine Schwestern aufgesetzt, um sie über eine ihnen dunkle Periode seines Lebens aufzuklären.

Als Cecca mit der gewaltigsten Gemütsbewegung diese Bekenntnisse gelesen hatte, welche in ihren Augen die Schuld des Verstorbenen einigermaßen sühnten, hatte Bella dieselben ihrer Schwester zugesandt, gleichzeitig mit der Nachricht von der Auffindung der Wittwe Theobald's. Auf Marcelline machten diese Mitteilungen nicht den erwarteten Eindruck, wie sich später zeigte. Das Hofleben und die Dienstbarkeit scheinen den Menschen wenig zu adeln. Marcelline hatte in ihrer früheren Stellung soviel Demütigungen und den Druck einer verhältnismäßigen Armut zu sehr erfahren, um nicht in der Heirat eine Erlösung zu sehen, und mehr um einer Versorgung willen als aus Neigung hatte sie sich mit dem Hauptmann v. Bolitz vermählt. Bolitz war nicht reich; er hatte nichts als sein Gehalt, denn er war ein jüngerer Sohn. Beide Gatten hatten Mühe, jenen Schein von Anstand und Wohlstand

aufrecht zu erhalten, welchen Volitz's Stellung erforderte; das Erbe, welches sie von dem Allodvermögen des Staatsanwalts erhalten hatten, war rasch verbraucht worden; überall umgab sie Einschränkung und Zwang, und ein Häuflein Kinder erblühte um sie her. Die Kunde, daß eine dritte Erbin erstanden sei, welche sich mit ihnen in Theobald's Hinterlassenschaft teilen werde, rief daher getäuschte Erwartungen und all jene niedrigen Leidenschaften hervor, welche sich an Geld und Gut knüpfen, und nahmen sie gegen die Miterbin ein.

Aus dem gemütlichen stillen Zusammenleben in Baden-Baden riß Bella und Cecca die Vorladung des zuständigen Gerichts zur Erbteilung, und mit einer großen Genugthuung folgte die junge Wittwe der Einladung der Schwägerin, bis zur Abwickelung dieser Angelegenheit ihren Aufenthalt in Kroich zu nehmen. Die Aussicht, den Schauplatz ihrer glücklichen Jugend und ihrer späteren, schweren Prüfung wiederzusehen, erfüllte Cecca mit einer unaussprechlichen geheimen Freude, und auch Voigts erfaßte den Gedanken mit Begierde. Sein Sinn stand längst dorthin, wenn auch aus anderen Gründen. Er hatte vergebens auf irgend eine Erklärung von Seiten Wernau's gehofft, die jüngsten Erlebnisse hatten diese ihm heilige Pflicht vorübergehend etwas in den Hintergrund gedrängt, allein neuerdings war diese wieder dringend an ihn herangetreten, und er hatte vermittelst des Wernau'schen Sachwalters eine Mahnung an den Grafen gerichtet, worin er erklärte, daß wenn er nicht binnen einer bestimmten Frist eine befriedigende Entscheidung des Grafen in Händen habe, er unfehlbar die Rechtsansprüche seiner Mündel auf dem Wege einer gerichtlichen Klage geltend machen

werde. Dieser Zeitpunkt war schon ziemlich nahe gerückt, als der Entschluß zur Reise nach Kroich gefaßt wurde.

Cecca's Heimkehr nach Kroich erregte allgemeines Erstaunen und Verwunderung, denn man hatte sie längst tot geglaubt, allein jedermann erkannte sie auf den Blick wieder, obwohl sie schöner, vollkommener, vornehmer geworden war, eine gewinnende, ungemein liebliche Erscheinung. Noch größeres Staunen erregte es, daß sie mit der Stiftsdame kam, Frau v. Neuhaus hieß, und als die Wittwe des Majors auftrat. So hatte also doch die Volksstimme damals recht gehabt, welche Cecca in irgend eine Verbindung mit Herrn v. Neuhaus geglaubt hatte. Nur über die Art dieser Verbindung und über Cecca's bisheriges Schicksal wußten die Leute nichts, und konnten auch nichts Genaues ermitteln, denn die Stiftsdame und Cecca konnte man anständigerweise und aus Respekt nicht darüber befragen, und aus Voigts, welcher die Fremdenzimmer im Turm bezogen hatte, war nichts herauszubringen, denn er war so ernst und zurückhaltend wie jemals.

Es gelang aber Cecca, sich bald das Wohlwollen und die Achtung Aller zu erwerben, denn sie war nichts weniger als stolz, sondern freundlich, teilnehmend und liebreich gegen alle ihre früheren Bekannten, dankbar gegen Alle, die ihr ehedem freundlich begegnet waren. Mit inniger Freude begrüßte sie wieder die liebgewordenen Schauplätze ihrer unschuldigen Jugendfreuden und durchlebte diese wieder in der Erinnerung; sie besuchte das Grab des Vater Meyer und seiner treuen Gattin auf dem Friedhofe des Dorfes und pflegte es mit eigener Hand, entriß es seiner bisherigen Verwilderung, schmückte es mit den Blumen des Spätsommers und ward oft betend oder sinnend an demselben gesehen, wenn sie mit Bella herüberkam, die das

Grab des Staatsanwalts besuchte. Auch im Garten erging sie sich täglich unter den Obstbäumen, welche ihr Pflegevater gepflanzt hatte und die gewissermaßen mit ihr aufgewachsen waren und nun in reichem Ertrage standen. Alles heimelte sie an und erfüllte sie mit bald holden, bald wehmütigen Gefühlen. An der Stelle des verfallenen Gärtnerhauses, das Vater Meyer und sie einst wegen seiner Baufälligkeit hatten räumen müssen und das dann abgetragen worden, war ein neues Gebäude in ländlichem, halb schweizerischem Stil entstanden, mit Geflügelhof, Scheune und Bienenständen, und bewohnt von der kinderreichen Familie des neuen Gärtners. Auf der neuen Terrasse hinter dem Herrenhause paradierte ein Pfau, und in einem kleinen Gehege unter den uralten Ulmen war eine Familie zahmer Rehe. Cecca fühlte, daß hier ihre eigentliche Heimat war, und hatte keinen andern Wunsch, als hier in traulicher Zurückgezogenheit und ungetrübtem Frieden mit Bella zusammen zu leben.

Endlich kam der Termin, auf welchen das Gericht die Prüfung der Erbansprüche angesetzt hatte, und Bella und Cecca fuhr mit Voigts in die Amtsstadt, die beiden Frauen ernst und wehmütig, Voigts in erwartungsvoller Spannung. Marcelline v. Dolitz hatte ihrer Schwester geschrieben, daß ihr Gatte und sie nicht kommen könnten und sich durch einen Advokaten vertreten lassen würden. So erschienen denn für sie ein Advokat vor Gericht, bei dessen Anblick Cecca etwas beklommen wurde, denn der Anblick dieser Diener der menschlichen Leidenschaften flößte ihr immer Grauen ein, und ihre düstere Ahnung sollte sich nur allzu bald bestätigen, denn der Richter begnügte sich nur, die Namen und Persönlichkeiten der beiden Damen zu Protokoll zu nehmen und ihnen das Ergebnis

der Vermögens-Aufnahme vorzulesen. dann setzte er hinzu: „Der anwesende Herr Notar Feil hat die Güte gehabt, die ganze Erbteilung auszuarbeiten, so daß diese heute hätte vollzogen werden können. Zu meinem Bedauern aber muß dieses Geschäft verschoben werden, weil der gegenwärtige Herr Advokat Levi diesen Morgen Namens seiner Mandanten, des Herrn Majors Joachim Detleff Freiherrn v. Dolitz und Frau Marcelline v. Dolitz, geb. Freiin v. Neuhaus, einen Protest in bester Form gegen die Ausschüttung und Verweisung der Erbmasse eingebracht und Namens seiner Mandanten den Antrag gestellt, Frau Francesca Baronin v. Neuhaus, geb. Meyer, angebliche Comtesse Wernau, von der Erbschaft auszuschließen, weil die Rechtsgültigkeit ihrer Ehe von seinen Mandanten bestritten wird . . .“

Cecca wechselte die Farbe, mehr aus Entrüstung als aus Furcht; Voigts war mit einer Verwünschung aufgesprungen und warf dem Advokaten Blicke zu, als ob er ihn in Stücke reißen wollte, die dieser aber mit kühlem Lächeln erwiderte. Die Stiftsdame aber war so betreten, daß sie kein Wort hervorbrachte, sondern nur Cecca in ihre Arme schloß, als ob sie diese beschützen wollte.

„Das ist eine Nichtswürdigkeit!“ rief Voigts aufwallend. „Fräulein v. Neuhaus und ich können bezeugen, daß mein seliger Freund, Major v. Neuhaus diese Dame als seine rechtmäßige Gattin anerkannt hat.“

„Dies bezweifle ich nicht im mindesten,“ versetzte der Advokat kalt. „Es handelt sich nur darum, ob der verstorbene Herr Major v. Neuhaus auch die nötigen gesetzlich erforderlichen Schritte gethan hat, um dieser Ehe eine landrechtliche Giltigkeit zu geben. Dies wird die Gegenpartei zu beweisen haben.“

Voigts wollte gereizt erwidern, aber der Richter schnitt ihm gleichsam das Wort ab, indem er sagte: „Hiermit ist die heutige Verhandlung gegenstandslos, und da der Antrag des Herrn Advokaten Levi ein besonderes Verfahren fordert, so beehre ich mich nach Amt und Pflicht, der Frau Francesca v. Neuhaus hier das Duplikat des gegnerischen Antrags zu überreichen, mit dem Bedeuten, ihre Erwiderung darauf binnen dreißig Tagen hier einzureichen. Außerdem aber habe ich, dem gestellten Antrage zufolge, an die Stiftsdame Freiin Bella v. Neuhaus die Frage zu richten: ob sie sich bewogen finde, dem Antrag Ihrer Frau Schwester, der Frau Marcelline v. Dolitz, sich anzuschließen?“

„Niemals! nun und nimmermehr!“ erklärte die Stiftsdame würdevoll und voll gerechter Entrüstung.

Der Richter verneigte sich; der Gerichtsschreiber vollendete und verlas das Protokoll und ließ es unterzeichnen, und die beiden Damen verließen mit Voigts den Saal.

Cecca war bleich und etwas verstört, aber äußerlich ruhig. Es liegt in der Frauen Wesen, von kleinen Leiden stark außer Fassung gebracht zu werden, aber in wichtigen Dingen eine merkwürdige Seelenstärke und Willenskraft zu offenbaren. Es war ihr, als sollte ihr Alles mißlingen und die Demütigungen, die über sie hereinbrachen, kein Ende nehmen; aber sie dachte dann, daß ihr durch all dies nicht die Möglichkeit verkümmert werden könnte, in anspruchsloser Dunkelheit und redlicher Thätigkeit dennoch ein ruhiges Dasein zu finden. Ihr Auge blieb klar und trocken, und nur die Kraftäußerung, womit sie das Schriftstück in der Hand zusammendrückte, verriet ihre innere Bewegung.

„Sei ruhig, liebe Cecca! diese Schreckschüsse bedeuten

nicht viel! wir werden doch siegen!“ sagte Voigts, als sie auf die Straße traten. „O über diese Menschen! wie sehr hat doch der alte Hobbes Recht! homo homini lupus!“ (Der Mensch ist gegen den Menschen ein Wolf.)

„Ich bin ruhig, Papa! Dieser Schicksalsschlag beugt mich noch nicht nieder,“ versetzte Frau v. Neuhaus. „Fais ce que dois, advienne qui pourra!“ (Thu' Deine Pflicht, komme was da kommen kann.)

„Ich begreife meine Schwester nicht; wie kann sie nur das Andenken unseres teuren Bruders so entweihen?“ sagte Bella tief bewegt. „Allein vertraue mir, liebe Schwester Cecca! wenn Marcelline auch siegt, so soll sie Dich nicht enterben, denn ich trete Dir mein Erbe ab,“ setzte sie hinzu und legte den Arm zärtlich um ihre Schwägerin; „ich bin anspruchslos und kann mich mit meiner Präbende begnügen.“ —

Cecca's Zartgefühl ließ sie zweifeln, ob sie jetzt noch nach Kroich zurückkehren solle, so sehr ihr Herz auch an dieser Heimat hing; allein Bella's Bitten, welche das Schicksal der Schwägerin teilen wollte, und Voigts' Vorstellung, daß das Gericht vor endgültiger Entscheidung ihr nicht das Recht bestreiten könne, das Haus ihres verstorbenen Gatten zu bewohnen, beschwichtigten ihre Bedenken und bewogen sie zur Nachgiebigkeit. Allein bei der Heimkehr nach Kroich, als sie die Schwelle des Herrenhauses überschritt, traten ihr doch Thränen in's Auge bei dem Gedanken, daß sie möglicherweise einmal von hier ausgewiesen werden könnte.

Bella verdoppelte ihre Zärtlichkeit gegen Cecca, und verurteilte ihre Schwester und deren Gatten wegen ihrer Handlungsweise; Voigts aber war siegesgewiß und zuversichtlich. Am andern Tage reiste er in die Provinzial-

Hauptstadt, erkundigte sich nach dem tüchtigsten und schneidigsten Advokaten und fand in diesem einen jungen Mann, dessen intelligenter Blick und mannhafte Erscheinung ihm Zutrauen einflößte. Er trug ihm den Fall vor und übergab ihm den Levi'schen Schriftsatz; dann fragte er nach den Chancen eines etwaigen Prozesses, und der Advokat, Dr. Holzhagen, meinte: der Prozeß werde vielleicht ein langwieriger, jedenfalls ein ziemlich schwieriger sein, allein vorausgesetzt, daß die Beweismittel wirklich so beschaffen seien, wie Voigts geschildert, hoffe er ihn zu Gunsten der Frau v. Neuhaus auszufechten; unter allen Umständen sei derselbe bei obwaltenden Umständen unvermeidlich. Diese ruhige und maßvolle Sprache und das ganze Gebaren Holzhagens flößten Voigts volles Vertrauen ein, und er trug ihm auch den andern Fall vor, welcher die Geltendmachung von Cecca's Kindesrechten an Graf Wernau betraf. Holzhagen hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, bis Voigts geendet hatte, und auf die Frage: ob er auch diesen Prozeß mit Erfolg zu führen sich getraue, namentlich einem solch angesehenen, in der vorteilhaftesten Lage sich befindenden Gegner gegenüber, bejahte er einfach.

„Ich angle nicht nach Prozessen," erwiderte er; „ich bin im Gegenteil wählerisch, und weiche allen sensationellen und Skandal-Prozessen aus. Aber Frau v. Neuhaus und ihr Schicksal interessieren mich, und die Stellung des Grafen Wernau schreckt mich nicht ab: wir leben in einem Staate, worin alle vor dem Gesetze gleich sind, und unsere Richter sind unabhängig und Ehrenmänner. Ich setze einen Ehrenpunkt darein, eine Klientin zu vertreten, gegen welche sich Welt und Schicksal verloren zu haben scheinen. Ich habe auch von dieser Sache schon gehört, denn vor wenigen Tagen war Gräfin Natalie v. Wernau bei mir,

um mich zum Anwalt gegen ihren gräflichen Gatten zu gewinnen, der sich, wie es scheint, von ihr getrennt hat, und dem sie nun eine Abfindungssumme abringen will; aber ich lehnte ihr Mandat ab, und sie berührte auch diesen Fall mit der verleugneten Tochter als ein Zeugnis gegen ihren Gatten."

„Und daran thaten Sie Recht, Herr Doktor, denn die Ehe dieser Frau ist ungültig wegen Bigamie," sagte Voigts. „Ihr erster Gatte lebt noch, wie ich beweisen kann."

„Ah, Sie kennen also die Verhältnisse näher?" fragte Holzhagen neugierig, aber Voigts ließ sich auf nichts weiter ein, sondern übergab dem Advokaten seine Denkschrift zur Information, versprach, in wenigen Tagen mit seinem Mündel wieder vorzusprechen und ihm dann alle erforderlichen Papiere für beide Fälle zuzustellen, und ging mit dem beruhigenden Gefühle, daß er beide Angelegenheiten in zuverlässige und gewandte Hände gelegt habe.

Cecca hatte ihn mit Spannung zurückerwartet, denn so sehr sich ihr ganzes Wesen auch gegen diese neuen Prozesse sträubte, so sah sie doch die Unvermeidlichkeit derselben ein und ergab sich in dieselbe. Voigts beruhigte die beiden ängstlichen Damen und sah mit Zuversicht einem günstigen Erfolge entgegen. „Die Prozesse müssen durchgefochten werden, um Dein Recht zu wahren, liebes Kind!" sagte er; „siegst Du, so steht es in Deiner Macht, die errungenen Vorteile beliebig auszunutzen." Und diese Aussicht versöhnte Cecca einigermaßen mit den Widrigkeiten und Aufregungen, welche von allen Prozessen unzertrennlich sind. —

Einige Tage darauf erhielt Voigts einen Brief aus Rom von Dr. Girone, der ihm mitteilte, daß die Anwesen-

heit Voigts' und der Signorina Francesca unerläßlich sei, indem sich in dem Prozesse eine Wendung zu zeigen scheine, die von unberechenbarer Tragweite sei, sich aber dem Papier nicht wohl anvertrauen lasse und Mittel und Wege erfordere, welche er nur mit Voigts und der Signorina unmittelbar bereden könne. Voigts stutzte und besprach sich mit Cecca, welche sich in seinen Entschluß zu fügen versprach. So telegraphierte Voigts denn nach Rom: „Wir werden kommen", und rüstete sich zur Abreise. Bella v. Neuhaus sah die beiden Freunde mit aufrichtigem Bedauern scheiden; sie hatte Cecca ernstlich liebgewonnen und sie mit ihrem ganzen weichen Gemüt und liebebedürftigen Herzen umfaßt, und Voigts hatte ihr trotz seines menschenscheuen und zurückhaltenden Wesens ein großes Vertrauen eingeflößt und sie in ihrer Verlassenheit und Isoliertheit so treu und uneigennützig mit Rat und That unterstützt und die letzten Lebensstunden ihres Bruders erleichtert. So nahm sie denn von beiden einen ergreifenden schmerzlichen Abschied unter dem ahnungsvollen Gefühle, daß sie diese Freunde wohl nicht wieder sehen dürfte.

Cecca und Voigts berührten auf ihrer Reise gen Süden die Provinzial-Hauptstadt und besuchten den Dr. Holzhagen, um ihn noch mündlich über die beiden anzustrengenden Prozesse zu informieren und zu instruieren. Holzhagen war sehr begierig gewesen, seine interessante Klientin, Frau Francesca v. Neuhaus, kennen zu lernen und fand seine Erwartungen von ihr noch übertroffen; er war entzückt von ihrer Schönheit und Anmut, er bewunderte ebenso sehr ihren Geist wie ihre Einfachheit und Anspruchslosigkeit, und der gewinnende Eindruck,

welchen sie auf ihn machte, befeuerte den Eifer und Ehrgeiz, mit welchem er diese beiden Prozesse übernommen hatte. Er gelobte sich's und versprach es auch seiner Klientin mit Zuversicht, daß er sein Äußerstes thun werde, um ihren Rechten Geltung zu verschaffen.

XV.

Es war um den Beginn des Herbstes, als Cecca und ihr Vormund wieder nach Rom zurückkehrten. Die Malaria war vorüber, die vornehme Welt und die reichen Fremden fanden sich wieder in Rom ein und der gesellige Verkehr belebte sich wieder; Rom nahm seine Physiognomie als Weltstadt wieder an, die es namentlich vom Herbst bis Ende des Frühlings trägt. Cecca hatte allerdings von dieser Wiederbelebung der Geselligkeit keinen Genuß. Sie kehrte in die Zurückgezogenheit ihrer kleinen Wohnung in Quattro Fontane, in den Kreis der Familie Barth und ihrer künstlerischen Bekannten zurück, von denen sie, besonders von den Kindern, auf das herzlichste willkommen geheißen wurde, und nahm ihre Malerei wieder auf. Der Anblick ihrer eigenen Trauerkleider und Roms wirkte etwas verdüsternd auf sie, denn er weckte trübe, schmerzliche Erinnerungen an all' das, was sie seit Tante Teresa's Tode in Rom erlebt hatte. Sie konnte sich der Ahnung nicht entschlagen, daß ihr vielleicht neue widrige Erfahrungen bevorständen. Bei ihrem ersten Besuche, welchen sie in Voigts' Begleitung bei ihrem Anwalt Dr. Girone machte, erfuhr sie, daß ihr Prozeß sich auf die widerlichste Weise in die Länge ziehe, daß die beiden Advokaten sich gegen=

seitig bemühten, die Testamente zugunsten der Gegenpartei anzufechten, daß dem Dottore Baldi die Pflicht zugeschoben worden sei, sein Vorbringen zu beweisen, daß Cecca nicht die Tochter der ehemaligen Signorina dei Salicastri gewesen sei, welcher Beweis demselben ungemein schwer fallen werde, indem sich derselbe nur auf verdächtigende Aussagen von Dienstboten und nicht-klassischen Zeugnissen, unter anderen auch der Signora Filomena Sprone, stützte, welche sich dahin ausgesprochen habe, daß sie überzeugt sei, Francesca sei nicht ein Familienmitglied, nicht die Tochter der verschollenen Margherita, sondern von Monsignore Cosmo de' Salicastri aus irgend einem Beweggrunde unter diesem Vorgeben in die Familie hineingeschmuggelt worden. Das empörte Cecca, obwohl sie sich dadurch nur in ihrem instinktiven Widerwillen gegen jene Frau bestärkt fühlte, welcher sie nie etwas Gutes zugetraut hatte, und sie konnte sich nicht enthalten, ihre Entrüstung über diesen gemeinen Undank zu äußern.

„Achten Sie auf diese gemeine Bosheit nicht, gnädige Frau," versetzte ihr Girone mit einem bedeutsamen Lächeln. „Signora Filomena ist ein verlorenes Weib und ihre Zeugschaft leicht zu entkräften. Wir haben alle Mittel in der Hand, um zu beweisen, daß sie die Geliebte von Emilio Alberone ist und schon seit Jahren mit ihm in einem vertrauten Verhältnisse steht, also mit ihm im Komplot ist. Die ganze Gegenpartei steht ja im Komplot mit einander gegen Sie, in einem Komplot, dessen leitende Häupter Nibbioli und Alberone sind. Zur rechten Zeit werden wir das Vorhandensein dieses Komplots beweisen, und zu diesem Beweise fehlen nur einige verbindende Glieder und Fäden, welche Sie uns verschaffen könnten, Signorina."

„Ich?" fragte Cecca erstaunt.

„Gewiß, Signorina, und das ist der Grund, warum ich Ihre Rückkehr nach Rom gewünscht habe," sagte Girone. „Für mich ist es längst die klarste Überzeugung, daß das jüngste Testament von Monsignore Cosmo dei Salicastri gefälscht, daß es aber mit großer Schlauheit verfaßt ist und nach gewissen Richtungen hin Vorteile einräumt, um derenwillen es durch die gewichtigsten Einflüsse gehalten wird . . . Ich will mich darüber nicht weiter verbreiten. — Unsere hauptsächlichsten Gegner Nibbioli und Alberone sind nicht reich; sie haben die Mittel zur Führung des Prozesses teils von Wucherern, teils von Seitenverwandten aufgebracht, denen sie Vorteile vorspiegelten; sie haben offenbar meinem Kollegen Baldi selbst einen Gewinnanteil zugesichert. Daß der Prozeß sich in die Länge zieht, kommt uns zustatten. Nibbiolo hat sein kleines Vermögen bereits aufgebraucht, teils indem er Alberone Geld vorstreckte, das er nun vergebens zurückverlangt, teils für die Prozeßkosten, welche mein Kollege Baldi sich vorsichtig vorausbezahlen läßt. Nibbiolo und Alberone sind beide bereits in den Händen von Wucherern und mit einander gespannt; andere Mitglieder der Gegenpartei sind mißtrauisch und ungeduldig, und das friedliche Einvernehmen unserer Gegner scheint gestört zu sein. Ein kühner Versuch von unserer Seite, und diese scheinbar drohende Phalanx kann gesprengt werden — gesprengt durch Sie, Signorina."

„Ich begreife nicht, wie ich das vermöchte, Herr Girone," sagte Cecca erstaunt.

„O, Sie können es, durch eine kleine List, Signorina, die ich Ihnen sogleich anzudeuten mir erlauben werde," versetzte der Advokat einschmeichelnd. „Signor Alberone

ist im Gedränge und wird von allen Seiten um Geld bombardiert. Gesetzt nun, Sie machten sich dies zunutze, Signorina, Sie lüden ihn zu einem Stelldichein, kämen auf seinen früheren Vorschlag zurück, erböten sich mit ihm in Unterhandlung zu treten, und stellten ihm in Aussicht, daß Sie ihm ihre Hand reichen würden, wenn er auf Ihre Seite übertrete . . ."

„Niemals, Signor Girone!" erklärte Cecca entschieden und stand entrüstet auf. „Ich werde mich nun und nimmermehr zu einer solchen Intrigue hergeben und zu einem Menschen, den ich verachte, ein Vertrauen heucheln, einem solchen auch nur zum Schein die Hand reichen oder Hoffnungen machen, um in unehrlicher Weise mir irdische Vorteile zu sichern . . . niemals! — Wenn Sie nichts Besseres wissen, Signor, so hätten Sie mich ruhig in Deutschland lassen können, denn zu einem solchen falschen Spiele werde ich mich nimmermehr erniedrigen."

„Aber Sie vergeben sich dadurch nichts, teuerste Signorina," gab Girone achselzuckend zur Antwort. „Das Mittel ist wirksam und würde am schnellsten zum Ziele führen. Im Krieg, in der Liebe und im Prozeß sind alle Mittel erlaubt, und es handelt sich ja nicht darum, daß Sie den Signor Alberone heiraten sollten . . ."

„Einerlei, mein Herr! durch das ganze Gebaren würde ich mich entwürdigen," sagte Cecca. „Und handelte es sich um den zehnfachen Wert, ich würde und müßte Nein sagen."

„Dieser Plan ist unausführbar, mein Freund, denn ich kenne meine Mündel," erklärte nun auch Voigts, dem diese Falle für den schlauen Alberone ebenfalls zu plump erschien. „Wir müssen auf etwas anderes denken."

„Ich habe noch einen Plan in petto, Signor Voigts,

aber ich will mir ihn noch besser überlegen," versetzte Girone, als er sah, daß Cecca zu unangenehm berührt war und Miene machte, sich zu entfernen. „Besuchen Sie mich morgen, aber allein!" raunte er ihm leise zu und Cecca und Voigts empfahlen sich.

„Unbegreiflich, wie der Mann dazu kommen konnte, mir einen solchen Vorschlag zu machen und zu erwarten, daß ich darauf eingehe!" sagte Cecca entrüstet, als sie auf der Straße waren. „O, diese Italiener! . . . Halten Sie es für möglich, daß mir Herr Holzhagen oder irgend ein deutscher Advokat eine solche Niederträchtigkeit vorschlagen würde, lieber Papa?"

Voigts zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht, mein Kind; wer kann diese Herren schätzen, welche nur den niedrigsten Leidenschaften des Menschen dienen? Ist es zu verwundern, wenn sie den richtigen Maßstab für die Beurteilung der Menschen verlieren? Du mußt es übrigens seinem Eifer zu gute halten, wenn er sich in den Mitteln vergriff."

„Ich verliere all mein Zutrauen in meine Rechte, Papa, wenn mir solche Mittel vorgeschlagen werden, um denselben Anerkennung und Geltung zu verschaffen," sagte Cecca. „Ich habe kein Vertrauen mehr zu meinem guten Recht und zu meinem Advokaten. Warum nicht lieber den ganzen Prozeß fallen lassen und diesen Widerwärtigkeiten entfliehen?"

„Weil es feig wäre, Dein Recht ohne einen Versuch zur Geltendmachung aufzugeben, mein Kind!" erwiderte Voigts. „Hätte ich gewußt, um was es sich handle, so würde ich Dir natürlich diese unangenehme halbe Stunde erspart haben; aber wo kann ein Mensch einen Zweck erreichen ohne Opfer zu bringen?"

Mit dem Bedauern, nicht in der friedlichen Zurückgezogenheit von Kroich geblieben zu sein, und mit der geheimen Sehnsucht, dahin zurückkehren zu dürfen, vergrub sich Cecca in ihr kleines Atelier und suchte sich über emsiger Arbeit zu vergessen. Sie hatte eine Skizze des Herrenhauses von Kroich mitgebracht, welche sie nun in Öl ausführte; sie war mit ihren Gedanken und Erinnerungen und mit ihrer ganzen Seele dort und that ihr bestes, um dieses Bild auszuführen, welches sie zu einem Geschenk für Bella bestimmt hatte, das dieser vielleicht besondere Freude machen würde. Bella schrieb nämlich eines Tags, sie habe Kroich verlassen und sei in ihr Stift zurückgekehrt; es sei ihr zu einsam in Kroich geworden und es seien in ihrer Einsamkeit zu viel traurige Erinnerungen und schmerzliche Gedanken an ihre beiden Brüder Emil und Theobald in ihr aufgestiegen, und sie habe sich, seit sie auch mit Marceline und deren Gatten sich überworfen, gar zu verlassen, hülflos und isoliert gefühlt, ja, sie habe sich sogar mit dem Gedanken getragen, Cecca in Rom aufzusuchen, und nur die lange Reise, die Unbekanntschaft mit Sprache, Land und Leuten, die Angst vor einem römischen Winter und die Befürchtung, daß Cecca's Aufenthalt in Rom doch wohl nicht lange dauern werde, haben sie davon abgehalten.

Voigts hatte sich in den Tagen, welche der Unterredung mit dem Advokaten folgten, seltener als sonst bei Cecca gezeigt, denn vor ihm lag eine neue Aufgabe, welche seine ganze Thatkraft in Anspruch nahm. Bei der zweiten Unterredung mit Girone hatte dieser ihm mitgeteilt, daß das letzte Testament des Monsignore Salicastri offenbar auf Anstiften der Herren Nibbiolo und Alberone gefälscht worden sei; wenn daher der Beweis hierfür erbracht werden

könnte, etwa durch die Aussage eines der beiden Testamentszeugen, so wäre dieser eine Prozeß gewonnen und der Erfolg schon so gut wie gesichert, indem sich dann Baldi vergebens bemühen würde, die Gültigkeit des früheren Testaments anzufechten. Es gelte daher nur, einen geeigneten Mann zu finden, welcher bereit und imstande wäre, den einen oder andern der beiden Zeugen zu erkaufen. Allerdings würde derselbe dann eine Strafe zu gewärtigen haben, allein es würde nicht schwer werden, denselben der Strafe zu entziehen, indem man ihm zur Flucht verhälfe. Er selbst als Advokat müsse natürlich bei einem derartigen Handel ganz aus dem Spiele bleiben, allein die Sache sei unbedingt ausführbar, da die beiden Zeugen des sogen. kanonischen Testaments unverkennbar arme Teufel und unwissend seien und der Versuchung, eine hübsche Summe Geldes mit einer leichten Strafe oder der Chance einer solchen zu erkaufen, nicht widerstehen dürften. Kurzum, Girone wußte diesen Gedanken mit der Sophistik und Beredtsamkeit eines Advokaten so plausibel zu machen, daß der Plan Herrn Voigts einleuchtete und ausführbar erschien. Er hatte schon bei Girone's ersten Andeutungen an den Makler Liebmann als einen passenden Vermittler gedacht; er hatte sich zwar gesagt, daß seine Mündel dieses Vorgehen niemals billigen werde, allein in seiner Entrüstung über die Gegner und in seiner Ungeduld wegen des Ausgangs des Prozesses redete er sich ein, daß gegenüber von Menschen, welche die Fälschung eines Testaments wagten, keine Schonung am Platze und jedes Mittel gerecht sei. So hatte er sich die Namen der drei Zeugen geben lassen und sich wenigstens zu dem Versuche bereit erklärt, einen derartigen Unterhändler aufzutreiben.

Die erste Unterredung, welche Voigts mit Liebmann

über diesen Gegenstand in der behutsamsten Weise hatte, führte zu keinem Resultat. Liebmann hatte Bedenklichkeiten und Zweifel aller Art.

„Nicht, als ob ich die Sache für schwer hielte," sagte er, „denn die Italiener sind habgierig und geldsüchtig, und ein Bursche, welcher sich zu einem solchen falschen Zeugnisse hergiebt, ist Spitzbube genug, um auch seine Auftraggeber um ein gut Stück Geld zu verraten. Aber diese Geschichten sind in Italien gefährlich, mein gnädiger Herr, und wenn es auf mich herauskäme, daß ich dabei die Hand im Spiele gehabt, könnte ich leicht riskieren einen guten Messerstich, der mich machte stumm für alle Zeit. Was hätt' ich dann davon, wenn Sie gäben noch so viel Geld? Was kann einem Manne das Leben ersetzen?"

„Darin haben Sie Recht, Liebmann," erwiderte ihm Voigts. „Ich will Sie auch gar nicht selbst in Gefahr bringen, sondern nur um Rat befragen, ob Sie mir einen geschickten, zuverlässigen Unterhändler verschaffen können. Ich verdoppele nötigenfalls die Summe, welche ich für den Zeugen und den Unterhändler geboten habe, und wenn ich auch nicht leugnen kann, daß sich diese beiden der Gefahr einer Rache aussetzen, so ist es andererseits selbstverständlich, daß diese Gefahr verhältnismäßig verringert wird durch die notwendigen Folgen des geleisteten Zeugnisses, denn begreiflicherweise wird der betreffende Advokat unmittelbar nach dem abgelegten Zeugnis darauf antragen, daß die falschen Zeugen und ihre Anstifter sogleich verhaftet werden. Der Zeuge gegen dieselben muß natürlich auch zum Schein verhaftet werden, allein er wird dann unmittelbar nach Überführung seiner Mitschuldigen entlassen werden, und ich werde ihm alle Mittel an die Hand geben, zu verduften und sich einer möglichen Rache zu entziehen.

Ich dringe nicht in Sie, mir sogleich einen passenden Unterhändler zu bezeichnen; ich gebe Ihnen Bedenkzeit sich auf einen solchen zu besinnen, und vertraue einstweilen dem Worte, womit Sie mir Stillschweigen versprochen haben."

Damit endigte die Unterredung, welche von Voigts' Seiten allerdings ein gewagter Schritt war; allein er glaubte dem Makler vertrauen zu können und bemerkte auch, daß die versprochene Prämie einigen Eindruck auf denselben gemacht hatte. Auch glaubte er keinen Verrat von Liebmann's Seite befürchten zu müssen, denn die Gegenpartei schien ja unter den obwaltenden Umständen nicht in der Lage zu sein, den Verräter zu bezahlen, und vorerst war ja noch nichts geschehen, wodurch Voigts sich strafbar gemacht hätte. Seinem Groll gegen die Anderen und seinem Wunsche, die Gegenpartei eines Verbrechens zu überführen, war kein Opfer zu groß, und die vollendete Thatsache mußte daher auch Cecca am Ende gutheißen. Er fühlte daher keinen Skrupel bei diesem Unternehmen.

Voigts hatte natürlich vorerst dem Makler keinen Namen genannt, allein Liebmann hatte leicht erraten, um welches Testament es sich handle. Es ward ihm nicht schwer, die Namen der Zeugen zu erfahren, welche das kanonische Testament beglaubigt hatten, und er stellte vorerst in aller Heimlichkeit seine Nachforschungen über dieselben an, welche einigermaßen befriedigend ausgefallen sein mochten, denn einige Tage später bat er Voigts durch ein Billet zu sich und eröffnete ihm, daß er einen Mann gefunden zu haben glaube, dem er den Auftrag übergeben könne, den einen der Zeugen zu bearbeiten, welcher sich in mißlichen Verhältnissen befinde. Alles sollte durch Liebmann's Hände gehen, dessen Name aber unter keinen

Umständen genannt werden dürfe. Alles ward nun vereinbart, wie Girone es geplant hatte, und die Mine ward geladen. Voll gespannter Erwartung verbrachte Voigts die nächsten Tage, und ward beinahe unruhig, als er nichts von Liebmann hörte. Endlich am achten Tage aber erhielt er ein Billet von diesem, worin er aufgefordert wurde, sich am folgenden Tage zu einer bestimmten Stunde mit seinem Advokaten auf dem Gericht einzufinden, woselbst die Aussage geleistet werden sollte.

Zur anberaumten Stunde fanden sich Voigts und Girone in dem Gerichtsgebäude ein, wo sie Gaetano Goffo, den Krämer aus dem Dorfe bei Anagni, und sein Weib trafen, welche ihnen einige Zeilen von Liebmann einhändigten. Liebmann bat darin Herrn Voigts, der Gattin des Goffo die Hälfte der bedungenen Summe auszubezahlen, sobald derselbe seine Aussage gemacht und beschworen haben würde; die andere Hälfte sollte dann an Liebmann bezahlt werden, sobald Goffo sein Zeugnis angesichts der beiden Mitschuldigen wiederholt haben würde. Goffo schien ängstlich und scheu, aber sein Weib redete ihm Mut ein und begleitete ihn bis an die Thüre des Richters, vor welchem er aussagen sollte, und bei welchem Signor Girone sich unter dem Vorwande, die Akten einzusehen, aufhalten würde, um so viel wie möglich den Schein einer abgekarteten Sache zu vermeiden. Alles ward nach Abrede ausgeführt; Goffo meldete sich bei dem betreffenden Richter und deponierte: er habe, von seinem Gewissen gedrängt und von seinem Beichtvater aufgefordert, welcher ihm die Absolution verweigere, anzugeben, daß er an einem bestimmten namhaft gemachten Tage von dem Leutpriester Benedetto Rossoli und dem öffentlichen Schreiber Sandro Lema aufgefordert worden sei, mit in die Locanda de l'Italia

zu Anagni zu kommmen, wo ein hübsches Stück Geld auf leichte Weise zu verdienen sei. In einem besonderen Zimmer der Locanda haben sie dann zwei Herren getroffen, welche anscheinend aus Rom gekommen gewesen seien und ihnen auf die freundlichste Weise erklärt haben, daß sie sich je tausend Lire verdienen könnten, wenn sie ihre Namen als Zeugen unter ein Testament setzen und eidlich versprechen würden, künftig genau auszusagen, was man sie nachher auszusagen lernen würde. Er, Gaetano Goffo, habe zwar anfangs Bedenken getragen, so ohne weiteres auf eine Sache einzugehen, die er nicht verstehe, aber der Leutpriester, welcher in den Handel eingeweiht zu sein schien, habe in ihn gedrungen, den leichten Verdienst nicht von der Hand zu weisen, und auch der Schreiber Lema habe ihm geraten, kein Dummkopf zu sein und zu thun, was der Curat und auch er thun würden. Er habe also eingewilligt und dann sei ein Herr in einer violetten Soutane erschienen und habe ihnen eröffnet, er habe sein Testament gemacht und bitte sie, es durch ihre Unterschrift als erbetene Zeugen zu beglaubigen; er sei Monsignore Cosmo de' Salicastri; er, Goffo, meine aber, dieser Monsignore habe dem Meßner von Segni auffallend ähnlich gesehen. Dieser Monsignore habe dann etwas vorgelesen, etwa des Inhalts, daß er sich bewogen sehe, sein Testament zu machen und sie deshalb gebeten habe, seine eigene Unterschrift durch ihre Unterzeichnung zu bestätigen; derselbe habe dann die Feder ergriffen und gethan, wie wenn er das Aktenstück in seinen Händen unterschreibe; allein er, Goffo, möchte darauf schwören, daß er sich nur so gestellt habe, denn die Unterschrift des Monsignore sei schon ganz trocken gewesen, als er nach dem Pfarrer und Lema auch seinen Namen darunter gesetzt habe. Hierauf habe Monsignore ihnen gedankt,

jedem fünf Lire in die Hand gedrückt und das Zimmer verlassen. Einer der römischen Herren aber habe dann die drei Zeugen ganz genau und ausführlich belehrt, wie sie über den Fall aussagen müßten, wenn sie etwa in die Lage kämen, hierüber vernommen zu werden, und als sie dann Handtreue darauf gegeben, dies thun zu wollen, habe man jedem von ihnen zehn ganz neue Scheine à hundert Lire gegeben und eine tüchtige Mahlzeit gereicht, womit sie ganz zufrieden gewesen seien. Er, Goffo, habe sich keinerlei weitere Gedanken darüber gemacht, sondern nach einigen Wochen, als er zu Rom auf dem Gericht hierüber vernommen worden sei, genau das ausgesagt, was ihm eingelernt worden sei. Nun habe er aber seither erfahren, daß der echte Monsignore Cosmo de' Salicastri schon einige Tage zuvor gestorben und seine Leiche nach Rom gebracht worden sei, und seither habe er keine leibliche Ruhe mehr gehabt, sondern sei gekommen, um den Vorfall anzuzeigen und sich vor allen Folgen zu verwahren, welche etwa seine unbedachte Handlungsweise nach sich ziehen könnte. Er sei erbötig diese seine Aussagen auch seinen beiden Mitunterzeichnern gegenüber aufrecht zu erhalten, und wolle selbst bis dahin in Haft bleiben.

Der Richter sah sich nun genötigt, sogleich Verhaftsbefehle gegen Benedetto Rossoli und Sandro Lema zu erlassen, und behielt auch Goffo in Haft, teils um etwaigen Kollusionen vorzubeugen, teils um ihn vor möglichen Racheakten zu sichern. Goffo's Weib erhielt die andre Hälfte des bedungenen Betrags und verschwand vom Schauplatz. Die beiden Mitschuldigen wurden gefänglich eingezogen und verhört, leugneten anfangs hartnäckig, wurden jedoch überführt, da Goffo noch andere Zeugnisse und Beweise beibrachte, versicherten dann ihre Unschuld und ihren guten

Glauben und wollten die beiden Herren aus Rom nicht gekannt haben, mit denen sie damals zu thun gehabt hatten. Als sie wenigstens die Thatsache zugegeben, daß sie und zwar unter den von Goffo erzählten Umständen das Testament unterschrieben und hierüber in dem schwebenden Prozesse nach erhaltener Vorschrift ausgesagt hatten, bezahlte Voigts an Liebmann die dem unbekannten Unterhändler versprochene Summe und die zweite Hälfte von Goffo's Prämie. Voigts und Girone glaubten nun einen wesentlichen Erfolg errungen zu haben und schwelgten im Vorgefühl eines Sieges; allein Voigts glaubte doch am besten zu thun, wenn er vorerst gegen Cecca nichts davon erwähne.

XVI.

An einem heitern Novembertage saß Cecca emsig malend in ihrem Atelier vor ihrer Ansicht des Herrenhauses von Kroich, das nahezu vollendet war, als ihr ein Baron v. Sievers, ein Livländer, gemeldet wurde, einer der wenigen Bekannten, mit welchen Voigts hier und da in Rom umging. Sie wollte ihn nicht abweisen, obschon sie nicht begriff, wie sie zur Ehre seines Besuches kam, da sie ihn kaum vom Sehen kannte. Herr v. Sievers war ein angehender Fünfziger, ein alleinstehender unabhängiger Mann, welcher zu seinem Vergnügen in Rom lebte und die Schätze der antiken und mittelalterlichen Kunst studierte. Ein wehmütiger Ernst in seinen Zügen fiel Cecca auf, noch mehr die kaum verhehlte Gemütsbewegung, welche den weltgewandten Mann einigermaßen um die Motivierung seines Besuchs verlegen machte, bis sie ihm durch freundliches Entgegenkommen seine Befangenheit etwas benahm.

„Sie wissen, gnädige Frau, daß Herr v. Voigts mein Freund ist," sagte er endlich zögernd; „es wird Sie daher nicht befremden, daß ich in seinem Auftrage komme, um Sie zu bitten, mir zu ihm zu folgen."

„Mit Vergnügen, Herr Baron, aber wohin denn?“ fragte Cecca.

„Auf eine Spazierfahrt vor die Porta San Lorenzo, wo er Sie erwartet . . .“

„Barmherziger Gott, was ist geschehen? Ist meinem Vormund ein Unfall zugestoßen?“ rief Cecca ängstlich aufspringend und ließ Palette und Malstock fallen. „Ja, ja, es ist ein Unfall — ich bitte, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir Alles . . . Er war gestern Abend, als er mich verließ, so eigentümlich, so wehmütig zugleich . . . er hatte etwas auf dem Herzen. — Ha, ich errate es — er hat sich duelliert, nicht wahr?“

„Sie haben es erraten, gnädige Frau! aber bitte, beunruhigen Sie sich nicht!“

„Mit wem? o, ich bitte Sie dringend, mit wem hat er sich geschlagen?“

„Mit einem Herrn Alberone . . .“

„Dann ist er tot!“ stieß Cecca voll Entsetzen aus; „o, ich weiß es, wenn diese beiden zusammenstießen, dann mußte einer von ihnen auf dem Platze bleiben! O, meine Ahnung, meine Ahnung!“

„In der That, gnädige Frau, Signor Alberone ist auf dem Platze geblieben; mein Freund aber lebt noch, und ist nur leicht verwundet.“

„Nein, nein! verhehlen Sie mir nichts!“ rief Cecca beschwörend. „Ich fühle, ich ahne es, daß er schwer, ja wohl zum Tode getroffen ist . . . Wäre er nur leicht verwundet, so wäre er hier, um sich von mir verpflegen zu lassen. Er ist also sicher schwer verwundet, nicht wahr? O, bitte, sagen Sie mir alles!“

„Ich kann Sie nur versichern, daß der Arzt, ein junger deutscher Doktor, ihn noch nicht aufgegeben hat,

daß aber Herr v. Voigts Sie recht freundlich bitten läßt, sich zu ihm zu bemühen, weil er Sie noch sehen und Ihnen etwas anvertrauen will, und ich möchte Sie daher bitten . . . mein Wagen wartet unten.“

„Ich werde mich beeilen und im Nu wieder hier sein, Herr Baron! Barmherziger Himmel, ich muß ja stark sein! Und wo liegt mein armer Vormund?“

„In einem Hause beim Ponte Mammolo.“

„O, das ist weit — da ist keine Zeit zu verlieren!“ sagte sie tief erschüttert. Aber ihre Willenskraft zügelte den wilden Schmerz, welcher sie durchwühlte und beinahe zu Boden schmetterte und der so furchtbar war, daß sie nicht einmal Thränen fand, ihr gepreßtes Herz zu erleichtern.

Binnen weniger Minuten hatte sie sich umgekleidet und erschien in einen schwarzen Mantel und Shawl gehüllt. Mit einer leichten Handbewegung bedeutete sie dem Baron stumm, daß sie bereit sei, ihm zu folgen. Mit starrem Blicke und gefalteten Händen lehnte sie in der Wagenecke und schien ganz in ihre Trauer versunken. Erst als sie außer dem Thore und an San Lorenzo fuori le mura waren, wandte sie sich an ihren Begleiter mit der innigen Bitte, ihr mitzuteilen, wie Alles gekommen sei.

„Ich kann Ihnen leider nur das Wenige mitteilen, was Herr v. Voigts mir anvertraut hat,“ sagte Herr v. Sievers. „Sie wissen vielleicht, daß Herr v. Voigts vor etwa acht Tagen, als er eines Abends aus einer Künstlergesellschaft nach Hause ging, unter seiner Hausthüre, Via Felice Nr. 136, zwei Männer traf, welche dem Arbeiterstande anzugehören und in seinem Hause zu wohnen schienen, denn sie baten ihn, sie mit eintreten zu lassen. Kaum aber hatte er sie an sich vorüber gelassen und sich

umgedreht, um die Thüre zu schließen, als er sich an der Kehle gepackt fühlte. Er schlug aber den Angreifer mit dem Hausschlüssel nieder und warf sich auf den Andern, der ihn mit einem Messer angriff. Mit diesem ringend, entriß er ihm im Finstern das Messer, und schleuderte ihn zu Boden, rief um Hilfe und stürmte die Treppe hinan nach seinem Zimmer. Die armen Frauen, bei welchen Herr v. Voigts wohnt, hatten den Lärm und seine Hülferufe gehört, aber sich vor Schreck eingeriegelt. Herr v. Voigts, unerschrocken und voll Geistesgegenwart, wie er ist, stürzte nun auf sein Zimmer, machte Licht und kehrte mit dem Leuchter in der einen und dem Revolver in der andern Hand zurück; aber die Thür stand offen, die Angreifer waren entflohen und hatten nur einen alten Hut zurückgelassen. Herr v. Voigts verschloß die Hausthüre und ging wieder auf sein Zimmer, wo er nun fand, daß er mehrere Stiche in den Rock und Rockkragen erhalten und sich an der Hand verletzt hatte, weil er seinem Angreifer wahrscheinlich in das Messer gegriffen hatte..."

„Davon hat er mir kein Wort gesagt," stammelte Cecca entsetzt.

„Da Herr v. Voigts aber noch Uhr und Börse bei sich vorfand," fuhr Herr v. Sievers fort, „so konnte der Angriff nicht in räuberischer Absicht geschehen, sondern nur das Werk gedungener Mörder sein. So dachte auch die Polizei, welcher er am andern Morgen den Hut übergab und die erforderliche Anzeige machte. Sein Verdacht bezüglich dessen, welcher die Buben gedungen habe, scheint mit ziemlicher Bestimmtheit auf jenen Herrn Alberone gefallen zu sein, welchen er seit mehreren Tagen in verschiedenen Kaffeehäusern aufsuchte. Gestern Vormittag traf er denselben im Café Cavour, Piazza Colonna. Wie er sich

mit Signor Alberone überwarf, weiß ich nicht; aber er ließ sich hinreißen, demselben in Gegenwart einer Anzahl von Offizieren und anderen jungen Herren einen Faustschlag in's Gesicht zu geben. Zwei junge Herren, welche Zeugen des Auftritts gewesen waren, überbrachten Herrn v. Voigts im Laufe des Nachmittags eine Forderung auf Pistolen und er sandte mir durch sie eine Karte, worauf er mich bat, sein Sekundant zu sein, da er die Forderung angenommen habe. Ich eilte zu ihm und fand ihn ruhig und zum Äußersten entschlossen. ‚Ich habe mich hinreißen lassen, lieber Freund,‘ sagte er; ‚qui casse, faut payer. Ich weiß, daß ein Duell unvermeidlich ist und will mich stellen. Ordnen Sie alles an, wie es die Herren verlangen, und geben Sie mir dann Nachricht; ich habe noch notwendig zu schreiben, aber ich treffe Sie um sechs im Café Cadorna. Machen Sie nur, daß der Handel rasch ausgetragen wird, ehe die Polizei dahinter kommt.‘ Er schien diese Begegnung beinahe zu wünschen. So fand dieselbe denn heute früh neun Uhr beim Ponte Mammolo statt. Beide Herren schossen auf eine Entfernung von fünf Schritten, Signor Alberone zuerst und mit bedächtigem Zielen, — einige Sekunden nach seinem Schuß brach er aber, durch die Stirn getroffen, tot zusammen.“

Cecca schauderte und wagte nicht einmal zu fragen, wie und wo Voigts getroffen sei. Leise weinend, das Gesicht mit dem Tuche bedeckend, lag sie in der Wagenecke und flehte zum Himmel um die Gnade, ihren Vormund nur noch lebend treffen zu dürfen, denn so viel war ihr gewiß, daß er zum Tod getroffen sei. Der Kutscher fuhr so schnell, als es nur seine Pferde vermochten. Als der Wagen jenseit des Hohlwegs die Eisenbahn nach Ancona gekreuzt hatte, kam ihm ein anderer Wagen im Schritt

fahrend, entgegen. Ein Offizier der Bersaglieri saß auf dem Bocke und die Wagenfenster waren verhangen. Cecca bemerkte diesen Wagen glücklicherweise nicht, aber Herr v. Sievers erriet dessen Inhalt.

Endlich hielt der Wagen vor einem der Häuser, welche in der Nähe der Trümmer der alten Brücke stehen, und mit wankenden Knieen betrat Cecca am Arme des Baron das kahle Zimmer, worin Voigts auf einem Feldbett lag; der junge deutsche Arzt saß auf einem Stuhl daneben. Voigts hatte die Augen geschlossen, allein der Arzt bedeutete ihr durch eine Geberde, daß er noch lebe, aber daß es schnell mit ihm zu Ende gehe. Cecca's Schluchzen schien ihn zu wecken; er schlug die Augen auf und sah sie wehmütig, aber voll inniger Zärtlichkeit an; der Ausdruck finstrer Entschlossenheit und der Aufbietung der äußersten Willenskraft, die auf seinen bleifarbenen Zügen lag, milderte sich und er legte seine Hand wie segnend auf ihr Haupt, als sie sich über ihn warf.

„Ah, Du bist da, mein Kind? Ich danke Dir," sagte er schwach. „Wir müssen scheiden, Kind. Weine nicht, und mach' mir keine Vorwürfe. Es war mir bestimmt, keines natürlichen Todes zu sterben, denn ich habe eine alte Blutschuld auf dem Gewissen . . . Es geht mit mir zu Ende . . . Nimm aus meinem Rock, der hier auf meinen Füßen liegt, die beiden Päckchen mit wichtigen Papieren; sie sind mein Vermächtnis an Dich; Gott segne Dich! — Cecca, mein Liebling, ich habe noch eine Bitte an Dich: wenn ich tot bin, so verlaß Rom und warte nicht das Ende des Prozesses ab. Geh' nach Deutschland, zu Bella! Hier droht Dir Gefahr, die ich vielleicht heraufbeschwor . . . Verzichte auf keines Deiner Rechte, ge-

lobe mir's, aber geh' nach Deutschland, denn hier umringen Dich Feinde ... Versprich mir's!"

Sie gelobte es ihm und klagte sich an, daß sie die Ursache seines Todes sei, aber er schüttelte wehmütig lächelnd den Kopf. „Nicht doch, Liebe! Der Mensch macht sich selbst sein Schicksal! Mein wilder Sinn, mein heißes Blut haben mir mein Geschick bereitet! Gedenke mein, Liebe, wenn ich nicht mehr bin, gedenke meiner mit Nachsicht, und bewahre diese Papiere wohl ..."

Seine Stimme erlosch, und der Schmerz, den er seither mit Aufgebot seiner ganzen Willenskraft verbissen hatte, übermannte ihn; seine Besinnung schwand und gegen Mitternacht starb er, nachdem ihn noch der Mönch aus der benachbarten Josephskapelle mit den Sterbesakramenten versehen hatte. Ohne Schmerz und Bewußtsein schied er aus diesem Leben, worin ihm so wenig Freuden gelächelt hatten. —

Der Maler Barth, Baron Sievers und Don Girone standen Cecca in diesen Prüfungstagen treu zur Seite. Nachdem die teure Leiche zur Stadt gebracht und von seiner Wohnung aus auf dem deutschen Friedhof hinter dem Vatikan zur ewigen Ruhe gebettet worden war, hielt Cecca nichts mehr in Rom. Sie hatte aus den hinterlassenen Papieren des Toten die letzten Phasen ihres Prozesses erfahren, wie man Gaetano Goffo zum Angeber gewonnen hatte, wie dieser nach der Entlassung aus dem Gefängnis Morgens mit neun Dolchstichen in der Brust als Leiche gefunden worden, wie Benedetto Rossoli und Sandro Lema eines Morgens aus der Untersuchungshaft entwischt waren, ohne die Leute genannt zu haben, von denen sie zu jener Fälschung gedungen worden waren, und wie sich eines Tages ergeben hatte, daß aus der Kanzlei

des Untersuchungsrichters alle jene Akten und Protokolle gestohlen worden waren, welche die Nachweise über die Fälschung des kanonischen Testaments enthielten. „Ich kann mir“, hatte Voigts in seinen Aufzeichnungen hierzu bemerkt, „nichts Anderes denken, als daß wir einer verbündeten Verbrecherbande, ähnlich der sizilianischen Maffia, gegenüberstehen, welche zur Erreichung ihrer frevlen Zwecke kein Mittel scheut.“ Darum kann ich nur wünschen, daß es mir vergönnt werde, wenigstens eines der Häupter derselben aus der Welt zu schaffen, — den Elenden, welcher Deinen Ruf zu beschmutzen wagte, mein Kind. Und nun ist meine dringende Bitte, liebe Cecca, bring' Dich selbst in Sicherheit vor dieser ruchlosen Bande!“

Als sie darüber mit Don Girone sprach, zuckte dieser bedeutsam die Achseln, billigte aber ihren Entschluß, vorerst nach Deutschland zurückzukehren, und versprach, daß trotzdem ihre Interessen nicht darunter leiden sollten; er setze seine Ehre darein, diesen Prozeß zu gewinnen, ihr zu ihrem Rechte zu verhelfen und das Gewebe von Trug und Niedertracht zu zerreißen, welches gegen sie gesponnen worden sei; oder aber, wie er vorsichtig hinzusetzte, im gelegenen Augenblicke den Prozeß durch einen vorteilhaften Vergleich zu beendigen. Cecca erwiderte ihm, daß sie ihm vollkommen freie Hand in der Führung des Prozesses lasse, da sie denselben nur gezwungen und auf den dringenden Wunsch ihres Vormundes fortführe und sich wenig Hoffnung auf Erfolg mache.

„Ich gedenke vorerst Rom zu verlassen“, setzte sie dann hinzu, — „nicht aus Furcht für mein Leben oder meine persönliche Sicherheit, denn ich habe ein gutes Gewissen, habe niemanden wissentlich etwas zu Leide gethan, und liebe den Frieden. Allein neben den freundlichen und

tröstlichen Erinnerungen, die mir, Gott sei Dank! die früheren Jahre meines hiesigen Aufenthaltes bieten, gähnen mich nur die Gräber von vier Menschen an, welche zu meinen edelsten und besten Freunden gehören, mahnen mich an meinen Verlust und an meine Verlassenheit, und steigern noch das drückende Gefühl meines zwecklosen müßigen Daseins. Ich will fort, um mir anderwärts einen nützlichen Wirkungskreis zu suchen."

Don Girone nickte mit höflicher Zustimmung, allein er begriff sie nicht, er hielt sie für eine verrückte deutsche Träumerin, denn wie konnte sie über Verlassenheit klagen, da sie gewissermaßen nur die Hand auszustrecken brauchte, um fünfzig Freier zu bekommen, welche die reizende junge Wittwe mit der Aussicht auf die bedeutende Erbschaft auf der Stelle geheiratet haben würden. Welche Halbnarren, diese Deutsche! dachte er.

Allein Cecca's Entschluß stand fest: fort von Rom! Aus den hinterlassenen Papieren Voigts ersah sie zunächst, daß er ihr sein eigenes bescheidenes Vermögen vererbt, daß er ihr kleines Erbe von Vater Meyer und die Schenkung von Tante Teresa und Onkel Cosmo in guten sichern Papieren angelegt und diese dem Bankhause Nast in Verwahrung gegeben hatte und ihr riet, sie vorerst in dessen Verwahrung zu belassen. Sie erfuhr jetzt erst, und zwar beinahe mit mehr Schreck als Freude, wie reich sie war und welche bedeutende Jahresrente zu ihrer Verfügung stand, welche sie, wie ihr Herr Nast eröffnete, in beliebigen Beträgen und an jedem Orte beziehen könne, zu welchem Behufe er ihr ein Checkbuch einhändigte und sie über dessen Gebrauch belehrte.

Sobald Cecca diese unerläßlichen Geschäfte besorgt hatte und ihre wahre Lage kannte, traf sie ihre Vorbe-

reitungen zur Reise, welche sie, dem nahenden Winter zum Trotz, baldigst antreten wollte. Ein günstiger Zufall führte ihr eine Reisegefährtin zu: eine Deutsche, welche nur wenige Jahre älter als sie und die Wittwe eines talentvollen Bildhauers war, welcher vor einigen Monaten dem Fieber erlegen, nun draußen auf dem protestantischen Kirchhofe bei der Cästius-Pyramide ruhte und seine Wittwe zwar kinderlos, aber in beschränkten Verhältnissen zurückgelassen hatte. Frau Emma Faber wollte nach Deutschland zurückkehren, um sich dort irgend eine dienende Stellung zu suchen; sie war hübsch, sanguinisch, lebhaft, gebildet und von anständiger Familie; sie hatte sich in der deutschen Künstlerkolonie in Rom der allgemeinsten Achtung und des besten Rufes erfreut; das Barth'sche Ehepaar, das dem verstorbenen Faber längst befreundet gewesen war, hatte sie Cecca empfohlen, und so hatte diese, welcher Frau Faber gefiel und Vertrauen erweckte, kein Bedenken getragen, sie als Reisebegleiterin und Duenna anzunehmen und mit ihr die Heimreise anzutreten. Zu dieser Reise ließ sich Cecca Zeit, denn sie wollte auch die größeren und bedeutenderen Städte Norditaliens: Florenz, Bologna, Venedig, Verona, Mailand 2c. kennen lernen, um sich zu zerstreuen. Sie reiste unter dem Namen einer Gräfin Francesca von Wernau, denn sie hatte unter den Papieren Voigts' den Paß gefunden, welchen dieser vor Jahr und Tag in Rom für sie hatte ausstellen lassen und der sie der Mühe enthob, einen neuen zu erwerben.

XVII.

Von Mailand war Cecca über Nizza und Lyon nach Genf gereist, um den herrlichen Lemanersee, wenn auch im Winter kennen zu lernen. Genf selbst gefiel ihr nicht, und als Frau Faber eines Tags einen Ausflug nach Lausanne machte, um dort eine Verwandte aufzusuchen, begleitete Cecca ihre Gefährtin dorthin und gefiel sich in der herrlich gelegenen, angenehmen Hauptstadt des Waadtlandes so gut, daß sie hier einige Wochen zu verweilen beschloß. Im Hotel du Faucon fand Cecca behagliche Zimmer mit der herrlichsten Aussicht über den See und in die Savoyer Alpen hinein, und jene Stille und Ruhe, welcher sie sehr bedurfte. Sie mußte sich sammeln und mit dem treuen Freunde beschäftigen, den sie jüngst verloren und der ihr seine Aufzeichnungen und alle seine Papiere hinterlassen hatte. Diese zu ordnen und zu studieren war nun ihr nächstes Anliegen. Frau Faber genirte sie nicht, denn sie überließ mit vielem Takte Cecca, die ihr mehr eine Freundin wie eine Herrin war, der Einsamkeit, wenn diese allein zu sein wünschte, und fand in der Familie ihrer Verwandten Ansprache und Anregung, oder leistete Cecca Gesellschaft, wenn diese sie wünschte.

Unter den hinterlassenen Papieren von Voigts fand Cecca auch eine Autobiographie ihres Vormundes, welche dieser eigens für sie niedergeschrieben, wie er in der Widmung bemerkt hatte, damit sie ihn auch ganz kennen lerne und erfahre, wie er wirklich gewesen und wie er der düstere, scheue Menschenfeind geworden sei. Er wolle sich selbst und sein Leben und Wesen ihr offen schildern, damit sie ihn nicht idealisiere, sondern er wolle ihr menschlich nahe treten mit allen seinen Fehlern und Schwächen. So erfuhr sie denn, was unsere Leser bereits von ihm wissen, daß er ein Graf Dumoulin oder von der Mühl war, daß er im österreichischen Heere gedient hatte, seine Ehe mit Valeska Lenski, deren Schönheit ihn geblendet hatte, das tragische Ende seiner Ehe, seine Flucht aus Österreich, sein Militärdienst in Rußland, seine späteren Reisen, seine Heimkehr, seine Niederlassung in Kroich, seine Beziehungen zu Theobald v. Neuhaus und zu dem alten Meyer und das Zusammenleben mit diesem und ihr. Was sie aber jetzt zum ersten Mal erfuhr, das war die leidenschaftliche Liebe des gereiften Mannes zu ihr, die eher eine Fata Morgana als ein glühender Sonnenuntergang an seinem Lebensabend und deren er sich gewissermaßen erst in dem Augenblicke bewußt geworden war, als Theobald v. Neuhaus als sein Rival auftrat. Cecca lernte diese leidenschaftliche Liebe und den gewaltigen Kampf seines Wollens und seiner Vernunft mit seiner Neigung aus Voigts' Tagebuch und seinen Gedichten aus jener Zeit kennen; sie erfuhr seine Eifersucht auf Theobald, seinen Groll gegen diesen nach ihrer Flucht und den tötlichen Haß, welcher nach dem Blut des früheren Freundes gelechzt hatte, als er erfahren, wie Theobald's Handlungsweise scheinbar die so grausam Verratene in den Tod getrieben. Voigts gestand

nun offen, daß er aus Selbstsucht Neuhaus jede Kunde von ihrem Leben vorenthalten habe, um der Möglichkeit vorzubeugen, sie wieder mit ihm ausgesöhnt und ihm folgend zu sehen. Sie erfuhr auch, daß Onkel Cosmo offenbar in selbstsüchtiger Absicht, um die liebgewonnene Nichte nicht zu verlieren, keine Schritte gethan habe, um Cecca's Rechte an ihren Vater und ihren Gatten geltend zu machen, nur um sie allein zu besitzen u. dergl. m.

Dies waren Eröffnungen, welche Cecca nicht sehr erbauten. Daß auch diese beiden Männer, Voigts und Onkel Cosmo, welche sie so hochhielt und mit einer an Ehrfurcht grenzenden Liebe und Dankbarkeit verehrte, so eigennützig und selbstsüchtig gewesen sein sollten, wie sie nun erfuhr, das erschütterte ihren Glauben an die Menschheit gewaltig. Wenn diese beiden teuren Freunde solche Egoisten waren, was sollte sie dann von Fernerstehenden erwarten? Machte dies nicht alles erklärlich, was sie seither von den Menschen Böses und Feindseliges erfahren hatte? Die Anfeindungen vonseiten Nibbiolo's, Alberone's und der übrigen Seitenverwandten der Salicastri, den Prozeß, welche ihre Schwägerin Marcelline oder deren Gatte gegen sie anstrengten, die Pläne der Familie d'Hailly, ja selbst die Handlungsweise ihres eigenen Vaters? Wie verhältnismäßig wenige ganz uneigennützige Menschen hatte sie kennen gelernt außer dem Viard'schen Ehepaare, und war sie selbst denn wirklich dankbar und uneigennützig gegen diese gewesen? Hatte sie je seither daran gedacht, diesen armen Leuten die große Schuld abzutragen, deren sie sich gegen dieselben bewußt war? Nein, seit Jahren kannte sie deren Schicksal, deren Aufenthalt nicht mehr, denn der Briefwechsel mit ihnen war eingeschlafen. Demütig und reuig schlug sie sich an die Brust und sagte

sich: Auch ich bin nicht besser als die Anderen, denn ich habe mich seit Jahren nicht darum bekümmert, was aus den Viards und ihren Kindern geworden ist, ob sie nicht Unglück gehabt haben in ihrem gefährlichen und prekären Erwerb, ob sie nicht Mangel leiden und ihre Kinder darben sehen; und sie that sogleich Schritte, um ihren Aufenthalt zu ermitteln . . .

Auch an Bella v. Neuhaus dachte sie, der sie noch von Rom aus die Ansicht vom Kroicher Herrenhause zugeschickt hatte, und von der sie seither ohne Nachricht geblieben war. Bella war ja ebenfalls uneigennützig freundlich und voll Wohlwollen gegen sie gewesen und sie schrieb daher sogleich an sie, um den unterbrochenen Briefwechsel wieder zu beleben.

So wurden diese Wochen der Ruhe und Sammlung für Cecca selbst wohlthätig. Die Erkenntnis ihrer eigenen menschlichen Unvollkommenheit bewahrte sie in gleicher Weise vor Selbstgerechtigkeit, Dünkel und Selbstüberhebung, wie vor Bitterkeit gegen die Menschen. Sie fand es an Voigts und am Oheim Cosmo einigermaßen erklärlich, daß diese in ihrer Neigung für sie selbstsüchtig gewesen waren, und verzieh ihnen um so mehr, als sie aus Beider hinterlassenen Papieren ersah, welch' redliche Mühe sie sich gegeben hatten, um für sie zu sorgen. Ja, das redliche Bemühen Voigts', lieber die Menschen zu fliehen als zu hassen, weil er sie so gut kannte, und bittere Erfahrungen und Erinnerungen über nützlicher Thätigkeit zu vergessen, versöhnte sie vollkommen mit Voigts. Seine hinterlassenen Manuskripte über seine Reisen und naturwissenschaftlichen Forschungen, welche er nur aus Bescheidenheit und Mißtrauen in seine eigene Kraft nicht mehr im Druck hatte erscheinen lassen, bezeugten ihr, wie beeifert er gewesen

war, sich über ernster, gemeinnütziger Thätigkeit zu vergessen.

So waren ihr einige Wochen in dieser selbstgewählten Einsamkeit vergangen, als sie einen Brief von Dr. Holzhagen erhielt, welchem sie die Veränderung ihres Wohnortes angezeigt hatte. Er meldete ihr, daß er in erster Instanz den Prozeß gegen Herrn v. Bolitz gewonnen, dieser aber den Rekurs ergriffen habe, obwohl er nach der ganzen Sachlage wohl auch in den höheren Instanzen keine Aussicht auf Erfolg haben werde.

„Einer der Hauptgründe, worauf der Anwalt des Herrn v. Bolitz seine Anfechtung stützen will, nämlich daß Sie, gnädige Frau, vom Herrn Grafen v. Wernau niemals als Tochter anerkannt worden seien, ist hinfällig geworden, denn ich habe Ihnen die erschütternde Kunde mitzuteilen, daß Se. Exzellenz Graf Alfred v. Wernau vor einigen Tagen eines jähen Todes verstorben ist. Ich habe bereits, obwohl ihr Prozeß gegen den genannten Herrn noch schwebt, bei den betreffenden Gerichten die nötigen Schritte gethan, um Ihre Ansprüche geltend zu machen und möchte Sie dringend bitten, gnädige Frau, so bald als möglich hier einzutreffen, damit wir die Gelegenheit wahrnehmen können, Ihren beiden Schwestern Vergleichs-Vorschläge zu machen und die ganze Angelegenheit auf gütlichem Wege zu erledigen, wobei ich ganz in Ihrem Sinne und im wohlverstandenen Interesse der Gegenpartei zu handeln glaube und mit der Begründung Ihrer Ansprüche durchzudringen hoffe . . ."

„Neuer Kampf! neue Unruhe!" seufzte Cecca, als sie diesen Brief gelesen hatte, denn sie sah sich wie aus einem kurzen friedlichen Traume jäh geweckt und in Zank und Hader hineingeworfen. Der Tod ihres Vaters erschütterte

sie wider Willen, obwohl ihr derselbe ja niemals Liebe und Vertrauen eingeflößt hatte; allein er war ja doch ihr Vater und mit ihm hatte sie nicht nur den letzten Blutsverwandten, sondern auch die Hoffnung verloren, mit der sie sich bisher immer insgeheim geschmeichelt hatte, sich mit ihm auszusöhnen und ihm beweisen zu können, daß sie trotz alledem seine liebreiche gehorsame Tochter sein wolle. Sie hatte sich vorgenommen, ihm um ihrer teuren niegekannten Mutter willen einige Zuneigung abzugewinnen, ihm zu beweisen, daß sie es nicht eigennützig und habsüchtig auf sein Vermögen abgesehen habe, sondern nur nach seinem Segen verlange, der ihrem Dasein die Weihe gebe und den Fluch aufhebe, welcher seitdem scheinbar auf ihrem Leben lag, obwohl sie sich keiner Schuld bewußt war. Dies war ein idealer Zug von ihr, der aus ihrer Herzensgüte und ihrem edlen, warmen Gefühl entsprang.

Indessen mußte sie zunächst der Vorladung ihres Advokaten Folge leisten, und zu dem Verlangen, Näheres über den Tod ihres Vaters zu erfahren, gesellte sich noch die Neugierde, wie ihre Schwestern und Gertha, denen sie doch im Grunde keine Fremde mehr war, sich ihr gegenüber verhalten würden. Sie packte daher ihre Koffer und reiste über Bern und Basel nach Deutschland zurück. In Karlsruhe angekommen, konnte sie es sich aber nicht versagen, dem tiefen Winter zum Trotz, einen Abstecher nach Wildbad zu machen und das Grab ihres Gatten zu besuchen. Hatte ihr Ehestand auch nur einem kurzen glücklichen Traum geglichen und dann die erschütterndsten Prüfungen über sie verhängt, so stand doch Theobald's Bild jetzt geläutert und gesühnt vor ihrer Erinnerung und sie betrauerte ihn aufrichtig. Der kleine Friedhof am Hügelhang lag unter fußtiefem Schnee begraben und sie

hatte Mühe, den Hügel wiederzufinden, welcher ihres Gatten irdische Hülle deckte; aber tiefbewegt betete sie auf seinem Grabe und machte sich Vorwürfe, daß nur ein einfaches hölzernes Kreuz und kein noch so bescheidenes Denkmal diese Stätte bezeichnete. Dann kehrte sie mit dem Bewußtsein, eine Pflicht erfüllt zu haben, nach Karlsruhe zurück und setzte ihre Reise fort.

* * *

Nach der Ankunft in der Provinzial-Hauptstadt galt Cecca's erster Besuch dem Dr. Holzhagen, welcher ihr mit der größten Artigkeit und Dienstbeflissenheit entgegen kam, und kein Auge von ihr abwenden konnte, denn obwohl er sie nur in den düsteren Trauerkleidern wiedersah, welche sie um Voigts trug, glaubte er doch kein schöneres Weib gesehen zu haben. Ihre herrliche Gestalt voll Ebenmaaß und Geschmeidigkeit, ihre edlen Züge voll Intelligenz und Beweglichkeit, die wunderbar tiefen und leuchtenden braunen Augen, die Anmut und Würde ihrer Gestalt, ihre lebendige Rede, der sympathische Wohlklang ihres herrlichen Organs, ihr prächtiges braunrotes, ja dunkelrotes Haar mit den goldenen Lichtern, die darin spielten, machten sie zu einer königlichen Erscheinung von seltenem Zauber. Nachdem er ihr seinen Bericht über den Stand ihres Prozesses mündlich vervollständigt hatte, bat sie ihn um nähere Nachricht über den Tod ihres Vaters. Holzhagen wurde unwillkürlich ernst und berichtete nur kurz, der Graf sei an dem und dem Tage in der Bezirksstadt plötzlich gestorben, man habe ihn am Morgen tot gefunden.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor," sagte Cecca; „aber mir ist, als ob Sie mir etwas verheimlichen wollten. Was

es auch immer sei, ich bitte Sie dringend, sagen Sie mir alles, alles; ich möchte klar sehen!"

„So haben Sie also wohl schon gerüchtweise gehört, gnädige Frau, was ich Ihnen ersparen möchte."

„Gerüchtweise? ersparen?" wiederholte Cecca betreten, aber fest. „Ich habe nichts gehört, aber Sie spannen meine Neugier auf die Folter. Ich bitte Sie dringend, schonen Sie mich nicht, — geben Sie mir die volle Wahrheit!"

„Nun denn, gnädige Frau, wenn Sie es befehlen, will ich Sie mit dem vertraut machen, was ja ohnedem in jedermanns Munde ist, obwohl es mir lieber wäre, wenn Sie es aus einer anderen Quelle erfahren hätten," sagte Holzhagen und erzählte ihr nun in schonender Weise folgendes. Nachdem er sich den ganzen Sommer über die ganze Sachlage genau informiert, hatte er seine Wirksamkeit damit begonnen, daß er dem Grafen durch dessen Geschäftsmann eine Schrift zustellte, worin er ihn benachrichtigte, daß er beauftragt sei, über diese und diese Punkte mit gerichtlicher Klage gegen ihn vorzugehen, wofern er nicht Frau Francesca verw. Freiin v. Neuhaus-Kroich als seine und der verewigten Margherita dei Salicastri eheliche und rechtmäßige Tochter binnen eines bestimmten Termins anerkenne, und dem Grafen den Vorschlag machte, den ganzen Handel lieber auf gütlichem Wege auszugleichen, als den Anwalt zu zwingen, mit all seinem Beweismaterial in gerichtlicher Klage gegen ihn vorzugehen. Der bestimmte Termin war aber verstrichen, ohne daß der Graf eine Erklärung abgegeben hatte, obwohl Holzhagen die bestimmteste Versicherung des gräflichen Geschäftsmannes hatte, daß seine Zuschrift an den Grafen abgegangen sei. Daraufhin hatte Holzhagen seine Klage bei dem zuständigen Gerichte

eingereicht und der Prozeß war instruiert worden und bis zu dem Punkte gediehen, wo der Instruktionsrichter den Beklagten selbst über die verschiedenen Klagepunkte hören und seine Erklärung über die Echtheit der vorgelegten Dokumente und Beweismittel abgeben mußte. Dem Grafen waren zweimal Termine zu seiner Vernehmung bestimmt worden, aber er war nicht erschienen. Da ward ihm ein dritter, unstreckbarer Termin gegeben, mit dem Bedeuten, daß sein Nichterscheinen mit einer Ungehorsamsstrafe gerügt und als ein Geständnis betrachtet werden müsse, daß er die Wahrheit der Klagepunkte und die Echtheit und volle Beweiskraft der von klägerischer Seite vorgelegten Urkunden anerkenne. Diese Vorladung war dem Grafen durch einen Expreßboten nach Gimmelborn geschickt worden, wo der Graf, wie der Instruktionsrichter erfahren hatte, sich seit einigen Tagen in aller Stille aufhielt. Nun konnte Graf Wernau nicht mehr ausweichen, erschien vor Gericht und leugnete alles, wie sein Anwalt auf seinen Befehl schon zuvor gethan hatte, und erklärte alle ihm vorgelegten Schriftstücke und sogar seine eigenen Briefe an seine erste Gattin für gefälscht. Allein das sollte ihm nichts helfen, denn der Instruktionsrichter erklärte ihm nun, daß dieses einfache Verleugnen nicht genüge, sondern daß der Graf dies eidlich bestätigen müsse, wozu er ihm vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit geben wolle, damit er sich's genau überlegen und über die Bedeutung des zu leistenden Eides nachdenken könne, denn des Grafen verstörtes und unsicheres Wesen hatte den Richter an der momentanen vollkommenen geistigen Klarheit und Zurechnungsfähigkeit des Grafen zweifeln gemacht. Graf Wernau hatte dann noch eine Unterredung mit seinem Anwalt, einem der geschicktesten Advokaten der Provinz, über die Chancen seines Prozesses

gehabt, und die etwaigen Folgen seines Eides und war in seinen Gasthof zurückgekehrt, wo er sich auf sein Zimmer zurückzog, in welchem man ihn noch bis tief in die Nacht unruhig auf und nieder gehen hörte. Als er am andern Morgen oder Vormittag nichts hören ließ und sein Diener auf sein Pochen keine Antwort erhielt, drang man mit Gewalt in sein Zimmer und fand ihn tot.“

„Tot?“ wiederholte Cecca mit einem ängstlich forschendem Blicke. „Und eines natürlichen Todes gestorben? Ihre Erzählung nötigt mir diese bange Frage ab, die in meinem Munde vielleicht lieblos klingen mag, aber eine Ahnung . . .“

„Genaues hab' ich darüber nicht erfahren, gnädige Frau,“ versetzte Holzhagen achselzuckend; „aber man munkelt — ich bitte zu bemerken, daß ich nur ein Gerücht wiederhole und nur auf Ihr ausdrückliches Verlangen — man munkelt, er sei — sei durch eigene Hand gestorben, an einem Fensterriegel hängend.“

Mit einem Schrei schlug Cecca beide Hände vor's Gesicht und sank in sich zusammen. Ihr krampfhaftes Schluchzen allein unterbrach die peinliche Stille. Erst nach einer Weile richtete sie sich wieder auf, bleich und verstört, in wirklichem tiefem Schmerze.

„Das ist fürchterlich! Gott sei seiner Seele gnädig! Er war ja trotz alledem mein Vater! O, schrecklich, schrecklich! — — Und was nun?“ fragte sie nach einer langen Pause.

„Der Graf hat den angesonnenen Eid nicht geleistet, und der Grund davon liegt auf der Hand,“ versetzte Herr Holzhagen. „Der Prozeß ist somit gewonnen, wenn ihn die Erben, d. h. die beiden Töchter aus zweiter Ehe, nicht

fortsetzen. Es erscheint mir als eine Pflicht der Humanität und des Taktes, die Gräfin Rubion und die Baronin Rauhenfels zu einer Besprechung einzuladen und einen gütlichen Vergleich zu suchen, falls Sie damit einverstanden sind, gnädige Frau."

„Gewiß, gewiß, bin ich damit einverstanden, Herr Doktor," erwiderte Cecca. „Es sind meine Schwestern und ich würde es für eine Sünde und eine Lieblosigkeit halten, wenn ich mich ihnen nicht in freundlicher, schwesterlicher Weise nähern würde, ehe ich andere Schritte thue. Und sie werden nachgeben und mich anerkennen, schon um das Andenken unseres Vaters willen werden sie mich nicht zurückstoßen, noch mir das verweigern, was unser Vater mir entzogen hat. Glauben Sie nicht auch, Herr Doktor?"

„Ich hoffe und wünsche es von Herzen, gnädige Frau."

„Dann bitte ich Sie recht dringend, das Nötige zu einer derartigen Begegnung einzuleiten," sagte sie und stand vom Stuhle auf, denn sie sehnte sich nach Einsamkeit, um diese neuen Erlebnisse ruhiger zu überdenken und sich zu eigen zu machen, und sie konnte kaum daran denken. „Ach, noch eins, Herr Doktor," setzte sie dann hinzu, als sie sich schon der Thür genähert hatte, und wandte sich rasch nach ihm um; „ich reise mit einem Passe, welchen mein Vormund mir früher ausstellen ließ, als eine Comtesse Wernau. Halten Sie dies für . . . für passend, für schicklich?"

„Vollkommen, gnädige Frau; Sie haben auf dieses Prädikat vollen Anspruch, und ich kann es nur billigen, wenn Sie dasselbe betonen und in dieser Eigenschaft auftreten."

„Es war nicht meine Wahl, sondern die meines Vormundes, und meine Abreise aus Rom war eine solch' eilige, daß ich nicht mehr Zeit fand, mir einen neuen Paß zu verschaffen."

„So behalten Sie diesen Namen bei, den Ihnen niemand wird bestreiten können, gnädige Frau.“ —

Cecca vermochte sich des Gedankens nicht zu entschlagen, daß Graf Wernau nur darum den Tod gesucht, weil er, in die Enge getrieben, es nicht über sich gewonnen habe, seine sittliche Schuld noch durch einen Meineid zu vermehren. Sie bedauerte den verblendeten, stolzen Mann, welcher durch ein einziges Wort eine Glückliche zu machen und eine dankbare Tochter zu gewinnen vermocht hätte. Eine erste Unwahrheit ist immer die Mutter vieler anderer, und jede Schuld rächt sich schon auf Erden. Hätte der Graf sie damals in Kroich als Tochter anerkannt und ihr nur einen Schatten von väterlicher Liebe gezeigt, so würde sie ja mit Freuden auf Namen, Stand und Erbe verzichtet und sich damit begnügt haben, die Gattin Theobald's zu sein! Wie viel Leid und Sorge wäre damit ihr und dem Vater erspart worden.

Als sie in ihr Hotel zurückkehrte, fühlte sie sich gedrungen, an Alma und Gertha einen schwesterlich-freundlichen Brief zu schreiben und ihrem eigenen Schmerz um den Tod des Vaters Worte zu leihen, welche aus ihrem innersten Herzen kamen. Sie wollte den Schwestern damit einen Beweis ihrer freundlichen Gesinnung geben und die Schritte ihres Anwalts gleichsam einleiten. Beide Damen sollten ja in Gimmelborn anwesend sein. Sie sandte die Briefe ab, erhielt aber keine Antwort.

XVIII.

Dr. Holzhagen hatte es für angemessen erachtet, das zuständige Gericht zu bitten, daß es die beiden Töchter zweiter Ehe des Grafen Wernau nebst ihren Gatten zu diesem Akte einlade, welcher den Charakter eines Sühneversuchs haben und dazu dienen konnte, einen langwierigen und peinlichen Prozeß aus der Welt zu schaffen, der unfehlbar Aufsehen erregen und Ärgernis veranlassen mußte. Der Gerichtsvorstand war deshalb damit einverstanden gewesen und hatte die angesonnenen Vorladungen erlassen und den Termin bestimmt. Cecca reiste mit Frau Faber und Dr. Holzhagen nach der Bezirksstadt. Ihre Reise war die weitere und mühsamere, aber sie brachte gern dieses Opfer. Sie war von Wohlwollen gegen die Schwestern erfüllt, sie wollte ihnen freundlich, vertrauensvoll und schwesterlich entgegen kommen, wollte um ihre Anerkennung werben, anstatt sie zu fordern; sie sprach davon unterwegs offen und in dem frohen Vorgefühl, daß nach jenem erschütternden Ereignis Alma und Gertha es ihr nur danken würden, wenn sie die Hand zum Frieden biete. Frau Faber unterstützte sie mit ihrer sanguinischen Lebhaftigkeit, und Dr. Holzhagen sprach die Hoffnung aus,

daß sich die Begegnung so endigen werde, obwohl er vielleicht an ein solches Resultat nicht glaubte.

Am anberaumten Tage erschienen Cecca und ihr Anwalt zuerst auf der Kanzlei des Gerichtsvorstands, welcher die Klägerin mit einer stillen Bewunderung betrachtete. Cecca war unbefangen, heiter, von dem frohen Vorgefühl bewegt, daß es ihr gelingen werde, in den Schwestern eine sympathische Saite anzuschlagen; sie plauderte naiv mit dem Gerichtsvorstand, welcher sich wunderte, in der vollendet schönen Frau ein beinahe kindliches Gemüt zu finden. Endlich rollten zwei Wagen heran und gleich darauf rauschten Alma und Gertha in schwerer Seide in's Zimmer, begleitet von ihren Gatten und zwei Anwälten. Cecca ging ihnen freundlich entgegen, um sie zu begrüßen; aber die Überraschung war gegenseitig. Alma und Gertha hatten vielleicht das hagere, etwas ungelenke Landmädchen mit dem krausen roten Haar in dem Kattunkleidchen in der Erinnerung, welches sie damals in Spaa gesehen und geringschätzig betrachtet hatten, und nun stand ihm die augenfällige Erscheinung einer vollendeten Weltdame in einfacher, aber eleganter und, so weit man dies von Trauergewändern zu sagen vermag, in geschmackvoller Toilette gegenüber, deren Identität mit dem Gärtnermädchen von ehedem nur das rote Haar verriet; ein bitterer Neid über diese günstige Erscheinung gesellte sich zu den abgünstigen Gefühlen, welche sie gegen den Eindringling in ihre Familie und ihr Vermögen hegten, und mit kalter niederschmetternder Mißachtung gingen sie an Cecca vorüber, ohne sie eines weiteren Blickes mehr zu würdigen, und stellten sich dem Gerichtsvorstande vor.

Cecca wechselte vor innerer Aufregung die Farbe, trat nun auch zurück und betrachtete forschend die beiden

Schwestern. Alma, die nunmehrige Gräfin Rubion, war lang, hager, knochig, bleich, blond, mit nichtssagenden, etwas unregelmäßigen, unsympathischen Zügen, kalt blickenden Augen und einem Ausdruck eisigen abweisenden Stolzes in dem seelenlosen Gesicht; die schwarzen Gewänder ließen sie noch hagerer erscheinen, trotz aller Eleganz der Toilette. Gertha dagegen war untersetzt, wohlgenährt, brunett und etwas lebhafter, aber ebenfalls unschön, mit lebhaften, aber ebenfalls stolzblickenden Augen unter dichten, dunklen Brauen und einem harten Zug um Mund und Kinn. Graf Rubion war ein unbedeutender mittelgroßer Mann von eleganter Kleidung und aristokratischem Selbstgefühl, dessen Blick jedem Fremden ein warnendes abweisendes „Rühre mich nicht an“, zuzuwerfen schien. Baron Leo v. Rauhenfels, Gertha's Gatte, war ein sogen. „schöner Mann“, kräftig gebaut, mit Neigung zum Embonpoint, leichtsinnigen, verschmitzten Äuglein und einem stereotypen, grinsenden Lächeln um den Mund. Er wiegte sich mit militärisch-strammer Haltung etwas kokett in den Hüften, und schien seiner eleganten Zivilkleidung nicht gewohnt zu sein. Eine kurze Musterung dieser vier Persönlichkeiten und der beiden Advokaten genügte Cecca, um sich zu vergewissern, daß ihre Hoffnungen auf irgend welche freundliche Beziehungen zu den beiden Schwestern erfolglos seien, und eine schmerzliche Wehmut und Enttäuschung erfüllte sie. Die Verhandlung begann nun mit einer Ansprache des Gerichtsvorstandes, welcher erklärte, daß er auf Antrag des Herrn Dr. Holzhagen, als Vertreter der Comtesse Francesca v. Wernau, verehelichten Freifrau v. Neuhaus-Kroich, die beiden Damen, Gräfin Rubion und Baronin v. Rauhenfels, nebst deren Gatten eingeladen habe, um einen möglichst friedlichen Ausgleich in einem Prozesse

anzustreben, welcher für beide Parteien vielleicht unbequem, mit großen Kosten und geringen Chancen verbunden und öffentliches Aufsehen zu erregen geeignet sei, und er erteile zur Begründung dieses Antrags und Vorschlags dem Herrn Dr. Holzhagen das Wort. Dieser entledigte sich dann in einem freundlichen, sanften und maßvollen Vortrage seines Auftrags, betonte die freundliche und friedliche Gesinnung seiner Klientin und appellierte an das Gefühl und die Pietät der beiden Damen auf eine ebenso taktvolle wie beredte Weise.

Cecca beobachtete während dieser Rede scharf die beiden Schwestern, welche ihr gegenüber saßen. Alma schaute zu Boden, aber ihre kalten Züge verfinsterten sich immer mehr. Gertha dagegen lächelte ironisch-bitter und warf Cecca geringschätzige Blicke zu, welche diese mit würdevollem Ernste erwiderte, obwohl es in ihrem Innern stürmte und gähnte.

Als Holzhagen geendet hatte, schickte sich Alma's Advokat an, für seine Klientin zu erwidern, allein der Gerichtsvorstand lehnte es mit einer Handbewegung ab und sagte: „Ich möchte nun die Frau Gräfin Rubion höflichst ersuchen, ihre Erklärung über diesen Vorschlag abzugeben. Wir wollen zunächst die Vorfrage erledigen. Ist die Frau Gräfin geneigt, auf Unterhandlungen wegen eines gütlichen Vergleichs einzugehen?“

„Nein“, erwiderte Alma kurz und mit einer harten, vor Aufregung bebenden Stimme. „Ich für meinen Teil erkläre, daß ich es dem Andenken meines seligen Papas schuldig glaube, diese höchst sonderbaren Anforderungen aus allen Kräften zu bekämpfen. Ich kenne keine Comtesse Francesca v. Wernau, sondern nur eine Demoiselle Cecca Meyer, welche mein Papa erziehen ließ und für die er

sich aus irgend einem Grunde interessierte. Es ist sogar möglich, daß der Rittmeister Baron v. Neuhaus irgend ein Verhältnis mit dieser Demoiselle Cecca Meyer gehabt, ja daß er sie sogar geheiratet hat, was ich zwar nicht für wahrscheinlich halte, aber hier auch unerörtert lasse. Es ist sogar möglich, daß Demoiselle Meyer ein Kind meines seligen Papa aus irgend einer Liaison vor seiner Ehe mit unserer Mutter ist, allein ich erkenne sie darum nicht als meine legitime Schwester an, um so mehr, als mein seliger Papa, welcher ein Muster von Rechtlichkeit und Anstand war, sie auch nicht als sein Kind anerkannt hat. Ich protestiere daher gegen die . . . Eigenmächtigkeit, womit sich Demoiselle Meyer eine Gräfin v. Wernau zu nennen wagt; ich verwahre mich gegen alle und jede persönlichen Beziehungen zu ihr, sehe in ihren Ansprüchen nur eine Usurpation, und erwarte ruhig und mit zuversichtlicher Gelassenheit die Geltendmachung Ihrer vermeintlichen Ansprüche vor den Gerichten . . ." Die Stimme versagte ihr vor innerer Aufregung und mit einem Blicke kalter Verachtung Cecca streifend, setzte sie sich, an allen Gliedern zitternd, wieder nieder.

„Und ich", sagte Gertha, vom Stuhle emporschnellend, und nicht erst abwartend, bis sie zum Sprechen aufgefordert wurde, „ich schließe mich nicht nur der Erklärung meiner älteren Schwester in allen Stücken an, sondern kann meine Entrüstung nicht bergen über die Unverfrorenheit, womit Mademoiselle Meyer uns diese persönliche Begegnung zugemutet, wie über die Nachsicht, womit das Gericht diese Zumutung unterstützt hat. Ich beantrage vielmehr, daß das hohe Gericht genaue Untersuchungen darüber anstelle, wie und wo Demoiselle Meyer alle die Jahre seit ihrem Verschwinden von Kroich bis dahin ver-

bracht hat, wo sie den Mut gewann, meinen seligen Papa mit ihren abenteuerlichen Ansprüchen . . ."

„Gnädige Frau", ich muß Sie bitten, sich zu mäßigen," fiel ihr der Gerichtsvorstand streng und mit Würde in's Wort. „Das Gericht handelte seiner Pflicht gemäß, indem es diesen Versuch einer Verständigung anordnete, und braucht der gnädigen Frau hierüber keine Motivierung zu geben. Aber außerdem muß ich der Frau Baronin von Rauhenfels noch bemerken, daß hier nicht der Ort zu persönlichen Gehässigkeiten ist, welche ich durchaus nicht dulden werde." Gertha machte eine ungeduldige, geringschätzige Bemerkung, aber der Richter ignorierte sie und sagte: „Darf ich nun den Herrn Grafen Rubion um seine Erklärung bitten?"

„Je ne comprends pas; je ne parle pas allemand, Monsieur; cela ne me touche pas," versetzte Graf Rubion kühl.

„Und Sie, Herr Baron v. Rauhenfels?"

„Ich bin ein zu guter Gatte, mein Herr, um nicht ganz der Meinung meiner Gemahlin zu sein," versetzte dieser mit seinem feixenden Lächeln und einer artigen Verbeugung.

„Und Sie, Comtesse Francesca v. Wernau?"

„Ich habe nach Recht und Gewissen und in der besten Absicht zu handeln geglaubt," sagte Cecca demütig und doch mit ruhiger Würde. „Wird meine Absicht verkannt, so lege ich vertrauensvoll meine Sache in die Hand Gottes und der Gerichte."

„So erklären Sie also alle diesen Sühneversuch für vergeblich und abgelehnt, meine Damen und meine Herren?" fragte der Richter und erhielt ein entschiedenes Ja zur Antwort.

„Dann ist unser Geschäft zu Ende bis auf die Unterzeichnung des Protokolls, welches der Herr Gerichtsschreiber Ihnen vorlesen wird.“

So endete diese Verhandlung, auf welche Cecca solch frohe Hoffnungen gesetzt hatte. Sie stand wie betäubt und versteinert, bis die Gegenpartei verschwunden war, unterzeichnete dann mechanisch das Protokoll, und verabschiedete sich von dem Richter. Dieser reichte ihr die Hand und sagte: „Verzagen Sie nicht, gnädige Comtesse! Sie haben korrekt und human gehandelt und einen moralischen Sieg erfochten!“ Das Gleiche sagten ihr auch Dr. Holzhagen und ihr eigenes Gefühl. Aber dennoch verließ Cecca das Gericht in ganz anderer Stimmung, als sie gekommen war. Die Milch der frommen Denkart in ihr war ihr zu bitterer Galle verwandelt worden. Das natürliche Gefühl in ihr bäumte sich mächtig auf gegen die hochmütigen selbstsüchtigen Frauen, welche doch vom Vater her ihre Schwestern waren. Diese niederschmetternde Arroganz ihrem friedlichen und freundlichen Entgegenkommen gegenüber rief einen Sturm der Leidenschaft in ihr wach, dessen Heftigkeit sie seither nie geahnt hatte. Sie lechzte nach Rache, nach Demütigung dieser stolzen Schwestern, um deren willen ihr schwacher, gewissenloser Vater sie verleugnet und verstoßen hatte, — sie, die ja frühere und heiligere Ansprüche an ihn und seine Liebe hatte, als diese hohlen Puppen, die Sprößlinge einer kalten leidenschaftslosen Verstandesheirat! Verschwunden und verdrängt waren alle früheren Ideale Cecca’s von einem obskuren friedlichen Dasein als Lehrerin oder Künstlerin in irgend einer hübschen deutschen Stadt, zerstört die Träume von bescheidenem Glück in demütiger Verborgenheit und nützlicher Thätigkeit!

„Ich bin eine Gräfin so gut wie sie und mit demselben Rechte!“ sprach sie laut denkend, als sie an Holzhagen's Arm vom Gerichtsgebäude dem Gasthofe zuschritt, in welchem sie abgestiegen waren — es war nicht derselbe, in welchem ihr Vater gestorben war. „Ich bin eine Gräfin und will ihnen zeigen, daß ich ebenso gut als eine solche auftreten kann, wie sie. Meine Mittel erlauben mir es; ich fühle mich dazu befähigt. Jenen herzlosen Frauen gegenüber und ihnen zum Trotz will ich es beweisen! Sie sollen die Demoiselle Meyer, die Abenteurerin, unter einer andern Gestalt kennen lernen!“

„Sie haben vollkommen Recht, gnädige Frau,“ erwiderte ihr Holzhagen. „Treten Sie diesen Geschöpfen in Ihrer wahren Gestalt, in Ihrer vollen persönlichen Geltung herausfordernd und als lebendiger Vorwurf entgegen. Übertrumpfen Sie sie! Es hieße an Ihrem eigenen Rechte und Werte verzweifeln, wollten Sie anders handeln. Die öffentliche Meinung wird auf Ihre Seite treten und an Ihr Recht glauben, wenn Sie sich mit dem Nimbus Ihrer Stellung umgeben. Eine demütige Zurückhaltung, eine selbstgewählte Verborgenheit gälte nur für ein Geständnis der Schüchternheit oder des Mangels an Überzeugung von Ihrem Rechte. Sie müssen jetzt schon sein, was Sie werden wollen, und sich in den Brennpunkt der öffentlichen Beachtung rücken. Und wenn es Ihnen ja an Mitteln fehlen sollte, so verfügen Sie über meine Kasse!“

Ganz in ähnlichem Sinne äußerte sich auch Frau Faber, als sie das Resultat der Verhandlung erfuhr und von Cecca's Absicht hörte. Der Wittwenschmerz drückte diese sanguinische lebenslustige junge und hübsche Frau nicht mehr; es war, als schwände die innere Trauer bei ihr

mit dem Glanze der Trauergewänder, und sie schaute sehnsüchtig in das Leben hinein, welches ihr vielleicht Ersatz für ihren Verlust bieten konnte. Gelang es ihr, Cecca dem bunten Weltleben zu gewinnen, so winkten ja auch ihr Genüsse und Vergnügungen aller Art und eine heitere Zukunft nach der entbehrungsvollen Vergangenheit an der Seite eines kränklichen Gatten.

Als Cecca in die Provinzial-Hauptstadt zurückkehrte, standen ihr Entschluß und ihr Lebensplan fest. Sie mietete mit Holzhagens Beistand, welcher der schönen Wittwe eifrig huldigte, eine elegante Wohnung; sie besuchte Konzerte und öffentliche Orte und fand allenthalben bewundernde Beachtung. Die „schöne Comtesse Wernau" ward ein öffentlicher Charakter, man sprach von ihr, von ihrem Prozeß, von der Engherzigkeit und Selbstsucht, womit ihre Schwestern sie verleugnen, wie ihr Vater sie verleugnet hatte; man nahm Partei für sie und wünschte ihr im Stillen den besten Erfolg für ihren Prozeß, schon aus Schadenfreude gegen den alten Grafen Wernau, den heuchlerischen Frömmler, den Reaktionär, den Pfaffenknecht. Die Offiziere ritten ihr Fensterparade, die Leute vom niedrigen oder ärmeren Adel suchten ihren Umgang, aber sie beachtete weder die Huldigungen der Kavaliere noch die Avancen jener sozialen Zwischenschichten. Sie wich dem Adel, dem hohen wie dem niedern, aus und verkehrte nur in wenigen Familien, welche sie durch ihren Anwalt und ihren Bankier kennen lernte, wie Künstlern, Gelehrten, gebildeten Beamten, einigen Kaufleuten. Alle waren entzückt von der Liebenswürdigkeit, der Einfachheit, der Bildung und dem Geiste der „roten Gräfin", wie man sie nannte. Wenn sie in den Soireen ihres Bankiers erschien, wenn sie sang oder tanzte, war sie die „Löwin"

der Gesellschaft und der Mittelpunkt aller Huldigungen, die sie ruhig und bescheiden hinnahm, ohne einen besonders zu bevorzugen, ohne anspruchsvoll und dünkelhaft zu werden, ohne sich über den Wert und die Absicht dieser Huldigungen zu täuschen, die ja nur selbstsüchtiger Natur waren. O, sie hatte ja ihre Menschenkenntnis teuer bezahlt!

Man sah sie an schönen Tagen oft mit einem Stallmeister, der einen Mietstall hielt, spazieren reiten, unter dessen Zöglingen, besonders jungen Damen; aber sie überragte alle anderen Reiterinnen durch ihre Anmut, Kühnheit und Gewandtheit, durch die reizende Figur, die sie zu Pferde machte. Sie konnte es denn nicht hindern, daß Offiziere, welche mit dem Stallmeister bekannt waren, sich ihr vorstellen ließen, der Cavalcade sich anschlossen und der schönen Reiterin beeifert den Hof zu machen suchten; sie ließ es sich mit guter Manier gefallen, ohne aus ihrer Zurückhaltung herauszutreten; allein wenn einer dieser Vermögensjäger es dann wagte, ihr einen Besuch zu machen, war sie niemals zu Hause und wich jedem weiteren Annäherungs-Versuch geschickt und mit Takt aus. Da sie überhaupt nicht herausfordernd oder anmaßend auftrat, sich elegant aber nicht auffallend kleidete und keinen übertriebenen Aufwand machte, so war ihr Ruf unantastbar, und niemand konnte sie der Koketterie, der Taktlosigkeit oder auch nur des Bestrebens beschuldigen, Aufsehen erregen zu wollen. Wenn sie der Menge auffiel, so war dies nur die Folge ihrer ungewöhnlich einnehmenden Erscheinung.

Anfangs fand Cecca dieses müßige reine Genußleben ziemlich angenehm; sie lernte Vergnügungen kennen, welche ihr früher durch die Umstände versagt gewesen waren;

sie machte Bekanntschaften mit Männern und Frauen, welche für sie anziehend und lehrreich waren; sie fand Gelegenheit, fremde Not zu lindern, und es gewährte ihr einige Genugthuung, wirklich als eine Gräfin anerkannt zu werden. Allein ganz glücklich fühlte sie sich nicht oder wenigstens nur in seltenen flüchtigen Momenten. Einer dieser Lichtpunkte ihres Daseins war, als sie endlich auf vielen Umwegen den Aufenthalt der Familie Viard erfahren hatte und zu ihnen in die belgische Stadt geeilt war, wo dieselben lebten. Sie fand ihre ehemaligen Freunde und Wohlthäter in beschränkten Verhältnissen: Antoine hatte in einer Vorstellung beim Springen über mehrere Pferde hinweg einen bösen Sturz gethan und das Bein zweimal gebrochen; er war zwar geheilt worden, aber sein Bein war steif und lahm geblieben und er hatte seinen Beruf aufgeben müssen; seine Gattin Fanny hatte ihn treu verpflegt, war aber unter Kummer und Sorgen rasch gealtert, und eine verblühte Kunstreiterin, sei sie auch noch so geschickt, ist kein Anziehungspunkt mehr für einen Zirkus. So hatten sie denn beide ihren liebgewordenen Beruf aufgegeben, Antoine betrieb ein Kutscherei-Geschäft, Fanny ein kleines Kaffeehaus und so schlugen beide sich mühsam aber ehrlich durch und erzogen, durch ihr eigenes Schicksal gewitzigt, ihre Kinder für einen andern gesicherteren Stand. Das Wiedersehen Cecca's und der Viards war ein ergreifendes: das ehrliche Paar und seine Kinder sahen zu Cecca auf wie zu einem höheren Wesen, als sie hörten, daß das einst so verlassene Wesen nun eine Gräfin sei, und lauschten mit Begierde ihrer Lebensgeschichte, welche Cecca ihnen in Umrissen zum Besten gab. Allein sie staunten noch mehr, als Cecca ihnen die Mittel gab, einen kleinen Gasthof zu pachten und mit der Kutscherei einen

Mietstall zu verbinden, damit sie sich besser ernähren konnten, und zu bestmöglicher Erziehung von Charley und Margot einen namhaften Beitrag gab. Mit dem wohlthuenden Bewußtsein, zwei Menschen beglückt zu haben, und mit dem Versprechen, ihnen auch ferner ihre Teilnahme und Freundschaft zu erhalten, schied sie von den einfachen wackeren Leuten und genoß eine der reinsten Freuden, welche sie jemals erlebt hatte.

Mit der Stiftsdame Bella v. Neuhaus stand Cecca seit ihrer Rückkehr nach Deutschland in einem freundlichen Briefwechsel. Alle Versuche ihres Schwagers Bolitz hatten Bella nicht vermocht, der Wittwe ihres Bruders untreu zu werden und deren Ansprüche zu bestreiten, und sie hatte sich deshalb nahezu mit Marcellinen und deren Gatten überworfen, aber an allen Wendungen von Cecca's Geschick, an all ihren Erlebnissen innigen Anteil genommen. Cecca sah in ihr dankbar eine zuverlässige mütterliche Freundin, die einzige vertraute Seele, die sie hatte. Sie hatte sie schon öfter vergebens zu sich eingeladen und ihr den Wunsch geäußert, wieder schwesterlich zusammenleben zu wollen; allein Bella war nicht darauf eingegangen, hatte Kränklichkeit und das Bedürfnis von Ruhe vorgeschützt und vorgezogen, einstweilen in ihrem Stifte bleiben zu wollen. Da war, bald nach Cecca's Rückkehr aus Belgien, ein Brief von Bella eingetroffen, worin sie sich etwas empfindlich darüber beklagte, daß Cecca — dem letzten Wunsche ihres verstorbenen Bruders zuwider — seinen Namen wieder abgelegt und mit dem ihr bestrittenen einer Gräfin v. Wernau vertauscht habe, worin sie einen falschen weltlichen Ehrgeiz sehe, und wofür sie Cecca ordentlich zur Rede stellte. Dieser Brief that Cecca weh, denn es war keine Lieblosigkeit von ihr gewesen; sie schrieb

an Bella, um sich zu rechtfertigen und diese zu versöhnen, allein der fertige Brief gefiel ihr nicht, war zu kühl und verstandesmäßig; sie zerriß ihn daher, schnürte ihr Bündel und suchte Bella in ihrem Stifte auf, um sie mündlich zu beschwichtigen. Allein zu ihrem bittern Schmerze fand sie nun, daß sie sich mit der Stiftsdame nicht verständigen konnte, denn diese war bigott, streng und eine Betschwester geworden und stand sichtlich unter dem Bann von hämischen Einflüsterungen und Verleumdungen, welche darauf abzielten, Cecca zu verdächtigen und Bella von ihr abwendig zu machen.

Die Stiftsdame ließ Cecca's Entschuldigungen und Erklärungen nicht gelten; sie nannte es weltlich und sündlich, daß sie Theobald so rasch vergessen habe und nicht um ihn trauere; sie deutete an, Cecca's ganzes Schicksal hätte sie eigentlich auf ernstere Gedanken bringen und zu stiller Einkehr in sich selbst bewegen, dem frivolen Weltleben abwendig machen sollen u. dergl. m., und weigerte sich hartnäckig, Cecca in die Provinzial-Hauptstadt zu folgen, um Zeuge ihres vorwurfsfreien Wandels zu sein. So schieden sie denn, zwar nicht in offenem Bruche, aber Cecca nahm doch das Gefühl mit, daß sie Bella's Vertrauen verloren habe und daß sie sich nicht mehr verstünden. So war sie denn auch um diese Freundin ärmer geworden!

XIX.

Anderthalb Jahre waren vergangen. Cecca hatte den Sommer teils in einem Badeorte, teils auf Reisen zugebracht, Paris und London besucht und das Leben in ferneren Kreisen kennen gelernt. Sie hatte sich von ihrer Gefährtin getrennt, weil sie sich nicht verstanden hatten, weil Frau Faber gar zu genußsüchtig und anspruchsvoll geworden war, und in allzu augenfälliger Weise darauf ausging, sich wieder einen Mann zu kapern. Cecca fühlte sich ärmer und öder als je. Auch die Menschen in anderen Ländern waren nicht besser, als diejenigen, welche sie seither kennen gelernt hatte: andere Gesichter, andere Sprache, mehr oder weniger äußerer Schliff, aber dieselben Leidenschaften, dieselbe Selbstsucht, derselbe Eigennutz, nur mehr oder weniger verhüllt unter ehrlicher Miene und guten Manieren! Sie fühlte sich leer, einsam, unbefriedigt; es machte ihr keinen Spaß mehr, Gräfin zu sein und alle Verantwortlichkeiten, alle Lasten und Pflichten dieses Standes zu tragen, denn alle Achtung und alles Wohlwollen, welche man ihr zollte, galten ja nur ihrem Stande, ihrem Vermögen oder ihren persönlichen Vorzügen.

Cecca's äußere Verhältnisse hatten sich noch nicht geändert. Nach Signor Girone's Mitteilungen war der

endlose Prozeß um die Salicastri'sche Hinterlassenschaft noch nicht entschieden, sondern ward durch alle erdenkliche Kniffe und Rabulistereien in die Länge gezogen. Dr. Holzhagen hatte ihr geschrieben, daß er auch den Prozeß gegen ihren verstorbenen Vater in erster Instanz gewonnen, daß aber die Gegenpartei, erbitterter als jemals, Berufung an eine höhere Instanz eingelegt habe. Der Prozeß Volitz versus Francesca v. Neuhaus war in zweiter Instanz zum Nachteile des Klägers entschieden worden, aber Herr v. Volitz hatte ebenfalls Berufung eingelegt. Dies alles flößte Cecca einen unsäglichen Widerwillen gegen die bevorrechteten Stände ein, welche, weit entfernt dem Volke mit einem tugendhaften Beispiele voranzugehen, denselben Leidenschaften, Begierden und Lastern fröhnten, aber ihr Treiben mit dem Mäntelchen der Anständigkeit umhüllten und nur in's Große trieben, was das Volk im Kleinen leistete. Der Zufall hatte ihr einige radikale Broschüren und Zeitungen in die Hände gespielt, welche die bevorrechteten Klassen, die „oberen Zehntausend" als Raubtiere, als privilegierte Parasiten am Leibe der Menschheit schilderten und den Haß gegen dieselben schürten, und deren wilde Deklamationen ein nur allzu williges Echo in ihrem Herzen fanden. Wer war denn befugter als sie, jene beredten Anklagen durch ihr eigenes Beispiel zu illustrieren?

In dieser Stimmung langte Cecca an einem Herbsttage in Begleitung ihrer Zofe in Berlin an, mit der Absicht, hier einige Zeit zu verweilen und die Metropole des neuerstandenen deutschen Reiches aus eigener Anschauung kennen zu lernen. In einer großen Stadt kann man ja unabhängiger, freier und minder beobachtet leben als in einer kleinen, und in den verschiedenen Sammlungen von Schätzen der Kunst und Wissenschaft, in den Institutionen

der Kunst und in allen Offenbarungen des geistigen Lebens Anregung, Zerstreuung und Vergessenheit finden.

In dieser Absicht mietete sich Cecca ein angenehmes Quartier im Westend und richtete sich hier behaglich ein. Sie kannte nur eine einzige Person, einen Maler, den sie früher in der Familie Barth in Rom gesehen, und der nun, wie sie zufällig aus den Zeitungen ersehen hatte, in Berlin lebte; sie wollte ihn aber vorerst nicht aufsuchen, sondern in möglichster Zurückgezogenheit leben und die Stadt kennen lernen und ihre Kunstschätze ꝛc. studieren. So durchwanderte sie die sich so mächtig vergrößernde Weltstadt an der Spree und ihre Umgebungen nebst Potsdam mehrere Wochen lang vom Morgen bis zum Abend, überall Aufsehen erregend durch ihre etwas fremdartige Erscheinung, den stolzen Gang und die Haltung einer Römerin, verbunden mit ungesuchter Anmut in allen Bewegungen und in den edelgeschnittenen Zügen und dem leuchtenden Glanz ihrer geistvollen braunen Augen. Sank dann der Abend nieder und steuerte dem weiteren Schauen, so kehrte sie nach Hause zurück, um entweder den Abend mit Lektüre und Musik zu verbringen oder ein Theater oder Konzert zu besuchen.

Eines Abends mit einbrechender Dunkelheit trat Cecca, von einem Spaziergange zurückkehrend, in eine Buchhandlung und verlangte einige neuere Bücher, um sich mit den neuesten Erscheinungen der Literatur vertraut machen zu können. Der Commis legte ihr einen Stoß von modernen französischen, englischen und deutschen Romanen zur Durchsicht vor; Cecca wählte und bezahlte einige und gab sie ihrer Zofe. Eben im Begriff zu gehen, streifte ihr Blick ein bescheidenes gelbes Bändchen mit dem Titel: „Elise; Novelle von H. Hellborn.“ Der Name frappierte sie und

rief eine verklungene Erinnerung wach; der Mann, welcher sie vor Armand d'Hailly gewarnt, hatte sich ja auch so unterschrieben. Sie nahm den Band und blätterte darin. Der Commis bemerkte es und sagte: „Dies Buch wird sehr gelobt und stark gekauft; die Novelle erschien vor einiger Zeit in dem Feuilleton einer hiesigen Zeitung und erregte Aufsehen. Es ist eine ungemein ansprechende Geschichte und soll eine wirkliche Begebenheit, ein Erlebnis des Verfassers zur Grundlage haben."

„Wirklich? und wer ist dieser Verfasser?" fragte Cecca.

„Ein junger Schriftsteller von entschiedenem Talent, gnädige Frau, der gegenwärtig an einer hiesigen Zeitung als Subredakteur angestellt, aber sichtlich auf dem besten Wege ist, sich als Dichter und Publizist einen Namen zu machen."

„Ein Pseudonym?"

„Mit nichten, gnädige Frau! soviel mir bekannt, ist es sein wirklicher Name."

Cecca bezahlte das Buch und ging, voll Neugier den Inhalt der Novelle kennen zu lernen, und sich voll Spannung fragend, ob dieser Schriftsteller und der Briefschreiber von Baden-Baden wohl identisch seien. War dies Fall, so wollte sie ihm schriftlich für den wichtigen Dienst danken, welchen er ihr geleistet habe. Zu Hause begann sie sogleich die Lektüre der Novelle. Es war allerdings eine einfache Geschichte: die Liebe eines jungen Juristen zu einem schlichten Mädchen aus dem Bürgerstande, welches Lehrerin an einer Arbeitsschule war und sich und ihre Mutter einfach und ehrlich ernährte. Beide waren arm aber liebten sich innig. Der junge Mann glühte für Freiheit, Vaterland, Recht und Menschenwohl;

er griff zur Feder, um neben seiner kargen Besoldung noch etwas zu verdienen, damit er seine Elise heimführen könne. Er schrieb für einige Zeitungen des deutschen Kleinstaats, dem er angehörte. Als der sogenannte Nationalverein sich bildete, schloß Robert sich begeistert dieser Bewegung an, aber sie ging ihm nicht weit genug. Er forderte ein einiges Deutschland unter Preußens Führung und die Mediatisierung der kleinen Fürsten; er schrieb in diesem Sinne eine beredte Flugschrift, worin er alle Nachteile der Kleinstaaten kennzeichnete und nachwies, wie in diesen der Adel und das Beamtentum alle Ämter an sich rissen, den Fortschritt hemmten, dem Talent den Weg verlegten &c. &c. Er begründete es mit Thatsachen, zeichnete mit scharfem Griffel Zustände und Porträts. Die Flugschrift erregte allgemeines Aufsehen und ward verboten, ging aber desto reißender ab. Die allgemeine Stimme bezeichnete den Verfasser, und Robert, welcher sein Werk nicht verleugnete, ward des Hochverrats angeklagt und zu mehreren Jahren schwerer Haft verurteilt, denn er hatte sich Feinde gemacht. Im Gefängnis widmete er seine gezwungene Muße ernsten Studien und literarischen Arbeiten. Elise und ihre Mutter arbeiteten Tag und Nacht, um ihn zu unterstützen. Nach zwei Jahren ward er auf die Fürbitte eines angesehenen Staatsmannes begnadigt, jedoch mit dem Beifügen, daß er sofort vom Staatsdienst und von der Advokatur in seinem engeren Vaterlande ausgeschlossen sei. Er ward gezwungen auszuwandern und wurde Journalist. Elise hatte ihm ewige Treue gelobt und auf ihn zu warten versprochen. Dann Jahre des Ringens, der Entbehrungen und Hemmnisse, nur erträglich gemacht durch die Hoffnung auf künftige Vereinigung; endlich wenigstens so viel Erfolg, daß er seine geliebte Elise heimführen konnte. Einige

Jahre bescheidenen innigen Glücks, Elternfreuden an einem lieblichen Kinde, dann Siechtum und Tod Elisens.

Diese schlichte Geschichte war mit ergreifender Wahrheit, mit unbeschreiblicher Innigkeit und Wärme erzählt; sie war „mit Herzblut" geschrieben, wie Cecca sich sagte, welche mit der mächtigsten Bewegung der Entwickelung der Geschichte gefolgt war. Es ist ein Stück eigener Erlebnisse, niedergeschrieben, um auf das Grab einer geliebten Toten einen immergrünen Kranz dankbarer Erinnerung zu legen und sich eine große Last von der Seele zu wälzen. Diese Charaktere waren so aus dem Vollen geschaffen, so aus dem Leben gegriffen, so vertieft; diese Schilderung war in ihrer Einfachheit so ergreifend, so lebendig, so den Leser mitten in die Sachen hinein versetzend, daß Cecca das Buch zwei-, dreimal mit Andacht lesen mußte. Es drängte sie an den Verfasser zu schreiben, allein wenn er nicht identisch war mit dem H. Hellborn in Baden, wie dann? Wie würde er ihre Zuschrift deuten? Sie erkundigte sich nach diesem Verfasser, allein niemand kannte ihn, niemand wußte ihr genauere Auskunft zu geben, als daß er erst seit kurzem in Berlin sein müsse, da man noch nichts von ihm gehört habe. Wer kennt auch in einer großen Stadt einen armen Schriftsteller, welcher sich bescheiden dem öffentlichen Leben entzieht? Man feiert ja nur die großen Namen, die Männer des Tages, die Modeschriftsteller, zumal in Großstädten.

Während Cecca sich noch mit dem Unbekannten innerlich beschäftigte, erhielt sie ein Paket von Dr. Holzhagen, einige Zeitungsnummern eines armseligen Schmutzblattes enthaltend.

„Selbst auf die Gefahr hin, Ihnen Schmerz zu bereiten," schrieb Holzhagen, „sende ich Ihnen anliegendes

schändliche Machwerk, ein feiges Pasquill auf Sie, gnädige Frau. Es ist ein boshafter Streich, den Ihre Feinde aus dem sicheren Verstecke der Anonymität heraus gegen Sie zu führen suchen. Er kann Sie nicht verwunden, gnädige Frau, denn man durchschaut die schlimme Absicht. Ich werde den Verfasser zu ermitteln und an den Pranger zu stellen suchen, und habe einstweilen eine öffentliche Erklärung dagegen erlassen. Niemand kann das Material dazu geliefert haben, als mein Kollege Levi, welcher nun auch die Freifrau v. Rauhenfels vertritt. Strafen Sie das Machwerk mit dem Schweigen der Verachtung, denn eine Partei, welche zu solchen Mitteln greift, hat unverkennbar das Vertrauen zu ihrem eigenen Recht verloren."

Trotz dieser tröstlichen Zuschrift erbebte Cecca doch unwillkürlich im Vorgefühl neuer widriger Erfahrungen. Allein die Neugier und die Unruhe überwogen und ihren Mut zusammenraffend, entfaltete sie das elende „Butterblättchen". Ein roter Strich bezeichnete die Stelle, welche sie betraf, eine Novelle betitelt „Fanny" im Feuilleton des Blattes, und hastig las sie sich hinein. Es war eine im armseligsten Styl der Kolportage-Romane geschriebene Geschichte: die rothaarige Pflegetochter eines Schullehrers, welche auf Kosten eines vornehmen Mannes erzogen worden ist, hat ein Verhältnis zu einem jungen Offizier, den sie an sich zu ziehen versucht hat. Eines Tages flieht sie aus sehr nahe liegenden Gründen, von ihrem Galant mit einer Summe Geldes abgefertigt, weil sie die Strenge ihres Pflegevaters und die Entrüstung ihres vornehmen Wohlthäters fürchtet, welcher sich nur aus Barmherzigkeit ihrer angenommen hatte, als sie von ihrer Mutter ausgesetzt wurde. Diese Fanny nun wird erst Kunstreiterin, dann Schauspielerin und Abenteurerin, durchzieht viele

Länder und wird eine weltgewandte Person. Da erfährt sie den Tod ihres Wohlthäters, erscheint wieder im Lande, giebt sich für eine Tochter des Barons Palmhain, ihres Wohlthäters aus, legt Papiere vor, welche darthun, daß Palmhain sich mit ihrer Mutter heimlich habe trauen lassen, und erhebt Ansprüche auf den Namen einer Baronin Palmhain und ihr Erbteil an seiner Hinterlassenschaft. Die legitimen Töchter des Barons verleugnen sie; Fanny strengt einen Prozeß an und gewinnt ihn auf Grund ihrer Papiere und des Märchens, das sie über ihre Herkunft vorgebracht hat. Aber der Prozeß kommt vor eine höhere Instanz, ein gewandter Polizist wird ausgeschickt, um die Echtheit der vorgebrachten Urkunden zu ermitteln und das Treiben der sogenannten Baronesse Palmhain zu überwachen, welche auf diesem Namen in der Welt herumreist und als Hochstaplerin lebt. Da erscheint eines Tages eine ältere Frau und forscht nach ihrer Tochter, welche sie einst aus Verzweiflung ausgesetzt, weil ihr Liebhaber sie verlassen hatte; sie ist damals nach Amerika entwichen, hat einen braven Mann geheiratet, ist reich geworden und nun nach dessen Tode heimgekehrt, um, von ihrem Gewissen getrieben, ihr Kind wieder aufzusuchen und zu sich zu nehmen. Man teilt Fanny, die gerade in London lebt, mit, daß ihr eine Erbschaft in Amerika von einer Verwandten zugefallen und bei einer Behörde deponiert sei. Fanny geht in die Falle und wird verhaftet, denn mittlerweile ist auch der Geheimpolizist zurückgekehrt und hat die Beweise beigebracht, daß die Papiere, auf welche Fanny ihre Ansprüche begründete, geschickte Fälschungen seien; sie wird von ihrer Mutter an einem Maal am Arm erkannt, des Betrugs überwiesen und endet im Zuchthause.

So roh und plump diese Geschichte nach Erfindung und Ausführung und so schmutzig und obscur in ihren Einzelnheiten auch war, so erregte sie doch Cecca's tiefste Indignation, denn sie war ja nur allzu direkt auf sie gemünzt. Sie vergoß Thränen der ohnmächtigen Empörung darüber und sah mit ihrem Anwalt darin nur einen schändlichen Versuch, die öffentliche Meinung gegen sie einzunehmen. Sie konnte sich des heftigen Verlangens nicht erwehren, etwas dagegen zu thun, ihre Schwestern mit gleicher Münze zu bezahlen, ihre eigene Geschichte wahrheitsgetreu niederzuschreiben und durch Veröffentlichung derselben ebenfalls an die öffentliche Meinung zu appellieren. Stündlich befestigte sie sich mehr in diesem Entschluß und der berechtigte Groll machte sie blind gegen alle Folgen, taub gegen jede Rücksicht. Trotz ihrer tiefen Verachtung gegen dieses schändliche Pamphlet hörte sie nur auf die Logik der Leidenschaft und wollte ebenfalls den Weg der Öffentlichkeit betreten.

Cecca machte sich alsbald daran, ihre Lebensgeschichte niederzuschreiben, und alle ihre Erlebnisse einfach, schmucklos, wahrheitsgetreu zu erzählen. Ihre Sache sollte für sich selbst sprechen. Drei volle Tage saß Cecca an ihrem Schreibtische in einer fieberhaften Aufregung, nur von diesem Zwecke erfüllt. Als sie aber fertig war und ihre Arbeit überlas, war sie damit nicht zufrieden und hätte sie umschreiben mögen. Sie fand, daß sie manches Unwesentliche zu eingehend und umständlich, vieles entschieden Wesentliche zu flüchtig oder zu unklar behandelt hatte. Sie sah ein, daß die Darstellung in dieser hastigen, leidenschaftlich bewegten, rein subjektiven Fassung nicht vor die Öffentlichkeit gebracht werden könne; sie versuchte sie umzuarbeiten, vermochte aber durchaus nicht die nötige Ruhe

und Objektivität zu finden, und sprang enttäuscht und mutlos von ihrem Schreibtische auf. Da fiel ihr Blick auf das gelbe Buch von Hellborn, und ein Gedanke blitzte in ihrer Seele auf: Dieser wäre der richtige Helfer! — Gleichwohl kämpfte sie lange mit sich, ob sie es wagen dürfte, sich als eine Landfremde an ihn zu wenden, sich ihm anzuvertrauen, ob sie sich nichts dadurch vergeben würde. Ein unbewußter, instinktiver Drang trieb sie zu ihm hin; Bescheidenheit, weibliche Zurückhaltung, Klugheit, Welt- und Menschenkenntnis suchten sie abzuhalten. Eine Nacht und einen halben Tag kämpfte, schwankte sie, denn ihr war, als stehe sie vor einem entscheidenden Schritte. Endlich faßte sie doch den Entschluß, sich an Hellborn zu wenden, und zwar nicht schriftlich, sondern mündlich, in eigener Person. Wer er auch sein möge, sagte sie sich, — wie er auch meinen Vorschlag aufnehmen möge, jedenfalls ist er ein Mann von Ehre, von Gefühl und Gemüt, von Bildung; er ist ein geprüftes Herz, das Leiden kennt und von der Menschen Ungerechtigkeit und von der Welt Unvollkommenheit gelitten hat; ich wag's!

Sie hatte sich Hellborn's Adresse zuvor schon aus dem Adreßbuche erkundet. Hastig kleidete sie sich an, nahm eine Droschke und fuhr nach der entlegenen stillen Straße, worin er wohnen sollte. Erst unte wegs, beim Anblick der festlich geputzen Menschen auf den Straßen, erinnerte sie sich, daß es Sonntag war, und zu dem Herzklopfen banger Erwartung bezüglich der Aufnahme, die ihrer harre, gesellte sich die Angst, Hellborn nicht zu Hause anzutreffen. Fast wäre sie wieder umgekehrt; da hielt der Wagen schon vor einem unscheinbaren älteren Hause und mit einer gewissen Beklommenheit überschritt sie die Schwelle, als sei sie die Schwelle einer neuen Zukunft. Ein sonntäglich

geputztes Dienstmädchen kam ihr am Fuße der engen düsteren Treppe entgegen und musterte verwundert die hier so fremde Erscheinung einer vornehmen Dame.

„Bitte, wohnt hier ein Herr Hellborn?“ fragte Cecca.

„Gewiß, über drei Treppen nach hinten,“ war die Antwort.

Cecca stieg hinan und stand bald halb atemlos und mit pochendem Herzen vor der Vorthüre, an der sie eine kleine Messingplatte mit der Adresse: „H. Hellborn, Schriftsteller“ erblickte. Der Klang der Glocke rief eine ältere Frau herbei, welche die Vorthüre öffnete und die elegante Besucherin maß, bis diese ihren Wunsch nannte, Herrn Hellborn zu sprechen.

„Er ist zu Hause — bitte, nur herein!“ erwiderte die einfach aber reinlich gekleidete Frau, deren nackte Arme und nasse Schürze sie als eine Art Wirtschafterin bezeichnete. Cecca hörte Klavierspiel und zwei Stimmen, die eines Mannes und die eines Kindes, ein einfaches Volkslied singend. Sie pochte, erhielt aber keine Antwort; da eilte die Frau herbei, öffnete die Thür und sie sagte freundlich: „Bitte, treten Sie nur ein; er hat Sie nicht gehört!“ und Cecca trat in ein mäßig großes, beinahe spärlich möbliertes Zimmer, dessen zwei Fenster nach einem Hof mündeten, aus welchem die halb entblätterten Wipfel einiger Kastanien-Bäume aufragten.

Ein Mann, der am Pianino saß, ein Mädchen von etwa fünf Jahren zwischen den Knieen, wandte sich nach der geöffneten Thüre um, sprang beim Anblick der fremden Dame auf und stutzte. In beiden Gesichtern spiegelte sich eine unverkennbare Überraschung, — am ausdrucksvollsten in Cecca’s Antlitz, denn der Mann, welcher ihr entgegentrat, war derselbe, welcher ihr einst in Baden-Baden das

verlorene Armband überliefert hatte — er trug noch heute den etwas verblichenen braunen Sammetrock als Hauskleid.

„Comtesse Wernau?“ fragte er; „welch’ überraschende Begegnung! . . . was verschafft mir die Ehre?“

„Ja, welche Überraschung!“ sagte Cecca mit sichtlicher Freude. „Ich finde einen Mann wieder, dem ich doppelt verbunden bin, — einmal durch dieses Armband hier und dann für Ihre freundliche Warnung.“

„Bitte, reden wir nicht davon, gnädige Comtesse,“ versetzte Hellborn. „Seien Sie mir herzlich willkommen!“ Er bot ihr einen Sitz auf dem kleinen harten Sopha an, das am Fenster stand, und zog sich einen Stuhl herbei; das kleine Mädchen schmiegte sich halb ängstlich an den Papa und schaute doch mit den großen, schönen Kindesaugen neugierig zu der schönen, fremden Dame auf.

Cecca überflog mit einem raschen Blicke den kleinen Raum, um sich zu orientieren. An einem Fenster, dem Sopha gegenüber, stand ein einfacher, tannener Tisch mit Büchern und Papieren, unverkennbar Hellborn’s Schreibtisch. In der Mitte der Stube ein runder Tisch, noch mit dem weißen Tischtuche bedeckt. An der einen Wand neben dem Sopha ein Klavier, an der entgegengesetzten Wand ein hohes Büchergestell mit einer kleinen Bibliothek; an der Rückwand neben der Eingangsthür eine altertümliche Aufsatzkommode; an der schmalen Riegelwand zwischen den beiden Fenstern ein niedriges Kindertischchen mit einer Puppe und einigem Spielzeuge. Alles bis auf die einfachen Gardinen und den verblichenen Bodenteppich war etwas dürftig zwar, aber reinlich und behaglich. Über dem Schreibtische hingen die halb lebensgroße Photographie einer jungen hübschen Frau und einige kleinere Porträts von Schiller, Goethe, Shakespeare, Washington,

Ulrich von Hutten und Bismarck. Unwillkürlich feuchteten sich Cecca's Augen, als sie sich wieder zu Hellborn wandte, welcher sie erwartungsvoll betrachtete, mit dem linken Arme sein Töchterchen umfassend, das sich an ihn schmiegte und halb scheu, halb neugierig zu ihr aufblickte.

„Lassen Sie mich Ihnen nochmals aus ganzem Herzen und aus ganzer Seele danken und mir einreden, daß Sie mir kein Fremder mehr seien und daß ich Ihnen mit vollem Vertrauen nahen dürfe," hub Cecca an und reichte ihm die Hand, als er mit einer stummen Geste ihren Dank ablehnte. „Ich bin seit einigen Wochen hier, um Berlin kennen zu lernen. Ein glücklicher Zufall hat mir Ihre Novelle „Elise" in die Hände geführt, die mich unsäglich angezogen und tief ergriffen hat. Ihr Name auf dem Titel hat mich an den Mann erinnert, dessen freundliche, wohlwollende Warnung mir einst die Augen öffnete über einen selbstsüchtigen Plan . . . Es war mir nicht vergönnt, Ihnen in Baden zu danken, denn Sie waren schon abgereist, als ich mich nach dem freundlichen Warner erkundigen konnte. So selten auch der Name Hellborn ist, so konnte ich doch kaum glauben, daß meine Hoffnung, Sie möchten mit meinem Warner identisch sein, sich verwirklichen würde. Ich wagte mich daher nicht ohne Weiteres an Sie zu wenden. Hätte ich freilich ahnen können, daß Sie auch der ehrliche Finder sind, der mir . . ."

„Bitte, gnädige Comtesse, machen Sie davon nicht viel Aufhebens," fiel ihr Hellborn lächelnd in's Wort. „Der Umstand, daß Sie das Armband noch heute tragen, zeigt mir, daß es für Sie einen hohen Affektionswert hat, und verschafft mir eine große Genugthuung darüber, daß mir der Zufall vergönnte, es zu finden und Ihnen zuzustellen. Ich sehe Sie im Geiste noch lebhaft vor mir, in

harmlosem Spiele hin und her über den Graben im Walde setzend, ein unvergeßliches liebliches Bild! — Aber bitte, sagen Sie mir, ob Sie noch irgend ein anderes Anliegen an mich haben, welches Sie auf meine Spur führte?“

„Ich habe allerdings ein solches, Herr Hellborn, und vielleicht ein unbescheidenes,“ versetzte Cecca mit einiger Verwirrung. „Es ist ein literarisches. Ihr kleines Buch und sein Inhalt giebt mir den Mut dazu, und erst nach langem Bedenken fand ich denselben und wende mich nun vertrauensvoll an Sie!“

„Ich werde gern zu Ihrer Verfügung stehen, wenn es in meinen Kräften steht, gnädige Comtesse! bitte, sagen Sie mir, um was es sich handelt?“

„Mein Leben ist ein bewegtes, wechselvolles gewesen, wie es selten einem Menschen beschert wird; es gleicht einem Roman,“ sagte Cecca zu Boden blickend. „Da es zu weit führen würde, es Ihnen mündlich zu schildern, so habe ich es niedergeschrieben, damit Sie es mit Muße lesen können, wenn wir uns zu einigen vermögen. Ich muß Ihnen nämlich als Einleitung vorausschicken, daß ich jüngst das Ziel eines tückischen Pasquills gewesen, das vielleicht auf Anstiften meiner Gegner in einem Prozeß geschrieben worden ist, um die öffentliche Meinung gegen mich einzunehmen, um mich als eine schamlose Intriguantin, als eine freche Betrügerin hinzustellen, in einer Sache, worin ich nur meine heiligsten und unveräußerlichsten Rechte geltend gemacht habe,“ sagte sie mit einer Stimme, die vor innerer Erregung so sehr bebte, daß sie eine Pause machen mußte. „Da bin ich nun auf den Gedanken gekommen,“ fuhr sie dann fort, „zur Abwehr dieses feigen, schmachvollen Angriffs, zur Richtigstellung des Sachverhaltes mein Leben zu schildern und zu veröffentlichen. Ich

habe dasselbe genau der Wahrheit gemäß niedergeschrieben, aber ich bin nicht damit zufrieden. Es ging über meine Kräfte, ruhig, klar und objektiv zu sein und alles in ein richtiges Maßverhältnis zu bringen. Ich kann eine fremde Hilfe dabei nicht entbehren. Da fielen Sie mir ein, dessen literarische Leistung ich so hoch stelle. Sie sind, wenn ich richtig vermute, Jurist, sind ein gewandter Schriftsteller, ein Gemütsmensch, der auch die innersten Saiten der Seele und die dunklen Tage des Lebens kennen gelernt hat . . . Ich komme schüchtern zu Ihnen mit dem Vorschlage, ja, mit der innigen, vertrauensvollen Bitte, diese meine Aufzeichnungen in die gebührende Form zu bringen. Ich bin im Voraus erbötig, Ihnen für Ihre Zeit, Ihren Fleiß und Ihre Arbeit jedes beliebige Honorar zu leisten, und ich versichere Sie, daß Sie mich dadurch zum aufrichtigsten lebenslänglichen Danke verpflichten werden!" schloß sie mit bittend gefalteten Händen und einem ängstlich werbenden Blick, der ihm tief in die Seele drang.

„Ich fühle mich geehrt durch Ihr Vertrauen, gnädige Comtesse, und werde demselben mit Beeiferung und Freude entsprechen, wenn es in meinen Kräften steht," erwiderte Hellborn freundllch. „Da jedoch Ihr Auftrag ein dringender erscheint, so werden Sie es mir nicht verdenken, wenn ich Ihnen offen sage: ich muß erst die Vorfrage erledigen, ob mir auch die Zeit dazu reicht, und ob ich der Aufgabe gewachsen bin, mit welcher Sie mich so freundlich betrauen wollen."

„Über den letzteren Punkt bin ich im Voraus beruhigt, Herr Hellborn," entgegnete Cecca, „denn Ihre Befähigung hierzu ist über jeden Zweifel erhaben. Es wäre mir allerdings sehr erwünscht, wenn sich die Angelegenheit rasch erledigen ließe, allein in der Gewißheit Ihrer Mit-

wirkung könnte ich mich auch gedulden. Jedenfalls will ich Ihnen nicht unmittelbar eine bindende Erklärung entringen, denn die Erledigung der Vorfrage hängt ja sicher auch mit dem Gegenstand selbst zusammen, welchen Sie behandeln sollen. Ich vertraue unbedingt Ihrer Diskretion und lasse Ihnen die Papiere hier, um sie mit Muße zu prüfen und Ihren Entschluß davon abhängig zu machen. Sind Sie damit einverstanden?"

„Vollkommen, meine Gnädige, denn gerade das wollte ich Ihnen vorschlagen und motivieren. Ich bin Mitglied einer Zeitungs-Redaktion und dies ist meine Subsistenz," sagte er freundlich erläuternd. „Mein Beruf ist eine Art geistiger Tretmühle, welche mich vom frühen Morgen bis in die ersten Nachmittagsstunden festhält. Ich komme dann etwas abgespannt nach Hause und habe einige Stunden zum Mittagbrot, zur Erholung und zum Verkehr mit meinem Kinde, meinem höchsten Schatz. Dann kommen wieder einige Stunden der Arbeit auf meinem Redaktionsbureau, und erst in den späten Abendstunden, wo es ruhig um mich her ist, kann ich mich eigener Arbeit und Produktion hingeben, die mir Abwechslung, Erholung, ja Bedürfnis ist, um nicht einseitig zu werden, oder in der Routine eines zwar aufregenden, aber eintönigen Berufes unterzugehen. Überdies arbeite ich gegenwärtig an der Vollendung eines neuen Buches, und mein Grundsatz ist, niemals neues Werg an den Rocken zu nehmen, bevor nicht das alte versponnen ist, und meine geringe Kraft zu konzentrieren. Trotzdem will ich Ihren Vorschlag nicht abweisen, sondern mich mit Ihren Papieren bekannt machen. Ist es Ihnen genehm, so werde ich heute über vierzehn Tage Ihnen die Papiere entweder zurückgeben, oder Ihnen meine Vorschläge über die Ausführung des Auftrags machen."

„Gut, Herr Hellborn! so gestatten Sie mir, heute über vierzehn Tage wieder hierher zu kommen, und Ihren Bescheid abzuholen. Ich habe Zeit; die Ihrige ist zu kostbar, als daß ich sie Ihnen rauben oder verkürzen möchte."

So kamen beide mit einander überein, und Cecca wandte sich nun zu dem Kinde. „Lassen Sie mich doch mit der Kleinen eine Bekanntschaft anknüpfen, bevor ich scheide, Herr Hellborn; ich liebe die Kinder so sehr und Ihr Töchterchen scheint nun mich nicht mehr zu fürchten... Du heißest wohl Elise, liebes Kind?"

„Ja, Elise Hellborn, schöne Frau. Und wie heißest Du?" versetzte die Kleine näher tretend und reichte der Fremden die Hand.

„Ich heiße Francesca."

„Hast Du auch Kinder und wie heißen sie?"

„Ich habe leider keine Kinder, meine Liebe, aber ich möchte ein solches Töchterchen haben wie Du, Elise! ich möchte Deine Mama sein; möchtest Du mich zu Deiner Mama haben?"

Das Kind sah Cecca prüfend an und besann sich; dann blickte es auf seinen Vater. „Du bist lieb, aber meine Mama war noch lieber," sagte Elise; „sie ist nun im Himmel und ich habe nur Papa und die Großmama, ich will bei ihnen bleiben. Du bist freilich schöner als Mama, aber bist Du auch so lieb und gut wie meine Mama?"

So plauderte das fünfjährige Kind und ward allmälig vertraulicher, betrachtete die Armbänder und die Broche Cecca's und die Einzelheiten ihrer Toilette verwundert und bewundernd, fragte nach ihrem Zweck und ward am Ende so zutraulich, daß Elise sich von Cecca küssen und auf den Schooß nehmen ließ. Ein unerklärlicher geheimer, gleichsam magnetischer Rapport zog Cecca zu dem Kinde hin:

Elise war so hübsch und naiv; sie hatte die großen, intelligenten, sinnigen Augen ihres Vaters, die schmalen Lippen und zarten Züge ihrer Mutter, deren Bild dort über dem Schreibtisch hing, eine schlanke Figur, ein dunkelblondes Haar und einen frühgeweckten Geist und war — eine mutterlose Waise. Sie erinnerte Cecca an ihre eigene Kindheit und rührte sie so gewaltig, daß sie dem Weinen nahe war. Sie drückte Elisen zärtlich an sich. „Adieu, meine liebe kleine Elise! ich hoffe Dich wiederzusehen, und ich hoffe, wir werden uns noch besser kennen lernen," sagte sie dann, führte die Kleine ihrem Papa zu, und verabschiedete sich von diesem freundlich dankend für sein Entgegenkommen und bat um die Erlaubnis, zur anberaumten Zeit wieder vorsprechen zu dürfen.

XX.

Herr Hellborn war von dem Besuche beinahe ebenso sehr aufgeregt worden wie Cecca, welche, als sie wieder im Wagen saß, unwillkürlich und unbewußt warum weinen mußte. Hellborn dagegen konnte das Bild der Comtesse Wernau nicht mehr los werden; es war gewissermaßen etwas ganz Neues und Eigenartiges mit dieser Erscheinung in sein Leben hereingetreten, das ihn wider Willen beschäftigte und seine Gedanken in Anspruch nahm. Welch' eine seltsame Verkettung von Umständen, welch eine Art von Schickung hatte ihn mit dieser jungen Dame wieder zusammengeführt, die nur noch wie eine verblaßte Erinnerung in seiner Seele gedämmert hatte? Elise plauderte von ihr und stellte eine Menge von Fragen an ihn über die „schöne Frau, welche so gut gerochen und so schön gesprochen habe", und bald kam auch seine Schwiegermutter, Frau Held, herein und war neugierig, zu erfahren, wer die schöne vornehme Dame gewesen sei und was sie gewollt habe. Hellborn gab ihr die gewünschte Auskunft, und sandte sie dann mit dem Kinde spazieren, denn er wollte allein sein und den Inhalt der Papiere kennen lernen, welche ihm Comtesse Cecca hinterlassen hatte. Die

Lektüre derselben fesselte ihn bald so, daß er sich nicht mehr davon losreißen konnte und bis tief in die Nacht hinein sich mit demselben beschäftigte. Die Novelle „Fanny“, dieses plumpe und in jeder Hinsicht nichtswürdige Machwerk, das er zuerst las, empörte ihn tief und machte ihn nur desto begieriger, die wahre Geschichte der Person kennen zu lernen, gegen welche dieser freche, vermöge seiner ungeheuerlichen Übertreibung handgreiflich lügenhafte Angriff gerichtet war. Und je weiter er sich in Cecca's Aufzeichnung hineinlas, desto mehr fand er sich gefesselt und interessiert. Zu dem gewaltigen stofflichen Interesse dieser außergewöhnlichen Lebensgeschichte — welches ihn schon mächtig angezogen haben würde, auch wenn er es für Dichtung hätte halten müssen — gesellte sich bei ihm nun noch das persönliche Interesse für die Comtesse, obwohl er sie erst zum zweiten Male gesprochen hatte. Als er mit der Lektüre zu Ende war, als er das Ganze überschaute, betraf er sich erst recht auf dem Wunsche, die Schreiberin näher kennen zu lernen, welche ihre Geschichte ebenfalls mit ihrem Herzblute geschrieben hatte, obschon zuweilen die Galle gerechter Entrüstung und tiefen Seelenschmerzes in dieses Blut übergetreten zu sein schien, und dieses Thema verdrängte beinahe alle anderen Gedanken aus seinem Sinn.

Cecca war in einem seltsamen Gemütszustande in ihre Wohnung zurückgekehrt. Seit sie ihre Aufzeichnungen niedergeschrieben hatte, war sie allerdings etwas ruhiger geworden; es war ihr etwas wie ein Alp von der Seele genommen. Allein das Gefühl der Verlassenheit und des Alleinstehens, der Ratlosigkeit und Schutzbedürftigkeit, welches sie schon seit Voigts' Tode bedrückt hatte, lastete nun wuchtender als je auf ihr. Sie erschien sich wie ein

steuerloses Boot auf wildbewegter See, dem Wogenschlag des Schicksals preisgegeben. Die Begegnung mit Hellborn war allerdings wie ein Sonnenblick aus zerrissenen Wolkenmassen für sie; dieses Mannes ganze Persönlichkeit flößte ihr Vertrauen ein, er erschien ihr als ein ganzer seltener Charakter, edel, hochherzig, uneigennützig und besonnen, voll Geist und Verstand. Allein ob es ihr auch gelinge, sein Vertrauen zu gewinnen, bei ihm Glauben für ihre Darstellung, Rat und Hülfe zu finden, wie sie solche ersehnte, das stand ja auf einem andern Blatt. Dies wagte sie vorerst nur zu hoffen. Bittere Lebenserfahrungen machen uns ja so leicht skeptisch; wir haben erfahren, wie der Vorteil zumeist die Menschen verbindet, wie sich in alle menschlichen Verhältnisse die Leidenschaften mengen und oft störend wirken, und sie fragte sich zunächst: was kann ich ihm bieten, um ihn an mein Interesse zu ketten? Hellborn war unverkennbar keiner der Glücklichen oder vom Schicksal Begünstigten; er hatte sichtlich mit des Lebens Notdurft zu kämpfen, aber er trug sein Los mannhaft und mit Entsagung. Sie durfte nicht wagen, ihm eine Geldsumme anzubieten, denn schon bei ihrer Äußerung, daß Sie sich gern zu jedem Honorar erbiete, hatte er eine beinahe unwillige Geberde gemacht und finster geblickt. Aber da war ja das Kind, die kleine Elise, deren große, schöne, reine Kindesaugen vom Vater zu stammen schienen, das hübsche sanfte Kind, zu dem sich Cecca in rätselhafter Weise hingezogen fühlte, dessen Anblick ihrem Herzen so unsäglich wohlthat! Hier wollte sie den Hebel einsetzen, um auf Hellborn zu wirken!

Sogleich am andern Morgen, um die Zeit, wo Hellborn nach ihrer Berechnung auf seinem Redaktionsbureau sein mußte, machte Cecca sich auf den Weg, kaufte einen

Korb voll hübscher Spielwaren, kleine Leckereien und ein hübsches Kinderkleid für Elisen, sowie einen silbernen Spartopf, in den sie einige Geldstücke legte, fuhr damit nach Hellborn's Wohnung und beschenkte damit die kleine Elise. Großmama Held ward darob noch mehr erfreut als das Kind, das von dieser Menge ihm neuer Geschenke vollständig übermannt ward und zu danken vergaß. Allein die Überraschung und naive Freude der Kleinen war Cecca's schönster Lohn. Die Großmama ward gewonnen und dankte der Geberin unter Thränen. Es sei zu viel, zu schön, zu reich, meinte sie; ihr Schwiegersohn werde sie tadeln, daß sie es angenommen habe, allein das Kind habe nun Alles gesehen und sei vor Freuden außer sich, sie könne es daher nicht über's Herz bringen, es Elisen abzunehmen. Und als Großmama endlich Elisen bedeutete, daß sie der fremden Dame auch danken müsse, flog die Kleine an Cecca's Hals, küßte sie und nannte sie ihre liebe gute Tante. Mit der innigsten Genugthuung schied Cecca und ließ sich von Frau Held versprechen, daß diese sie mit dem Kinde besuche.

In einer sehr erwartungsvollen Aufregung vergingen Cecca die nächsten Tage. Sie hatte im Stillen gehofft, Hellborn werde ihr mit einigen Zeilen anzeigen, welchen Eindruck ihre Aufzeichnungen auf ihn gemacht haben, aber er schwieg. Die Einsamkeit, die Gedanken drückten auf Cecca; ein paar schöne heitere Herbsttage lockten sie in's Freie, und eines Tages konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen, wieder einmal auszureiten, und ging zu einem Privatstallmeister, um sich nach einem Pferde umzusehen, das sie für einen Spazierritt mieten konnte. Sie fand eins nach ihrem Geschmack und bestellte es sich samt einem Reitknecht zur Begleitung auf den Nachmittag. Im Be-

griff wegzugehen, hörte sie sich plötzlich als Signora Salicastri anrufen, sah sich um und gewahrte den Kopf eines Bekannten, der über den Zaun eines kleinen Nebenhofes blickte.

„Herr Borchard, ist es möglich? Sie sind es?“

„Gewiß, Signora! leibhaftig! per Bacco, welche Überraschung, Sie hier zu sehen!“ rief der Maler Fritz Borchard, fröhlich, denn er war derselbe junge Berliner Maler, welcher Cecca in der Barth'schen Familie in Rom kennen gelernt und seither aufzusuchen versäumt hatte. „Ich hörte eine Stimme, welche mir bekannt erschien und war auf das Angenehmste überrascht, Sie hier zu sehen! Bitte, treten Sie doch ein, Signora, und werfen Sie 'mal einen Blick auf meine Arbeit! Ich male da Herrn Havemann's schönsten Trakehner.“

Er öffnete das Pförtchen und Cecca trat ein und schüttelte ihm die Hand. „Halloh! sagen Sie mir nur, welcher Wind Sie hierher verschlägt, Signora? Und beim Gewitter, noch schöner und gewinnender als je!“

„Schmeichler! Sie sind noch immer der alte, heitre, lebensfrohe Mensch! Es geht Ihnen gut, wie ich sehe und Sie sind wohl recht beschäftigt? Ein Porträt zu Pferde, wie es scheint?“

„Gefällt es Ihnen? nicht wahr, das Pferd ist prächtig?“ sagte Borchard. „Na, es wird auch das Beste an dem Bilde werden, denn der Reiter ist kein ansprechendes Modell, — ein reicher junger Geck aus der haute finance, ein Stutzer aus dem Volke Gottes, mit großer Nase, dicken Lippen und krummen Beinen! Er hat seine Freiwilligenjahre bei den Garde-Dragonern abgedient und spielt gern den chevaleresken Sportsman. Na, man malt solche

Leute um des lieben Geldes willen, aber es ist kein Spaß dabei.“

„Sie haben also die Historie mit dem Porträt vertauscht, Herr Borchard?“ fragte Cecca teilnehmend.

„Ach ja, carissima! die Kunst geht nach Brote,“ sagte Borchard mit einem komischen Seufzer. „Malt man historische Bilder, so malt man nur für die Ausstellungen und kann verhungern, ehe sie verkauft werden. Das Fach ist übersetzt und wird nur von Monopolisten behauptet; man muß Menzel, A. v. Werner, oder NN. heißen, um zu reussieren und Aufträge zu bekommen, da hab' ich mir Gustav Richter zum Vorbild genommen, wenn Kleines sich mit Großem vergleichen läßt, und konterfeie Menschenantlitze: heut' eine dekollettierte Theaterprinzessin, morgen die weiße Weste und die Orden eines dicken Kommerzienrats; heute die Brillanten und den Sammet einer alten dicken schnurrbärtigen Israelitin, morgen den jungen Gecken, der sich im Salon ausstellen läßt, um die Herzen der Erbinnen auf sich erpicht zu machen. Es ist eine Narrenwelt, zumal für einen Künstler. Man schlägt sich notdürftig durch und muß sein Schicksal mit Humor tragen. Aber Sie, Signora? was führt Sie denn hierher? Färben Sie auch noch Leinwand?“

„Zuweilen, und zum Zeitvertreib, denn die erhabene Kunst ist mir ja versagt,“ sagte Cecca wehmütig lächelnd. „Besuchen Sie mich einmal, und ich erzähle Ihnen alles. Für jetzt mache ich Ihnen mein Kompliment zu Ihrem Bilde! Das Pferd ist trefflich und ich bin begierig, es vollendet zu sehen. Für jetzt entschuldigen Sie mich, Herr Borchard! Auf Wiedersehen!“ und sie schüttelte ihm die Hand und gab ihm ihre Karte!

„Alle Wetter! ‚Gräfin Francesca v. Wernau!‘ Alst

verheiratet?“ murmelte Borchard, als er die Karte gelesen hatte. „Sie muß sich von mir malen lassen! Per Bacco! Das wär' ein Modell nach meiner Wahl!“ —

Die Abenddämmerung war da und Borchard eben im Begriff, sein „frostiges Tagewerk“, wie er es nannte, aufzugeben, als Cecca von ihrem Spazierritt in den Tiergarten zurrückkehrte und ihr Pferd abgeben wollte. Sie begrüßte den Maler über den Zaun, und er erwiderte mit einigem Respekt den Gruß.

„Sieh, sieh, gnädige Frau, Sie reiten?“ sagte der Maler. „Blitz, wenn ich dies gewußt hätte, ich hätte wahrlich gewagt, mich Ihnen zum Kavalier anzubieten, obwohl natürlich eine Dame mit einem Jockey hinter sich eine bessere Figur spielt, als mit einem simplen bürgerlichen Maler an der Seite. Per Bacco, Sie sitzen zu Pferde, trotz unserer Kronprinzessin, ordentlich zum Malen!“

Cecca lächelte und reichte Borchard, der ihr bis vor die Reitschule gefolgt war, die Hand, um sich aus dem Sattel zu schwingen, was sie mit Gewandtheit und Grazie that, so daß der Maler keinen Blick von ihr verwenden konnte. Sie sandte nach einer Droschke, um nach Hause zu fahren, und stand in Erwartung derselben vor Borchard, die Schleppe ihres Reitkleids über den linken Arm gelegt und streifte mit der Rechten die Locken aus der Stirn.

„Wenn es nicht unbescheiden ist, Herr Borchard, so möchte ich Sie einladen, mit mir nach Hause zu fahren, eine Tasse Thee mit mir zu trinken und ein Stündchen zu verplaudern,“ sagte Cecca.

„Das würde mich sehr glücklich machen, gnädige Frau,“ versetzte er lebhaft und blickte dann bezeichnend an

sich hinab. „Aber ich bin nicht in salonfähigem Aufzuge, wie Sie sehen, meine Gnädige; was wird Ihr Herr Gemahl dazu sagen?"

„Mein Gemahl? „O der wird keine Einwendungen erheben," sagte Cecca mit einem schwermütigen Lächeln. „Auf diese Gefahr kommen Sie immerhin! ich werde Ihnen meinen Gemahl vorstellen, und einen Salon werden Sie bei mir nicht finden."

„Gut, so wag' ich es denn im Vertrauen auf Ihre Nachsicht," erwiderte er und begleitete Sie nach Hause.

Hier zeigte ihm Cecca eine kolorierte Photographie von Theobald v. Neuhaus, welche Schwägerin Bella ihr überlassen hatte, und suchte ihm in Kürze das Rätsel ihrer verschiedenen Namen zu lösen und zu erklären, warum sie sich nun Gräfin v. Wernau nenne. Borchard war ganz verblüfft.

„Eine Wittwe sind Sie und waren es schon in Rom?" fragte er. „Beim Gewitter! ich stelle mich auf den Kopf vor Erstaunen, und niemand hatte eine Ahnung davon? Auf mein Wort, Sie sind die reizendste Wittwe, die mir jemals vorgekommen ist, und wenn ich nicht ein armer Teufel von Maler wäre, so wäre ich versucht, Ihnen in allem Ernste den Hof zu machen."

„Nicht doch, Herr Borchard, das werden Sie nicht thun," versetzte Cecca ernst. „Wir wollen gute Freunde sein, wie ehedem, aber in allen Ehren und ohne alle Galanterie. Ich bin keine Kokette, darum erkläre ich Ihnen offen, daß Sie mir auch nicht im mindesten huldigen dürfen. Ich werde mich nicht wieder verheiraten noch verlieben. Die Erfahrungen der Vergangenheit lasten noch zu schwer auf mir, um an etwas Anderes zu denken,

und ich bin eifersüchtig auf meine Freiheit. Wir wollen unser Verhältnis ein- für allemal klar stellen."

„Meinetwegen denn, und ich werde Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen — mein Wort darauf!" sagte Borchard ehrlich und drückte ihr die Hand. Nach einer Weile erschien Cecca in einem einfachen Hauskleide und sie verbrachten einen angenehmen Abend. Sie hatten so viel zu plaudern über ihre Freunde in Rom, über die ewige Stadt, nach welcher Borchard ein gründliches Heimweh hatte, während Cecca Deutschland entschieden vorzog. Dann plauderten sie über Kunst und Künstler und Cecca zeigte ihm ihre Skizzen und kleinen künstlerischen Arbeiten. Von sich selbst und ihren Verhältnissen sprach sie nur wenig; sie deutete ihm nur an, daß sie in bescheidener Zurückgezogenheit in Berlin leben wolle und keine Bekanntschaften suche. Sein Anerbieten, mit ihr die Gemälde-Galerien und die Museen zu besuchen, lehnte sie mit freundlichem Danke ab, da er ihr seine kostbare Zeit nicht opfern dürfe, sie werde aber dankbar annehmen, wenn er ihr hie und da ein Abendstündchen widmen oder sie in ein Theater oder Konzert begleiten wolle, wozu er mit Vergnügen erbötig war.

„Und darf ich Sie nicht auch zuweilen auf einem Spazierritt begleiten, Comtesse?" fragte er treuherzig. „Ich bin ein Freund der stummen Kreatur, namentlich aber des Pferdes, des schönsten und besten aller Vierfüßler, des treuen Freundes des Menschen. In meiner Begleitung fallen Sie vielleicht weniger auf, als mit einem Reitknecht hinter sich. In diesem skeptischen Berlin muß man es vermeiden, aufzufallen, wenn man sich Abenteurer und Zudringliche fern halten will. Verzeihen Sie mir diese schüchterne Andeutung, denn ich meine es gut."

„Ich verstehe Sie und danke Ihnen nicht nur, sondern nehme Ihr Anerbieten mit großem Danke an," versetzte sie. „Nichts möchte ich mehr vermeiden, als Aufsehen zu erregen und als mich vordrängend zu erscheinen." Und so schieden sie denn mit gegenseitiger Befriedigung. Cecca war dieser heitere, naive, witzige und taktvolle junge Künstler ein willkommener Umgang, von welchem sie Anregung, Fortbildung und eine ansprechende Unterhaltung erwarten durfte, und der Mensch kann ja nicht immer allein sein.

Bald darauf kam der Tag, wo Cecca sich Hellborn's Antwort holen durfte, und zur anberaumten Stunde stellte sie sich ein, eine Düte mit Südfrüchten und ein Bilderbuch für den kleinen Liebling im Arme. Elise sprang ihr fröhlich entgegen, und küßte die „Tante"; die Großmama war überaus freundlich, Hellborn aber etwas zurückhaltend. Er machte ihr Vorwürfe über die reichen Geschenke für das Kind, welche er durchaus nicht geduldet haben würde, wenn er anwesend gewesen wäre.

„Bitte, zürnen Sie mir nicht, Herr Hellborn, und mißdeuten Sie meine Handlungsweise nicht," entgegnete Cecca sanft. „Was ich that, geschah aus reiner Zuneigung zu der lieben Kleinen, welche es mir gleichsam angethan hat. Wie hätte ich mir auch nur entfernt Hoffnung machen können, einen Mann wie Sie gewissermaßen bestechen zu wollen, um auf Ihren Entschluß einen Einfluß zu üben! Sie werden gewiß nicht so gering von meinem Takte denken, da ich ja von Ihnen nichts will als Wahrheit und treuen Rat und Hilfe! — Sie haben meine Papiere gelesen?"

„Zu dienen, Comtesse! mit inniger Teilnahme gelesen

und reiflich erwogen," sagte Hellborn. „Und Sie haben wirklich die Absicht, dieselben zu veröffentlichen?"

„Gewiß, Herr Hellborn! Sind Sie nicht damit einverstanden?"

„Offen gestanden, nein, meine Gnädige," erwiderte er fest. „Ich glaube sogar, Ihnen entschieden davon abraten zu müssen, selbst auf die Gefahr hin, daß ich Ihr Vertrauen einbüße. Ich nehme einen aufrichtigen, innigen Anteil an Ihrem Schicksal, aber ich muß Ihnen zu meinem Bedauern erklären, daß ich den Auftrag nicht übernehmen kann, dieses Ihr Schicksal zu einer Publikation zu verarbeiten. Mein Beruf und meine sonstigen Arbeiten erlauben mir es nicht."

„Auch nicht, wenn ich Ihnen Zeit dazu lasse und Ihnen feierlich verspreche, daß Ihr Name niemals genannt werden soll?" fragte sie bittend.

„Auch dann nicht, meine Gnädige," versetzte er mit ruhiger Entschiedenheit; „ich scheue die Öffentlichkeit nicht und bin nicht gewohnt, anonym zu schreiben."

„So muß ich eher annehmen, daß Sie nicht wollen, Herr Hellborn?" fragte sie niedergeschlagen.

„Nun denn, ja, ich kann, ich will nicht, aber in Ihrem Interesse, meine Gnädige, und Sie müssen mir erlauben, dies zu motivieren. Das Pasquill ist ein Schurkenstück, dessen Gemeinheit auf seine Urheber zurückfällt. Ein Wesen wie Sie, wie ich Sie aus Ihren Aufzeichnungen und Ihrer persönlichen Begegnung kennen gelernt zu haben glaube, darf einem feigen boshaften Angreifer nicht auf diesen schmutzigen Boden folgen, noch eine Polemik hervorrufen. Selbst wenn der feige Pasquillant unvorsichtig genug gewesen wäre, sich in seinem Machwerke eine Blöße zu geben, daß man ihn gerichtlich

belagen könnte, so würde ich von einem solchen Schritte abraten. Ihre Feinde würden dann nur jubeln und sagen: das Epigramm ist an seine Adresse gekommen; sie fühlt sich getroffen und es ist also etwas Wahres daran; wir haben jedenfalls unsern Zweck erreicht. Es würde, da die träge Masse so gern das Schlimmste glaubt, etwas von diesem Schmutz an Ihnen hängen bleiben. Dieses Pasquill ist wie der Stich eines giftigen Insekts; er hinterläßt eine Pustel, welche schmerzt, aber bald wieder verschwindet; töten Sie auch die Stechfliege, welche Sie verletzt hat, Sie können die Pustel nicht ungeschehen machen. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung ist es das Beste, Sie ignorieren den Angriff, als ob er Sie gar nicht berühre, gnädige Frau."

Cecca seufzte enttäuscht. „So soll denn dieser freche Mißbrauch der freien Presse ungerügt bleiben?" fragte sie.

„Klagen Sie darob nicht die Preßfreiheit an, meine Gnädige, denn sie ist ein Segen und trägt ihr Korrektiv in sich," erwiderte Hellborn beschwichtigend. „Derartige Gemeinheiten sind auch unter der Zensur vorgekommen und möglich gewesen, wie Hunderte von Fällen beweisen. Gegen die Bosheit und Gemeinheit, gegen die bösen Leidenschaften der Menschen vermag auch die strengste Preßpolizei, das rigoroseste Strafgesetz nicht zu schützen. Das klingt allerdings entmutigend, ist aber wahr. Jedes Gesetz kann mehr oder weniger umgangen werden, so daß es keine greifbare Wirkung äußern kann. Allein vor dem unbestechlichen Richter des sittlichen Gefühls giebt es keine Hinterthüren und Fluchtröhren, und jeder Gebildete, jeder unbefangen Denkende, jedes edle mitfühlende Gemüt wird sich mit Ekel von solchen Pasquillen abwenden und sie verdammen. — Was würden Sie aber damit bezwecken,

daß Sie jenen Lügen die Wahrheit der Thatsachen entgegenstellen wollten? Sie würden an eine stumpfe, teilnahmslose, skandalliebende Menge appellieren, für welche solche Dinge ein Gaudium sind. Sie würden den Parteigeist, den Klassenhaß, die Klatschsucht, die Lästerzungen zu Richtern über Dinge aufrufen, welche leidig sittliche Auswüchse sind, aber um des Anstandes willen besser verschwiegen bleiben! Sie würden den Namen verunglimpfen, welchen Sie doch selbst tragen; Sie würden einen Mann der öffentlichen Verachtung und Verurteilung preisgeben, der doch Ihr Vater war und der sein Vergehen bereits schrecklich gebüßt hat. Sie würden einen Haß gegen Ihre Schwestern bethätigen, welcher Ihrem weiblichen Gefühl nicht zur Ehre gereichen würde. Sie würden Ihr innerstes Leben, Ihre heiligsten Empfindungen einem parteiischen schiefen Urteil, einer lieblosen Beurteilung unterstellen, und dies hieße, um mich trivial auszudrücken, Perlen vor die Schweine werfen. Ohne Zweifel werden manche Ihnen Mitleid zollen und sich auf Ihre Seite schlagen, aber ebenso sicher werden noch weit mehrere sich gleichgültig oder feindlich zu Ihrer Sache stellen. Sie hätten vor Allem eine mächtige Kaste gegen sich, welche ängstlich über dem Ansehen ihres bevorzugten Standes wacht. Was gehen uns diese Vorgänge im Innern einer kernfaulen Adelsfamilie an? werden die Einen fragen; wofür solche Fäulnis an die Öffentlichkeit ziehen? Andere werden sagen: Diese Gräfin Wernau will durch die öffentliche Meinung auf die Richter wirken, und diese Richter werden sich gegen diesen Druck wehren und eher eine Voreingenommenheit gegen sie bekommen. Andere, die Sie nicht kennen, werden in Ihrer Veröffentlichung nur einen Versuch sehen, von sich reden zu machen; wieder Andere werden die Sitten-

strengen spielen und sagen: Dieser Mangel an Pietät rechtfertigt einigermaßen das Verfahren des Vaters und der Schwestern; und eine nicht kleine Zahl wird ungläubig sein und sagen: das ist nur ein Roman; solche Dinge sind in unserem Jahrhundert, in unserm geordneten Staat nicht mehr möglich! Diese Klägerin ist eine falsche Prätendentin."

„Was soll ich aber thun, Herr Hellborn?"

„Dulden, schweigen, tragen und auf Ihr Recht, auf die Gerechtigkeit Ihrer Sache vertrauen, gnädige Frau! Das erscheint mir als das Einzige und Richtige," versetzte Hellborn. „Dies zu lernen, ist nicht leicht, ich gebe es zu, aber es ist der einzige Weg für den Menschen, dieses Atom, sich mit der Unvollkommenheit aller irdischen Dinge abzuwenden. Hat sich ja sogar Napoleon III., der große Streber, der unersättliche Ringer nach Gewalt und Macht, zu dem Wahlspruch bekannt: ‚fais ce que dois, advienne qui pourra!'

Cecca schaute düster zu Boden; allein ihre Hoffnungen auf Hülfe und Unterstützung in ihrem Vorhaben, erschienen auf's neue vereitelt, sie selbst zur Ohnmacht und Ratlosigkeit auf's neue verdammt. „Ich danke Ihnen für die Mühe, welche ich Ihnen verursacht habe, für den Rat, welchen Sie mir gegeben, obwohl ich ihn noch nicht befolgen kann," sagte sie wehmütig. „Sie weisen mich in einer Art ab, daß ich kaum wagen darf, Sie wieder zu besuchen und das liebe Kind wiederzusehen, zu dem ich mich so sehr hingezogen fühle."

„Sie irren hierin, gnädige Gräfin," versetzte Hellborn mit Wärme. „Wenn ich Ihnen gegen Ihren Wunsch und Ihr Erwarten geraten habe, so that ich es nicht aus Gleichgültigkeit, sondern als Ihr wahrer Freund. Sie verlangten

Wahrheit und treuen Rat von mir — ich habe Ihnen denselben nach bestem Wissen, nach meinem aufrichtigsten Gefühl, nach meiner beschränkten Einsicht und Erfahrung gegeben. Ich hege das innigste, herzlichste Mitgefühl für Sie und Ihr Schicksal, allein ich bin ein Mann, der sich nach Kräften bemüht, niemals gegen seine Überzeugung zu handeln. Ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, ja eine Pflicht, Sie in jedem andern Falle nach bestem Wissen und Gewissen zu beraten und Ihnen beizustehen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort und fordere Sie auf, mir eine ehrliche Probe zu gewähren. Sie sollen gewiß Ihr Vertrauen nicht zu bereuen haben. Und meinem Kinde Ihr Wohlwollen zu entziehen, das liegt ja gewiß am allerwenigsten in meiner Absicht," setzte er, weicher und wärmer geworden hinzu. „Darf ich Elisen rufen?"

Sie nickte stumm. Das Kind eilte herein und zu Cecca, welche sie zärtlich an sich drückte und stumm liebkoste. „Tante, Du weinst ja? hat Papa Dich gezankt?" fragte das Kind und diese unschuldige Äußerung gab Cecca und Hellborn einen Stich durch's Herz. Cecca riß sich fast gewaltsam los und eilte hinweg, und instinktmäßig schloß Hellborn sein Kind in seine Arme.

XXI.

Selbst der getretene Wurm krümmt sich; dem menschlichen Gefühl aber liegt der Drang nach Rache näher als die stille Ergebung, und je energischer und feuriger eine Natur, desto mächtiger der Drang, sich gegen Unrecht und Kränkungen aufzulehnen. Cecca war daher einige Tage lang sehr verstimmt und gedrückt; sie sah in dem Bescheid, welchen Hellborn ihr gegeben hatte, nur eine Gleichgültigkeit oder den Versuch, sich einer Sache fernzuhalten, welche ihm möglicherweise Unannehmlichkeiten bereiten könne. Je enttäuschter und vereinsamter sie sich hierdurch fühlte, desto feuriger ward ihr Drang, sich zu rächen und die gehässigen feigen Mittel zu denunzieren, deren sich ihre Feinde bedienten, um sie zu erniedrigen und zu verleumden. Warum diese Elenden nicht mit gleicher Münze bezahlen? Wie man in den Wald schreit, so hallt es ja zurück; sie beabsichtigte ja nur Abwehr eines gemeinen Angriffs. Mußte sie darin notgedrungen ihren Vater blosstellen, ei nun, hatte er es nicht durch seine unnatürliche Handlungsweise verdient?

Als Borchard eines Abends zum Besuch kam, entging ihm die Veränderung nicht, welche mit ihr vor-

gegangen war, und er drang in sie, ihm zu gestehen, was sie drücke. Der ehrlichen Teilnahme vermochte Cecca nicht zu widerstehen und sie klagte ihm ihr Anliegen, weihte ihn in ihre ganze Lage ein und zeigte ihm das Pasquill und ihre Aufzeichnungen. Der eindrucksfähige Gefühlsmensch erfaßte mit Leidenschaft Cecca's Partie.

„Beim Gewitter, Sie sind ja eine wahre Märtyrerin, Comtesse!“ rief er. „Wie? solch ein treues, gutes, wackeres Wesen wie Sie, sind das Ziel solcher teuflischer Ränke? — Nein, nein und in aller Teufel Namen nein! Ihnen muß geholfen werden! Lassen Sie nur mich machen! — Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und die Ansicht eines einzelnen Mannes ist noch kein bindendes Urteil. Dieser Herr Hellborn mag ein sehr gescheidter und braver Mensch sein, das will ich ihm nicht bestreiten; aber er ist ein Konservativer, einer von jenen verwünschten Laodicäern, welche nicht kalt und nicht warm sind; er arbeitet an einem konservativen Blatte, das freisinnig sein, das vermitteln will und weder Fleisch noch Fisch ist. Zum Henker mit allen diesen Verkleisterungen, mit diesem politischen Helldunkel! Ich, ich bin Demokrat, wie es heutzutage jeder wackere Junge ist, der nicht mit einem goldenen Löffel im Munde auf die Welt kam. Und wär' ich nicht schon aus Überzeugung ein geschworener Feind von Bureaukratie, Pfaffentum, Monopol und Privilegium, von Reaktion und Bevormundung, von Adel, Kirche und dem ganzen Jammer unserer heuchlerischen Zustände und unserer sozialen Fäulnis, so würde mich die Teilnahme an Ihrem Schicksal dazu machen, das mir aufs neue die Korruption in jenen oberen Schichten zeigt. Ihnen muß geholfen werden, liebe Gräfin! Ich setze meinen Kopf zum Pfande!“

„Wie gut von Ihnen, Herr Borchard! wie freundlich und ritterlich!“ sagte Cecca sichtlich aufatmend und drückte ihm die Hand. „Aber was wollen Sie thun?“

„Das sollen Sie bald sehen, Gräfin!“ rief er mit wilder Energie. „Ich rufe für Sie die Hilfe der Partei an. Ihre Angelegenheit muß vor die Oeffentlichkeit, wie es Ihnen Ihr richtiges Gesicht eingab, nicht wie es Herr Hellborn verhindern und verkleistern wollte. Ich kenne die meisten unserer jüngeren demokratischen Redakteure und Publizisten — wackere, kecke, mutige, frische Jungen, die mit Macht den alten Staatskarren aus dem Sumpfe ziehen wollen. Für diese ist ein solcher Fall wahrer Kaviar. Sobald ich diese Papiere gelesen habe, biete ich meine Freunde, biete ich die Partei auf. Wir bringen die Sache in der hauptstädtischen Presse in Anregung, die Provinzial-Presse druckt es nach, die öffentliche Meinung wird dafür gewonnen und in wenigen Wochen schreit die Niederträchtigkeit, womit man Sie behandelt hat, gen Himmel, und alle Welt zeigt mit Fingern auf Ihre Gegner, daß sie sich in ein Mausloch verkriechen möchten! Lassen Sie nur mich machen — wir treiben das Gesindel zu Paaren!“

„Ihre Zuversicht ermutigt mich wieder und giebt mir einige Hoffnung“, versetzte Cecca tief ergriffen, denn diese kühnen Deklamationen fanden ja ein nur allzu bereitwilliges Echo in ihrer Seele. „Aber sind Sie auch wirklich Ihres Erfolges schon so sicher, lieber Freund?“

„Na, ob? Zweifeln Sie nicht, liebe Gräfin, weil dieser Herr Hellborn Ihnen einen Floh ins Ohr gesetzt hat. Oh, die Presse ist eine Macht! Darf ich Ihnen einige meiner Freunde von der Presse vorstellen? Sie werden dann hören, wie diese quicken, schneidigen Jungen

die Sache auffassen und wie sie dann neben dem sachlichen auch noch ein persönliches Interesse in die Geschichte hereintragen."

„Wenn Sie es für förderlich und zweckmäßig halten, lieber Borchard, so machen Sie mich mit einigen Ihrer Freunde bekannt", sagte Cecca halb gewonnen. „Ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein. Ich fühle mich ja ohnedem mit diesen Herren in vielen Dingen eins — in dem Haß gegen diese bevorrechteten Stände und ihren Stolz, gegen diesen Adel, der nur im Namen und nicht im Wesen besteht; im Haß gegen diese soziale Heuchelei, die um so gefährlicher ist, weil sie im Schutze von Einfluß und Ansehen ihren häßlichen Leidenschaften fröhnen kann! . . ."

„Oh, geben Sie acht, wie wir diese Elenden entlarven werden!" rief Borchard. „Wir werden Entrüstungs-Meetings halten, deren Wutgeschrei bis zum Throne dringen soll!" Und in diesen und ähnlichen Deklamationen erging sich der junge Künstler in bestem Glauben, bis er sich beinahe heiser geredet hatte, und es gelang ihm, Cecca mitzureißen. Diese zuversichtlichen Worte klangen ihr ja wie Musik und gossen Oel in das Feuer ihres Hasses.

Borchard blieb aber nicht bei den Deklamationen allein stehen, er handelte auch. Er führte Cecca einige seiner Freunde zu: junge Heißsporne voll Ingrimm gegen die Majorität, gegen die Aristokratie der Geburt, des Amts und des Goldes, voll Zuversicht in die Macht ihrer Phrasen und ihrer Beredsamkeit, voll Eifer für Menschenrecht und Menschenwürde, Volkswohl, Volkssouveränität, voll blendender Träume von der herrlichen Zukunft, welche der Sturz des Bestehenden und die Verwirklichung ihrer Ideale von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auf-

bauen würde. Sie tranken bei Cecca Kaffee, waren entzückt von ihrer Liebenswürdigkeit, waideten sich an ihrer Schönheit und gelobten den glühendsten Eifer; einige pumpten die Gräfin sogar an. Binnen wenigen Tagen erschienen in mehreren Zeitungen bald kürzere bald längere Artikel mit oder ohne Namen über Cecca's Lebensgeschichte, über ihre Prozesse, über die Bosheit, Selbstsucht und Niederträchtigkeit ihrer Verwandten, über die Armseligkeit und Mangelhaftigkeit der Gesetze, welche die Rechte Cecca's nicht genügend schützten, und schüchterne Anfragen an die Gerichte, warum diese Prozesse nicht erledigt würden. Man sprach in der ganzen Stadt davon und fragte nach den Namen; man diskutierte den Fall in den Salons und verurteilte voll Entrüstung die Taktlosigkeit und Frechheit, womit solche Familiensachen in der einseitigsten und gehässigsten und jedenfalls in gefälschter Weise vor die Öffentlichkeit gebracht würden. Man besprach die Sache an den Biertischen und bauschte den Fall bald zu einer schreienden Rechtsverletzung, bald zu einem abenteuerlichen Anspruch, ähnlich dem bekannten englischen Prozesse in Sachen Tichborne's, auf, und brachte die abenteuerlichsten Gerüchte in Umlauf, welche nur dazu dienten, Cecca's Namen in jedermann's Mund zu bringen.

Eines Abends kam Borchard mit zweien seiner Freunde, um Cecca einzuladen, in dem Entrüstungs-Meeting zu erscheinen, welches ihre „Freunde" in ein öffentliches Bierlokal ausgeschrieben hatten. Cecca erschrak über dieses Ansinnen, denn nach ihrem Gefühl waren ihre „Freunde" hierin doch zu weit gegangen. Sie weigerte sich entschieden, in dieser Weise öffentlich aufzutreten und sich einer gaffenden Menge vorstellen zu lassen; sie blieb taub gegen alle Bitten und Zureden, und das Meeting mußte ohne sie abgehalten

werden. Die Mehrzahl der Besucher bestand aus Leuten aus dem Volk, von beiden Geschlechtern, einigen Zeitungs-Reportern, einigen Weißbier-Philistern und vielen jungen Leuten aus dem Bürgerstand, welche gekommen waren, die bildschöne Gräfin selber zu sehen und sprechen zu hören, wie das Gerücht versprochen hatte. Die hohe Polizei war natürlich ebenfalls durch ihre Organe vertreten. Nachdem die versammelte Menge Bier trinkend und Cigarren rauchend längere Zeit vergebens auf die Erscheinung der Gräfin geharrt hatte, mußte endlich einer der Einberufer der Versammlung sich zu einer Rede bequemen, um dem ungeduldigen Pochen und Murren zu steuern. Er schilderte zunächst den Zweck der Versammlung, nämlich eine Kundgebung zu Gunsten einer an ihrem Recht verkümmerten schutzlosen jungen Frau zu veranlassen, um der mit frech erhobenen Haupt und mit Riesenschritten herannahenden Reaktion zu steuern, um gegen die Versumpfung zu protestieren, welche im öffentlichen Leben einzureißen drohe, um den höheren richterlichen Behörden zu erklären, daß eine hochansehnliche Versammlung erleuchteter, loyaler und unabhängiger Bürger wünsche und hoffe, es möge in der Sache dieser Dame mit allen Mitteln des Gesetzes einer Vergewaltigung derselben durch Menschen gesteuert werden, welche selbst zu den verwerflichsten Mitteln greifen, um ihre selbstsüchtigen Intriguen und Pläne durchzusetzen, u. dergl. m. Die Rede, mit Pathos und sittlicher Entrüstung vorgetragen und reichlich mit den demokratischen Schlagwörtern und Phrasen durchspickt, gipfelte in der Aufforderung, die hochansehnliche Versammlung möge ihren Abscheu und ihre Entrüstung darüber kundgeben, daß in unserer Zeit und in unserem Vaterlande noch solche Ereignisse vorkommen könnten, welche an die finstersten und

rechtslosesten Zustände des Mittelalters erinnerten und aller Humanität, aller Zivilisation und allem sittlichen und Naturrecht Hohn sprächen!

Ein wilder Beifallssturm, eine tobende Zustimmung der Zuhörer war die Antwort, und aus dem betäubenden Lärm erschollen einige Drohrufe, so daß der Polizeileutnant aufstand und sich drohend im Kreise umsah.

„Ein Hoch auf das arme Schlachtopfer! Die Gräfin hoch! Ein Hurrah für die Gräfin!“ schrie eine Stentor-Stimme, und die Menge brüllte mit.

„Sie soll sich zeigen! Die Gräfin soll sich zeigen!“ schrieen nun andere, und auch dieses Verlangen ward tumultuarisch unterstützt. Der Präsident bat mit Stimme und Geberde um Ruhe, und erklärte: Die Dame lasse sich entschuldigen, sie sei leidend. Neue Rufe erschollen. „Sie soll sich dennoch zeigen!“ „Schämt sie sich an uns!“ „Das ist ja ein Possenspiel!“ u. dergl. m. Ein frecher Junge pfiff auf den Fingern und Dutzende pfiffen mit und machten einen Höllenlärm. Hohngelächter, schlechte Witze, beißende Bemerkungen von allen Seiten, bis der Polizeileutnant den Helm aufsetzte und die Versammlung für aufgelöst erklärte, worauf unter Hohngeschrei und Pfeifen die Menge auseinander ging, und die Veranstalter des Meetings wie begossene Hunde dastanden.

Am andern Tage brachten die Zeitungen die widersprechendsten Berichte über das Entrüstungs-Meeting. Nach dem einen Berichte war die Versammlung in bester Ordnung verlaufen und der Ausdruck der Teilnahme und Entrüstung ein allgemeiner und unzweideutiger gewesen. Nach anderen war die Versammlung eine Taktlosigkeit, ein Mißgriff, ein frevelhaftes Attentat auf den guten Ruf ehrbarer Leute, welche nur ihr Recht verteidigten, eine blinde

mutwillige Pöbeldemonstration gewesen, welche die Polizei mit vollstem Recht aufgelöst hatte und für deren Veranstaltung die Urheber zur Rechenschaft gezogen werden sollten. Die konservativen Blätter protestierten energisch über einen solchen Versuch, durch Pöbeldemonstrationen auf den Verlauf von Zivilprozessen einwirken und Klassenhaß heraufbeschwören zu wollen, und sagten sowohl der Gräfin wie den Veranstaltern bittere Worte. Die gemäßigten Blätter nannten das Vorgehen eine Unbesonnenheit und einen tollen Streich und beklagten die Verblendung der Klägerin, die so wenig Vertrauen zu ihrer guten Sache habe, daß sie zu solchen Mitteln greifen zu müssen glaube. Die sogenannten „Volksblätter" nannten in der Replik diese Berichte parteiisch, vorurteilsvoll, unwahr, und gaben nur zu, daß „eine offenbar von der Gegenpartei beeinflußte kleine Schaar die friedliche Erörterung einer solch' wichtigen Frage des öffentlichen Rechts zu stören versucht und durch wüsten Lärm die Aufhebung der Versammlung herbeigeführt habe." Und in diesem Sinne wurde das Ereignis auch Cecca berichtet, welche nun ihre neuen Anhänger bat, doch von weiteren solchen Kundgebungen abzustehen.

Nur eine einzige öffentliche Stimme in der „Zeit" besprach den Vorfall ruhig, besonnen und maßvoll; verurteilte Mittel und Zweck und äußerte die Überzeugung, daß die Person, um derenwillen das Meeting veranstaltet worden, dem ganzen Handel fremd, daß ihr Name mißbraucht worden sei, um einigen Hitzköpfen Gelegenheit zu geben, sich geltend zu machen. Die betreffende Dame werde nun wohl sagen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden; mit meinen Feinden werde ich schon fertig werden." Sie werde gewiß nicht die Absicht gehabt haben, ihre Sache,

die genügend begründet sei, in dieser Weise vor die Öffentlichkeit zu bringen, um so mehr, als bereits mehrere Instanzen sich zu ihren Gunsten ausgesprochen haben und sie sich nur zu gedulden brauche, um ihren Zweck auf dem ordnungsmäßigen und gesetzlichen Wege zu erreichen. Sie sei daher zu beklagen, daß sich Unberufene und Übereifrige ihrer Sache angenommen haben u. s. w. Der Artikel war mit H. H. gezeichnet und war Cecca unter Kreuzband zugesandt worden. Sie erriet natürlich den Verfasser und war ihm dankbar, auch wenn sie sich beschämt fühlte. Sie besuchte Hellborn, um ihm zu danken, und er empfing sie mild und freundlich, aber etwas zurückhaltend. Er ersparte ihr jedes Wort des Tadels, jene Anspielung auf seinen frühern Rat, sondern mahnte sie nur zur Geduld und zur stillen Ausdauer.

„Ich werde Ihnen nun gewiß folgen“, sagte Cecca reumütig. „Sie hatten ja nur allzu sehr Recht. Aber ich bin ein armes, schutzloses Geschöpf, ohne Rat, ohne Verständnis, ohne eine sichere Führung. Ich habe gewiß dies nicht gewollt, sondern, wie Goethe's Zauberlehrling, Geister heraufbeschworen, die ich nun nicht mehr bannen kann. Ich bin, glauben Sie es mir, mehr zu beklagen, als zu tadeln.“

„Das bin ich überzeugt, gnädige Frau, aber selbst dies enthebt Sie nicht aller Verantwortlichkeit“, erwiderte Hellborn sanft. „Ich begreife Sie einigermaßen. Der Gedanke an Wiedervergeltung ist ja ein natürlicher, dem Menschen angeborener, aber er berührt sich mit jenen Leidenschaften, welche zu beherrschen uns Vernunft, Christentum und Bildung gebieten. Wer sich rächen will, muß die Mittel und Folgen erwägen. Die Unzulänglichkeit und Verkehrtheit der Mittel haben Sie kennen gelernt; über die Folgen wird Sie Nachdenken und Zukunft belehren. Sie

haben nun Ihr ganzes äußeres und inneres Leben der unberufensten willkürlichsten Beurteilung, der indiskretesten Nachforschung preisgegeben; sie haben Ihren Gegnern eine wunde Stelle geboten. Warum können Sie dem ungestümen Herzen, dem heimlichen Stolze nicht stärker gebieten, Frau Gräfin? Sie sind im Besitze eines Vermögens, welches Ihnen eine standesgemäße Unabhängigkeit sichert und Sie über des Lebens Notdurft erhebt. Warum wollen Sie sich nicht dankbar und zufrieden darein ergeben und einen friedlichen, gebildeten Lebenskreis aufsuchen, welcher Ihnen kongenial ist und in welchem Sie sich Achtung, Wohlwollen und Freundschaft erwerben können? Sie haben nicht einmal den Milderungsgrund für sich, daß äußere Umstände und direkte Angriffe Ihren Frieden stören."

„Sie haben Recht, Herr Hellborn; es war eine dämonische Verblendung, daß ich ihnen nicht folgte", sagte Cecca demütig. „Ich sehe, daß Sie mein wahrer Freund sind und mir wirklich wohlwollen. Der Himmel lohne es Ihnen! Ach, ich bitte Sie, gestatten Sie mir, mich hie und da zu Ihnen zu flüchten und mir Ihren Rat zu holen, mich auszusprechen. Ich bedarf es gar so sehr, oder besuchen Sie mich zuweilen auf ein Stündchen, wenn es Ihre Zeit erlaubt!"

„Kommen Sie zu mir, so oft es Sie drängt, sich meiner Dienste zu bedienenen — Sie werden mir stets willkommen sein", sagte er mit einer Art väterlichen Wohlwollens, obwohl er nur vielleicht sechs oder sieben Jahre älter war als sie. —

Der unliebsame Vorfall ward schnell vergessen, denn in einer Großstadt ist die Flut der neuen Ereignisse so groß, daß sie bald die älteren hinwegspült. Allein eine

unangenehme Folge hatte die öffentliche Erörterung doch für Cecca gehabt: mehrere Tage lang liefen Dutzende von Bettelbriefen und von anderen Schreiben bei ihr ein, welche sie in der unangenehmsten Weise daran erinnerten, daß sie wider Willen ein öffentlicher Charakter geworden sei. Die einen baten in allen Tonarten um Unterstützung, um Darlehen selbst von größeren Beträgen; die anderen boten ihr ihren Schutz oder ihre Dienste an, wollten zu ihren Gunsten schreiben, ihren Einfluß für sie gelten machen, sie vor Verfolgungen und Unannehmlichkeiten sicher stellen, sie sogar dem Schutze allerhöchster Personen empfehlen. Dazu stellten sich eine Menge dunkler Existenzen bei ihr ein, welche ihre persönliche Bekanntschaft machen wollten: Offiziere a. D., sogenannte Gutsbesitzer, bürgerliche und adelige, sogenannte Zeitungsschreiber, welche sie interviewen wollten, u. a. m. Als sie Borchard ihre Not klagte, lachte dieser und sagte: „Diese Besucher lassen Sie ohne Ausnahme abweisen, und den ganzen Plunder der Briefe werfen Sie ungelesen in's Feuer, denn sonst kriegen Sie keine leibliche Ruhe mehr. Dies sind lauter Harpyen, welche Sie aufzehren wollen. So geht es in allen Großstädten; es wimmelt hier von Bassermann'schen Gestalten und von einem Gesindel, das nur von seinem Witz lebt!"

Dasselbe sagten auch ihre angeblichen Freunde, die demokratischen Schriftsteller und Reporter, welche sie nicht mehr los werden konnte und die sehr gern bei ihr Thee oder Kaffee tranken, ihre freisinnigen Grundsätze entwickelten und mit ihr weidlich auf den Adel schimpften, den sie für die größte Pestbeule am Körper der menschlichen Gesellschaft, für das größte Hemmnis alles Fortschritts erklärten. Diese Kaste hing, nach ihrem Vorgeben, zusammen wie Kletten, nahm alle hohen und gutbezahlten

Ämter im Zivil- und Militärdienste für sich in Anspruch, machte Jagd auf alle Töchter reicher Häuser, um mit deren Geld ihrem Müßiggang, ihren Leidenschaften und ihrer Genußsucht zu fröhnen und die bethörten Damen dann zu mißhandeln, auszubeuten, zu verachten und zu verhöhnen. Diese Urteile unterstützten sie mit Beispielen aus dem wirklichen Leben, aus der Skandalchronik der Stadt, und entwarfen Cecca ein Zerrbild von den sittlichen Zuständen in den höheren Ständen, das ihr ein Mißtrauen und einen Haß gegen die Standesgenossen ihres Vaters einflößte, die durch ihre eigenen Erfahrungen nur allzusehr bestätigt zu werden schienen. Wollten diese Helden der Opposition etwa nur darum Cecca von jener Aristokratie ablösen, um selbst sie zu heiraten?

XXII.

Cecca besuchte nun häufiger Hellborn's Haus, auch in Stunden, wo dieser in seinem Berufe abwesend war, um mit der kleinen Elise zu spielen oder mit Frau Held zu plaudern, oder sie empfing die Großmama und das Kind bei sich. Frau Held war eine einfache, anspruchslose Bürgerfrau, die Witwe eines Handwerkers, eine schlichte, treue Seele, welche mit der innigsten Zärtlichkeit an dem Kinde ihrer einzigen Tochter und mit einer dankbaren Verehrung an ihrem Schwiegersohne Hellborn hing. Cecca's Wohlwollen für das Kind hatte das Herz Elisens wie das der Großmutter gewonnen. Cecca plauderte so freundlich mit beiden und hörte so aufmerksam und geduldig zu, wenn Frau Held von ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn erzählte, denn wovon das Herz voll ist, dessen gehet ja der Mund über. Cecca erfuhr aus dieser treuen Quelle bald die ganze Geschichte von Hellborn's äußerem und innerem Leben. Hans Hellborn war der Sohn eines niederen Beamten in einem deutschen Mittelstaate; er hatte sich schon als Knabe durch Talent und Fleiß ausgezeichnet und seine Eltern hatten sich Entbehrungen auferlegt, um ihn studieren zu lassen. Als er kaum die Universität ver=

lassen hatte, war sein Vater gestorben; Mutter und Sohn hatten von der kleinen Pension der ersteren darbend und ringend gelebt, bis Hans sich selbst etwas verdienen konnte. Er hatte seine kränkliche Mutter auf den Händen getragen, und war ein musterhafter Sohn gewesen, hatte sich alles versagt, nur um der Mutter einige Behaglichkeiten verschaffen zu können, hatte Tag und Nacht studiert und gelernt. Dann hatte er einmal auf einem Spaziergang Frau Held und ihre Tochter begegnet, und daraus war eine Bekanntschaft und später eine Verlobung entstanden, obwohl Hans bei seinen Aussichten ganz andere Partien hätte machen können. Hierauf kam sein Prozeß, seine ungerechte Verurteilung, seine Gefängnisstrafe, die das bescheidene Glück dieses Verlobtenstandes jäh unterbrach. Hellborn's Mutter war schon in den ersten Wochen seiner Haft bestorben; er hatte sie nicht einmal zur letzten Ruhestätte begleiten dürfen. Nun erkannten es Mutter Held und ihre Tochter für ihre Pflicht, für den Gefangenen zu sorgen, seinen Unterhalt zu bestreiten, ihm Bücher und Behaglichkeit zu verschaffen, ihn vergessen zu machen, daß er arm sei, ihn zu trösten und aufrecht zu erhalten. Elise hatte Tag und Nacht gearbeitet und den Grund zu ihrer späteren verhängnisvollen Brustkrankheit gelegt. Als nun Hans nach zwei Jahren freigegeben ward und einen neuen Beruf ergreifen mußte, wurden die Liebenden wieder getrennt und konnten sich nur schreiben. Aber Hans machte übermenschliche Anstrengungen, um sich eine Stellung zu erwerben, welche ihm erlauben würde, Elise heimzuführen. Er hatte deshalb schon im Gefängnis viel studiert und gelernt, denn er war entschlossen gewesen, sein Vaterland und den Staatsdienst aufzugeben. Sobald er eine Stelle in einer Zeitungs-Redaktion gefunden, hatte er Elisen

heimgeführt und auch deren Mutter zu sich genommen. Ach, und wie glücklich hatten sie in ihrem Ehestand gelebt, unter den bescheidensten Verhältnissen, im reinsten Glücke, wie hatte er das schlichte Bürgermädchen gewissermaßen veredelnd zu sich emporgezogen! wie hatte er nur für sie gelebt, besonders als sie bald nach der Geburt ihres Töchterchens zu kränkeln begann! wie liebreich hatte er sie verpflegt, wie tief und wahr ihren Tod betrauert, wie freundlich und rücksichtsvoll behandelte er um der Verlorenen willen ihre Mutter, mit welcher unsäglichen Liebe hing er an dem Kinde! Wie geduldig ergab er sich in diesen aufregenden, mühsamen Beruf, der ihn eigentlich gar nicht befriedigte und für den er wahrhaft zu gut war — alles nur, um den Seinigen ein ruhiges, sorgenfreies Dasein zu bereiten! wie emsig und unverdrossen arbeitete er beinahe allnächtlich bis in die kleinen Stunden hinein, nur um einen Notpfennig zurückzulegen! . . .

Kurzum, Frau Held konnte nicht müde werden, aus innerstem Herzensdrang das Loblied ihres Tochtersohnes zu singen, das aus diesem Munde um so gewichtiger war, und Cecca konnte nicht müde werden, von diesem Manne zu hören, welcher ihr in allen Stücken imponierte. Von Herzen stimmte Cecca in sein Lob ein und setzte sich dadurch in Frau Held's Achtung und Verehrung nur noch mehr fest. Cecca erfuhr mit aufrichtiger Teilnahme, daß Hellborn damals nur deshalb fünf Wochen in Baden habe zubringen müssen, weil seine Gesundheit durch die Pflege seiner Gattin und durch sein angestrengtes Arbeiten so sehr gelitten hatte, daß er dann bald nach seiner Genesung seine Stelle verloren und eine Zeit lang privatisiert habe, bis er diese Anstellung in Berlin gefunden; daß es ihm in Berlin nicht gefalle, und er ein stilles Heimweh nach

den Hügeln seines engeren Vaterlandes habe wie Frau Held, welche sich in diesem Häusermeer, in diesem Menschengewimmel und Lärm nicht gefalle, daß Hellborn aber dieses Gefühl möglichst in sich zu verschließen suche.

Ach wie gerne hätte Cecca diesem Manne zu einem besseren und behaglicheren Dasein verholfen und zu einem Berufe, der ihm besser gefallen würde! Aber wie sollte sie dies anstellen, ohne sein Selbstgefühl zu verletzen?

Wochen vergingen, und man hatte die Gräfin Wernau und ihren Rechtshandel bereits vergessen, als sie plötzlich wieder zum Gespräch eines Teils der Stadt wurde. Cecca hatte sich von Borchard malen lassen, um sich für seine Freundschaft und für seine Dienstleistungen einigermaßen erkenntlich zu beweisen. Das Bild war fertig, ein beinahe lebensgroßes Kniestück, — selbst Künstler nannten es das beste Porträt, das Borchard je gemalt habe. Er hatte gewünscht, daß sie sich im Reitkleid malen ließe, weil das sie am vorteilhaftesten kleide. Das Hütchen mit dem hellblauen Schleier auf dem Kopfe, mit aufgelöstem Haar, im dunkelbraunen Reitkleide stand sie da und schien wie lebend aus dem Bilde herauszutreten; ihre herrliche Gestalt voll ungesuchter Grazie und edlem Anstand, das schöne, regelmäßige Gesicht mit einem leichten Lächeln um den Mund, die prächtigen Augen wie sinnend in's Weite schauend — Zeichnung, Farbe, Ausdruck, Haltung, Individualisierung vortrefflich.

Das Porträt stand im Laden eines Vergolders in einer der frequentesten Straßen am Schaufenster ausgestellt, welches den ganzen Tag von Neugierigen umlagert war, die die herrliche Frauengestalt und die meisterhafte Arbeit bewunderten. Die Zeitungen sprachen von dem Bilde als einer hervorragenden Kunstleistung, um den

Künstler zu empfehlen; sie nannten den Namen des Künstlers und des Modells, denn der Vergolder hatte ja auf eigene Faust einen Zettel mit dieser Angabe daran geheftet. So ward die Erinnerung an die Gräfin Wernau wieder im Publikum aufgefrischt.

Cecca erfuhr diese Thatsachen erst aus den Zeitungen und erschrak darüber; sie erfuhr es erst, als man schon in allen Kreisen von der „roten Gräfin“ sprach, denn diesen Namen hatte ihr ein demokratisches Blatt gegeben. Augenblicklich eilte sie zu Borchard und bat ihn; das Bild wegzunehmen. Sie hatte ihm allerdings erlaubt, das Bild auszustellen, da die große Ausstellung der Kunstgegenstände erst im Herbste stattfindet. Er ging sogleich auf ihr Verlangen ein und beteuerte seine Unschuld an dieser Indiskretion, aber der Schaden war schon geschehen, das Bild schon bekannt geworden. Verstimmt ließ sie es in ihre Wohnung schaffen und wagte einige Tage nicht auszugehen, damit man nicht mit den Fingern auf sie zeige.

Allein bald sollte sie noch unangenehmer an das Spiel mit ihrem Namen erinnert werden, denn eines Tages kam Borchard, welchem sie allerdings jene Dinge nicht nachtrug, erregt zu ihr und brachte ihr die Nachricht, daß einige seiner Freunde auf das Stadtgericht entboten worden seien, um sich wegen jenes Entrüstungs-Meetings zu verantworten. Einer der gewandtesten und schneidigsten Advokaten der Hauptstadt hatte eine Klage wegen Injurie in einer öffentlichen Versammlung gegen sie eingereicht, im Namen und Auftrag eines Oberstleutnants v. Volitz, der in jener Versammlung mit Namen genannt worden sei als einer von den „nichtswürdigen, perfiden, ränkevollen“ Verwandten, welche der sogenannten Gräfin v. Wernau ihre Rechte streitig machten. Dieser Klage hatten sich noch ein Graf

Rubion und ein Baron v. Rauhenfels namens ihrer Gattinnen angeschlossen, welche ebenfalls mit jener entehrenden Bezüchtigung genannt worden seien.

Cecca war über diese Mitteilung in hohem Grade erschrocken. Sie hatte vor einigen Tagen von Dr. Holzhagen einen Brief mit der Nachricht erhalten, daß Herr v. Volitz seinen Prozeß gegen sie auch in zweiter Instanz verloren habe, und dies war also ein Revanche-Versuch.

„Du lieber Himmel! die ganze Sache war mir von vorn herein höchst fatal," sagte Cecca. „Jetzt soll sie auch nachträglich diese Blasen aufwerfen? Ist es denn wirklich wahr, daß Ihr Freund diese Namen genannt hat?"

„Ich weiß es nicht und kann mich nicht entsinnen, Gnädige," versetzte Borchard verlegen. „Es ist zu lange her, und ich kann mich in der That nicht mehr erinnern. Thatsache ist nur, daß Beckmann und Feilitz es leugnen, aber Beckmann ist allerdings furios in's Zeug gegangen, und wenn der eitle Bursche einmal die Schütze zieht, so klappert sein Mundwerk bis dort hinaus. Die Klage soll sich auf fünf klassische Zeugen berufen, darunter ein Polizeibeamter. Das macht die Sache eklig."

„Und welche Strafe erwartet die Herren?" fragte Cecca. Es ist selbstredend, daß ich die Geldbuße ersetzen werde."

„Beckmann meint, mit dem Geld allein werde es nicht abgethan sein; wenn überwiesen, werde er brummen müssen."

„Auch hierfür werde ich ihnen Ersatz zu leisten suchen, so unlieb mir die ganze Sache ist, lieber Borchard . . . Sie werden mir bezeugen müssen, daß ich nichts davon wußte, daß ich abredete und bat, als ich es erfuhr, daß es nie meine Absicht war, in solcher Weise meine Sache geführt zu sehen."

„Nun ja, das ist vollkommen wahr, meine Gnädige,“ sagte Borchard verlegen. „Die ganze vertrackte Geschichte wird am Ende auf mich hinausgebracht werden, denn in meinem Atelier bei einem Champagner-Frühstück ward der ganze Plan geschmiedet. Ich hatte es gut gemeint, aber der Eifer hat meinen Verstand mit fortgerissen. Ich hatte keine Ahnung von den Folgen und den tollen Jungen kam das Bißchen Skandal ganz gelegen. Na, die Milch ist verschüttet, da hilft nun kein Bedauern mehr, und die Geschichte ist mir nur um Ihretwillen leid, meine Gnädige.“

„Ich denke nicht an mich, Herr Borchard, denn mich kann ja keine direkte Schuld treffen,“ sagte Cecca. „Ich denke an Sie und die anderen Herren, und an den Schaden, welchen Sie alle dadurch erleiden können und vor dem ich Sie bewahren möchte. Sagen Sie mir, lieber Freund, kann ich Ihnen Allen nicht helfen? Nennen Sie mir eine Summe, welche hinreicht, diese meine Freunde und Verteidiger alle vor Nachteil zu sichern, und ich bin jeden Augenblick mit Vergnügen erbötig, dieselbe anzuweisen.“

„Sehr verbunden, meine Gnädige! ich nehme Ihr Anerbieten für meine Freunde mit Dank an,“ versetzte der Maler. „Aus dem Bißchen ‚Brummen‘ machen sich die Jungen nichts, denn so 'ne paar Wochen gezwungener Muße hinter Glas und Rahmen am Plötzensee ist eine Art Erholung und Ausspannung und giebt den Jungen ein Relief bei der Partei und die Glorie eines Märtyrertums und macht sie noch verbissener gegen das herrschende System. Aber mit der Geldstrafe wird es bei ihnen hapern, denn diese deckt im vorliegenden Falle die Partei nicht; das wird als Privat-Angelegenheit behandelt. Es wird meinen Freunden daher sehr erwünscht sein, in dieser Hinsicht eine beruhigende Versicherung zu erhalten, — vielleicht

wird der eine oder der andere auch ein kleines Schmerzensgeld nicht verschmähen und möglicherweise erwarten, da Sie sich ja gegen die Partei so großmütig gezeigt haben . . .“

„Stille, stille davon, Herr Borchard! das braucht niemand zu wissen,“ fiel Cecca ihm halb ängstlich in's Wort. „Ich werde mich gewiß in jeder Hinsicht gegen Ihre Freunde erkenntlich zeigen. Bitte, nennen Sie mir nur eine Summe.“

„Später, später, meine Gnädige, denn vorerst läßt sich ja der Gang der Sache noch nicht absehen,“ erwiderte Borchard. „Die Geschichte gewinnt nur dadurch ein garstiges Ansehen, daß sie in den Händen eines Staatsanwalts ist, der für einen Streber und Schnüffler par excellence gilt, und diese Herren schlagen ja aus jedem derartigen Anlaß Kapital, um Carriere zu machen. Allein bange machen gilt nicht,“ setzte er in seinem gewöhnlichen Humor und leichtlebigen Ton verfallend hinzu; „so eklig die Geschichte auch alla prima vista sich ansieht, so wird ja am Ende keine Suppe so heiß ausgelöffelt als sie gekocht ward. Ich hielt es nur für meine Pflicht, Sie von dem dummen Handel zu benachrichtigen, meine Gnädige.“

Damit ging er, um seinen Freunden die beruhigende Kunde zu bringen, daß die Großmut der Comtesse sie nicht im Stiche lassen werde.

Cecca war einige Tage lang in einer unangenehmen Aufregung; sie fühlte, daß sie nicht nur eine Unbesonnenheit und Taktlosigkeit, sondern vielleicht ein Unrecht begangen, daß sich direkt oder indirekt kompromittiert habe, ohne auch nur den mindesten Vorteil davon zu haben. Sie schämte sich gewissermaßen vor sich selbst und hätte viel darum gegeben, wenn sie die ganze Geschichte hätte ungeschehen machen können. Sie hatte große Lust, sich Herrn Hellborn anzuvertrauen und ihn um Rat zu bitten, allein sie schämte

sich vor ihm; sie bereute es, seinen Rat mißachtet zu haben, und sie fürchtete, wo nicht seine Schadenfreude oder Vorwürfe, so doch die Möglichkeit, daß er darum geringer von ihr denken würde. Endlich aber konnte sie es doch nicht vermeiden, sich an ihn zu wenden: sie erhielt eine Vorladung auf das Stadtgericht, da sie in der Klagsache Volitz-Rauhenfels gegen Beckmann-Röchling und Consorten als Zeugin zu vernehmen sei.

Hellborn saß eines Nachmittags mit seinem Töchterchen wieder vor dem Pianino und sang und spielte der kleinen Elise Volkslieder vor, um ihr musikalisches Gehör zu üben, als Cecca aufgeregt und verstört hereinstürzte und ihn dringend bat, sie auf das Stadtgericht zu begleiten, da sie vernommen werden solle. Sollte er aber nicht geneigt oder nicht imstande sein, ihr diesen hohen Freundschaftsdienst zu erweisen, so möge er ihr doch einen zuverlässigen Anwalt bezeichnen, welchen sie mitnehmen könne.

„Was in aller Welt haben Sie denn auf dem Stadtgerichte zu schaffen, Comtesse?“ fragte Hellborn verwundert. „was beunruhigt Sie denn in solch' auffallender Weise?“

Sie reichte ihm die Vorladung; er las sie, ward plötzlich ernster und sagte: „Ich habe von der Sache gehört, aber Sie sind ja nur als Zeugin vorgeladen. Sie wissen, daß ich die Thatsache nicht billige. Es handelt sich, soviel ich mir vergegenwärtigen kann, zunächst darum, ob die beiden Angeklagten zu der unvorsichtigen und sehr überflüssigen Demonstration jenes komödienhaften Entrüstungs-Meetings von Ihnen direkt oder indirekt aufgefordert, aufgemuntert oder veranlaßt worden sind. Bitte, antworten Sie mir darüber offen.“

Cecca konnte dies und jede Mitwissenschaft überhaupt in Abrede ziehen, sie erzählte in knapper Kürze den Her-

gang und wie hinter ihrem Rücken Herr Borchard, welchen sie übrigens möglichst schonen möchte, damit er seine vornehme Kundschaft nicht einbüße, in gutem Glauben sein Möglichstes gethan habe, um ihre Sache vor die Öffentlichkeit zu bringen. Herr Hellborn hörte ihr aufmerksam zu und sein dunkles Auge haftete forschend an ihren Zügen.

„Wenn das alles ist und bewiesen werden kann, so wird es den Kopf nicht kosten, gnädige Comtesse,“ sagte er mit einem schwachen Lächeln, als sie geendet hatte. „Sein Sie ruhig, ich werde Sie begleiten.“

„Warum weinst Du denn, Tante?“ fragte das Kind und streichelte ihr besorgt die Wange; „Papa zankt ja nicht.“

„Nein, Papa ist herzensgut, und ich weine vor Freude, weil er gegen mich so lieb ist,“ versetzte Cecca und drückte die Kleine zärtlich an sich.

„Ja, wir haben Dich Alle so lieb, — ich und Großmama und Papa, liebe Tante,“ sagte das Kind. „Warum ziehst Du denn nicht zu uns, damit wir Dich immer bei uns haben?“

Cecca erglühte unwillkürlich und hatte eine Antwort auf den Lippen, allein Herr Hellborn trat mit dem Hut in der Hand und im Paletot wieder in's Zimmer und erklärte sich bereit. Cecca küßte das Kind und erhob sich, und eine heiße Blutwelle wogte gegen ihr Herz und ihr Hirn, als sie zu bemerken glaubte, daß Hellborn seine Lippen genau auf dieselbe Stelle der Wange seines Kindes drückte, welche die ihrigen soeben verlassen hatten. War dies Zufall oder Absicht? fuhr ihr durch den Sinn.

Cecca's Wagen wartete unten und beide fuhren schweigend nach dem Stadtgericht. Cecca war befangen und beklommen und wußte nichts zu reden, Hellborn war gedankenvoll und blieb ebenfalls stumm. Cecca schaute nur einigemale schüchtern

und verstohlen zu ihm auf und sah seinen Blick auf sie gerichtet: es lag etwas wie Trauer, Mitgefühl, Teilnahme, Verwunderung in dem schweigenden Blicke, den er auf sie heftete, — etwas, das sie beschämte und verlegen machte und ihr doch andererseits wieder Trost und Vertrauen einflößte. Sie fühlte, daß er ihre Handlungsweise nicht billige, daß er sie aber trotzdem nicht streng verurteilen, sondern in seiner Seele nach Milderungsgründen für dieselbe suche.

XXIII.

Der Untersuchungsrichter empfing Cecca und Hellborn mit kühler Artigkeit, und begann sogleich sein Verhör. Es handelte sich darum, zu ermitteln, ob Cecca die intellektuelle Urheberin der öffentlichen Besprechung ihrer Prozesse und Verhältnisse in den Blättern der demokratischen und liberalen Partei und jenes sogenannten Entrüstungs-Meetings sei. Cecca zog es in Abrede und erzählte einfach und schmucklos den Hergang: sie hätte den schmachvoll verleumdenden und verkappten Angriff gegen sie und die von ihr aufgesetzte Darstellung ihrer wirklichen Verhältnisse einem Freunde mitgeteilt, welcher ihr versprochen hatte, darüber mit einigen seiner Freunde zu verkehren. Sie hatte keine Ahnung von dem Gebrauche, welcher von diesen Papieren gemacht worden war, bis die ersten Artikel erschienen waren, welche zwar eine energische Sprache führten, aber keinen Namen nannten. Sie hatte die Herren Diebold, Beckmann, Röchling u. a. erst kennen gelernt, als diese auf ihren Wunsch bei ihr eingeführt wurden, damit sie ihnen danken könne. Sie hatte dieselben seither zuweilen bei sich empfangen, denselben aber kein Geld gegeben, weder als Honorar noch als Geschenk. Sie hatte von der Veranstaltung des Entrüstungs-Meeting nicht eher etwas

erfahren, als bis einige der Herren kamen, um sie dorthin abzuholen, was sie entschieden verweigert hatte, da es ihrem ganzen Gefühl widerstrebte, in dieser Form öffentlich aufzutreten. Sie hatte gebeten, diese Versammlung nicht abzuhalten, aber es war hierzu zu spät gewesen. Sie hatte das Resultat derselben erst aus den öffentlichen Blättern erfahren und es nicht nur mißbilligt, sondern sogar innig bedauert, daß alle diese Schritte hinter ihrem Rücken geschehen seien. Sie erkannte die ihr vorgelegten Zeitungen und Manuskripte als diejenigen an, welche sie ursprünglich jenem Freunde anvertraut und welche dieser weiter gegeben hatte. Mehr wußte sie nicht anzugeben. Nachdem sie noch die Frage: warum sie sich Gräfin v. Wernau und nicht verwittwete Baronin v. Neuhaus-Kroich nenne? unter Hinweisung auf ihren Paß, der von ihrem Vormund auf diesen Namen genommen worden sei, beantwortet hatte, ward das Protokoll geschlossen, welches, wenigstens nach Hellborn's Auffassung, nichts anderes ergeben zu haben schien, als was in den Aussagen der Angeklagten stand, welche ihre Klientin und Borchard offenbar geschont hatten. Cecca und ihr erbetener Begleiter unterzeichneten es und glaubten die Verhandlung beendigt; aber der Beamte sagte: „Noch einen Augenblick Geduld, Madame! ich habe Ihnen noch einige Fragen vorzulegen!“ Er nahm ein anderes Aktenstück vor, überblickte es noch einmal, nahm ein Notizblatt daraus und hub dann an: „Die Staatsanwaltschaft hat in dieser Untersuchungssache Veranlassung genommen, auch einen Polizeibericht über die Gräfin v. Wernau einzufordern. Dieser liegt hier vor, und ich habe die Weisung, über verschiedene Punkte in demselben einige Fragen an Sie zu richten, Madame, bezüglich welcher ich Sie darauf aufmerksam

machen muß, daß Sie die Wahrheit derselben möglicherweise zu beschwören haben dürften."

„Die Polizei?" stammelte Cecca erschrocken: „was hat die Polizei mit mir, was habe ich mit ihr zu schaffen?"

„Dies wird aus meinen Fragen sogleich hervorgehen, Madame", versetzte der Untersuchungsrichter leicht. Hellborn war erstaunt aufgestanden und maß fragend den Richter und Cecca, welche glutübergossen und verlegen in erwartungsvoller Spannung dasaß; aber sein Erstaunen stieg noch, als der Richter die Frage stellte: „In welchen Beziehungen stehen Sie zu der demokratischen und zu der sozialdemokratischen Partei und zu dem Arbeiterverein ‚Ananke'?"

„In gar keiner irgend denkbaren", versetzte Cecca erbebend.

„Der Polizeibericht behauptet, Madame, Sie haben dem Aktionskomité des Volksvereins des —'schen Bezirks 500 Mark, dem Arbeiterverein ‚Ananke' 500 Mark als Geschenk zugewandt; ist dies richtig?"

„Teilweise allerdings", erwiderte Cecca. „Die Thatsache verhält sich jedoch anders, als der Bericht besagt. Zum Danke für die Bereitwilligkeit, womit eine dieser Zeitungen meine Sache vertreten und besprochen hat, glaubte ich mich verbunden, der Redaktion derselben fünfhundert Mark mit der Bitte zu übersenden, dieselben zu irgend einem patriotischen Zwecke zu verwenden, dessen Wahl ich ihrem Belieben anheimgab. Die andere Summe gab ich dem Verein ‚Ananke' als Beitrag zur Gründung einer Unterstützungskasse für arme Arbeiterwitwen. Dies ist der wahre Sachverhalt."

„Sie wußten aber, daß dieser Verein sozialistische Prinzipien und staatsfeindliche Zwecke verfolgt, nicht wahr?"

„Mit nichten; ich bin hier fremd und mit den Verhältnissen wenig bekannt.“

„Das klingt nicht wahrscheinlich, Madame, denn hier wird ausdrücklich behauptet, daß Sie mehreren demokratischen und sozialistischen Versammlungen beigewohnt haben, wenn auch verschleiert. Ist dies wahr?“

Ein Blick auf Hellborn zeigte Cecca, daß seine dunklen Augen mit sichtlicher Spannung auf ihr hafteten, daß Erstaunen, Kummer und Mißbilligung, dazu aber ein schmerzliches Mitgefühl sich in seinen Zügen aussprach. Sie fühlte sich in tiefster Seele von ihm beschämt, gedemütigt, kompromittiert; sie wagte nicht aufzublicken, und fand nicht sogleich eine Antwort.

„Wenn es sich nur darum handelt, die Thatsache zu konstatieren, daß Gräfin v. Wernau eine solche Versammlung besucht habe“, schlug sich Herr Hellborn hier in's Mittel, welcher Cecca's tiefe Verlegenheit bemerkte, „so erscheint mir diese Frage ganz unerheblich oder überflüssig. Der Besuch derartiger Versammlungen, welche öffentlich und unter den Augen der Polizei abgehalten werden, ist kein Vergehen und unterliegt keinem gesetzlichen Verbote. Es involviert nicht einmal, daß man der betreffenden Partei angehöre oder mit derselben sympathisiere — man kann aus reiner Neugier hingehen, um sich einmal die Blasen zu betrachten, welche die Zeit wirft. Ich selbst habe schon solchen Versammlungen angewohnt, und bin anerkanntermaßen ein prinzipieller Gegner derselben. Ich protestiere gegen derartige Fragen.“

Der Richter runzelte die Stirn und zuckte die Achseln. „Dies steht Ihnen nachher frei, mein Herr“, erwiderte er kühl. „Ich habe einer erhaltenen Weisung nachzukommen, und meine letzte Frage war nur die Vorfrage zu einigen

anderen. — Haben Sie niemals an sozialdemokratischen oder sozialistischen Zeitschriften mitgearbeitet?“

„Welche Frage!“ rief Hellborn, als er Cecca hocherglühen sah.

„Niemals“, erwiderte Cecca.

„Man hat aus Anlaß einer Haussuchung bei einem ausgewiesenen Sozialdemokraten ein Blatt Manuskript gefunden, welches mit Ihrem Namen bezeichnet ist — hier ist es! Erkennen Sie es an?“

Cecca nahm es mit zitternder Hand. „Ja, ich habe dies geschrieben“, versetzte sie fest; „ich leugne es nicht. Ich wohnte einer Versammlung bei, in welcher sich ein Redner über die feindliche Stellung aussprach, welche der Adel gegenüber vom Volk und seinen Rechten, gegenüber von Freiheit und Fortschritt einnehme. Ich schrieb ebenfalls meine Gedanken und Gefühle nieder, welche sich auf eigene Erlebnisse stützen, und sandte dies Blatt mit einem Billet an jenen Redner — das ist alles.“

„Und das Blatt ist gedruckt worden?“ fragte Hellborn rasch.

„Mit meinem Wissen und Willen nicht“, entgegnete Cecca.

„Ich bitte um Erlaubnis, dieses Schriftstück lesen zu dürfen, bevor das Verhör fortgesetzt wird“, sagte Hellborn ruhig. „Als Beistand der Gräfin glaube ich zu dieser Forderung berechtigt zu sein.“ Er erhielt das Blatt und las es. Cecca's Blicke hingen mit Spannung an seinen Zügen, die aber keinerlei Affekt verrieten, als ein leichtes ironisches Lächeln, das flüchtig um seine Lippen spielte.

„Dies Blatt enthielt nichts als eine Privatansicht, eine rein individuelle oder subjektive Meinung oder Empfindung, über deren Richtigkeit sich wohl streiten läßt,

die aber gar nichts Präjudizielles oder Gefährliches enthält und ruhig bei den Akten bleiben mag. Haben Sie noch weitere Fragen an diese Dame zu richten?“

„Nach den beiden letzten Erklärungen vorerst nicht“, versetzte der Richter.

„Wohlan, so bitte ich um's Wort und ersuche Sie, meine Äußerung zu Protokoll zu nehmen. Nach meiner innigen Überzeugung geht die Staatsanwaltschaft in ihren Maßnahmen gegen diese Dame zu weit und sucht sie unnötig in diesen Prozeß gegen die Herren Journalisten zu verwickeln. Ich kenne das Leben und die rechtlichen Ansprüche dieser Dame genau und begreife vollkommen die Bitterkeit, welche ihr Gemüt gegen diejenigen erfüllen muß, welche ihre Rechte als Gattin und Tochter bestreiten wollen, obwohl dieselben bereits durch richterliche Urteile anerkannt sind. Der vorliegende Strafprozeß hat entfernt nichts mit den Zivilprozessen dieser Dame zu schaffen, und umgekehrt. In wessen Herz und Leben durch Bluts- und bürgerliche Verwandte so empfindlich und verletzend eingegriffen wird, wie es bei Gräfin v. Wernau der Fall ist, der wird sich eines legitimen Grolls und eines Revanche-Gelüstes nicht erwehren können. Mein besonnenes Urteil billigte es nicht, daß diese Verhältnisse vor die Öffentlichkeit gezogen wurden, allein mein natürliches und sittliches Gefühl begriffen den Drang dazu. Selbst wenn Gräfin v. Wernau absichtlich und spontan die intellektuelle Urheberin des thatsächlichen Ärgernisses wäre, was sie nicht ist, wie ich überzeugt bin, so würde ich in meinem Herzen und Rechtsgefühl mildernde Urteile für sie finden. Der Drang äußerer Erlebnisse hat sie in die Reihen jener Partei getrieben, welche Freiheit, Recht und Gerechtigkeit auf ihr Banner geschrieben hat, und bei welchen sie Schutz

und Teilnahme zu finden hoffte. Dies ist ein Mißgriff, aber ein menschlicher und verzeihlicher. Der entfernte Versuch, sich in die Politik zu mischen, ist der Gräfin mißlungen, wie er allen Frauen mißlingt, deren Politik immer mehr vom Gefühle als vom Verstande eingegeben ist. Allein sie hat nicht einmal einen Versuch in praktischer Politik gemacht; sie hat sich nur dieses Parteileben ansehen wollen, und ist gründlich davon ernüchtert worden. Wie man sich aber auf irrige und unvollständige polizeiliche Berichte hin bemühen will, sie als die Anhängerin anarchistischer Grundsätze und Bestrebungen zu verdächtigen und einem Verhör in dieser Richtung zu unterziehen, dies begreife ich weder als Jurist und Publizist, noch als Mensch; ich protestiere daher gegen derartige Einmengungen von ganz anderen Dingen, wie gegen die Fortsetzung des Verhörs bei der unverkennbaren Gemütsbewegung meiner Schutzbefohlenen und beantrage die Verhandlung zu vertagen, bis sich gravierendere Momente gegen meine Schutzbefohlene ergeben."

Der Richter biß sich auf die Lippen, gab aber seinem Gerichtsschreiber einen Wink, die Verwahrung zu Protokoll zu nehmen, und so endete die Verhandlung.

Cecca war so erschüttert, daß sie kein Wort hervorbringen und nur Hellborn's beide Hände erfassen und stumm drücken konnte. Als Hellborn sie unten in den Wagen hob, hielt sie seine Hand fest. „Mein edler, treuer Freund", flüsterte sie unter Thränen, „bitte, verlassen Sie mich jetzt nicht! Begleiten Sie mich nach Hause; ich muß, ich muß mit Ihnen reden — ich kann nicht so von Ihnen gehen." Ihre Thränen rührten ihn und er stieg zu ihr in den Wagen, aber beide fuhren

stumm neben einander, Hellborn in tiefe Gedanken und seltsame Gefühle versenkt.

Als sie in Cecca's Zimmer allein waren, wollte sie sich ihm zu Füßen werfen, um ihm zu danken; aber er hinderte sie daran und geleitete sie zum Sopha. Sie ließ seine Hand nicht los, beugte sich weinend über dieselbe und rief im Tone tiefsten Schmerzes: „Was müssen Sie nach dem Gehörten von mir denken, Herr Hellborn?"

„Daß Sie ein armes, verlassenes, hilflöses Wesen sind, mit einem edlen, aber ungestümen Herzen, mit einem erregbaren, leidenschaftlichen Gefühl, mit einem stolzen Sinn, welcher sich gegen all die Unbill aufbäumt, welche das Schicksal über Sie verhängt hat, dem sie sich entsagungsvoll und demütig zu beugen noch nicht gelernt haben", erwiderte er mild und voll Mitgefühl, und legte seine Hand wie segnend auf ihre Stirn. „Ich sah dies kommen, schon damals, als Sie an jenem Sonntag unbefriedigt und in Ihren Erwartungen getäuscht von mir gingen. Allein ich konnte es nicht ändern, denn ich weiß keinen besseren Rat als den ich Ihnen damals gab, und ich hatte keine Kontrole über Sie — ich mußte Sie Ihren eigenen Weg gehen lassen; mußte mich begnügen, Sie gewarnt zu haben."

„Oh, warum habe ich Ihnen nicht geglaubt, der Sie es doch so gut meinten?" seufzte sie reuig.

„Weil Sie der Logik der Leidenschaften folgten, und nicht der Stimme der Vernunft und des Gewissens — weil Sie scheinbaren Freunden folgten, die auf Ihre Ideen eingingen und Sie in Ihren bitteren Gefühlen bestärkten", sagte er. „Sie brauchen sich vor mir nicht zu

rechtfertigen, meine liebe Comtesse! Ihr Mißgriff war ein rein menschlicher, eingegeben von einem nicht unberechtigten natürlichen Gefühle. Sie haben noch ein heißes Herz und nicht einen kühlen Kopf. Wären Sie gleich mir zwei Jahre in einsamer Kerkerzelle einem ernsteren Nachdenken über Göttliches nnd Menschliches, über Welt und Zeit anheimgegeben gewesen, so würden Sie mir vielleicht geglaubt und gefolgt haben. Ich begreife alles. Sie glaubten wahre, aufopferungsfähige, uneigennützige Freunde gefunden zu haben und sahen Helden in Männern, welche — welche in Ihnen vielleicht nur Mittel zu ihrem Zwecke sahen. Ich beklage nur eines, wiewohl ich es begreife und einigermaßen entschuldige: nämlich, daß Sie sich durch die hohlen Phrasen und Deklamationen und den Schein von Volkstribunen jener Menschen bestechen ließen — daß Sie mit den Sozialdemokraten verkehrten, welche das Recht, welches auf ihrer Seite liegt, nicht auf dem langsamen und sichern Wege der Reform geltend machen, sondern auf dem Wege der Verleugnung und Zerstörung alles dessen suchen, was die Grundlage einer vernünftigen Menschengemeinschaft und aller Gesellschaft ist: auf der Verleugnung von Staat, Ordnung, Religion, Ehre, Besitz, Sittlichkeit, Duldung, Zivilisation — auf Utopien, die nie verwirklicht werden können, die jedem edleren Triebe, jeder besseren Regung eines Menschenherzens entsprechen! . . . . wie konnten Sie von solchen Menschen etwas Gutes erwarten?“

Cecca senkte beschämt das Haupt und weinte lauter. „Ich habe schwer gebüßt und bereue aufrichtig“, stammelte sie; „o hätten Sie mich gewarnt!“

„Ich hätte es gethan, wenn ich gewußt hätte, daß

Sie die ‚rote Gräfin' sind, von der die Schmutzblätter jener Partei gegenwärtig so viel sprechen und die sie zu einem Schibboleth machen", sagte er. „Ich habe es ja erst in dieser jüngsten Stunde erfahren, aber noch rechtzeitig genug, um Sie aus diesen schmutzigen Händen zu reißen, welche sich vielleicht insgeheim mit der Hoffnung tragen, Ihr jetziges und künftiges Vermögen zu teilen. Es sollte mich nicht wundern, wenn Ihre sogenannten Freunde nichts Geringeres im Schilde führten, als Sie zu kompromittieren, von allen geselligen Verbindungen loszureißen, zu isolieren, zu depravieren und zum willenlosen Werkzeuge und Opfer ihrer Parteizwecke zu machen. Diese Leute haben eine stramme Organisation und weitreichende Verbindungen; sie haben ohne Zweifel ermittelt, daß, wenn Sie Ihre Ansprüche durchsetzen, Sie ein Vermögen von mehr als einer Million haben werden, die ein willkommener Beitrag zu ihrer Agitation sein wird! Wie viel grundverdorbene Müßiggänger könnten hiervon leben und unberechenbaren Schaden thun!" . . . .

„Herr Hellborn, ich bitte, ich beschwöre Sie, helfen, raten Sie mir! Ich bin verloren!"

„Nicht doch, Comtesse! niemand ist verloren, als wer sich selbst aufgiebt", versetzte Hellborn ruhig. „Vor Ihnen liegen noch verschiedene Lebenswege: Ein redliches, ehrbares, unabhängiges Dasein in bescheidener Zurückgezogenheit, ohne Prätensionen, in gemeinnütziger humaner Thätigkeit, wenn Sie demütig sind. Ein opulentes, rauschendes Genußleben voll Glanz und Befriedigung der Eigenliebe, wenn ein solches Sie mehr lockt. Sie brauchen nur zu warten, bis Ihre Prozesse gewonnen oder durch günstigen Vergleich geschlichtet sind.

Augenblicklich sind Sie zwar den Reichen und Vornehmen etwas anrüchig geworden und werden gemieden und angefeindet. Haben Sie aber Millionen, so wendet sich das Blatt. Das Geld deckt alle Mängel und Makel, und wären Sie selbst nur eine glückliche Abenteurerin, eine gefallene Person — in dem Augenblicke, wo der Nimbus eines kolossalen Reichtums Sie umfließt, ist Ihnen alles verziehen und vergessen, und Barone, Grafen und Fürsten, Großgrundbesitzer, Bankiers, Börsenmänner, Großindustrielle werden zu Ihren Füßen liegen und um Ihr Vermögen mit der Zugabe einer solch schönen Frau werben . . . .“

„Nie! niemals!“ rief Cecca leidenschaftlich. „Nie werd' ich in diese Schlingen fallen . . . . Herr Hellborn, ich bitte Sie inständig, helfen Sie mir, retten Sie mich! Gewähren Sie mir Ihren Schutz, seien Sie mein Vormund, mein Berater. Ach, ich bin so schwach, so thöricht und unerfahren! Ich war niemals hilfloser und ärmer als in diesem Augenblicke! Ich beschwöre Sie, nehmen Sie mich in Ihren Schutz!“ und sie fiel vor ihm nieder und umfaßte seine Kniee; „ich möchte gern gut sein und bleiben, und dazu bedarf ich eines väterlich treuen Freundes, wie Sie, einer einfachen, gemütvollen Heimat, einer Familie!“

Hellborn erglühte bei diesen Worten, hob sie vom Boden auf, hielt sie an beiden Händen und sah ihr beinahe erschrocken in die schönen, ängstlich bittenden Augen. „Wie meinen Sie dies?“ fragte er in verändertem Tone.

„Nehmen Sie mich zu sich, in Ihre Wohnung, in Ihre Familie!“ sagte sie halblaut, mit züchtig gesenkten Blicken und mit ruhigem, werbendem Tone. „Lassen Sie mich mit Frau Held, mit Ihrem Kinde, mit Ihnen

leben! Verwalten und teilen Sie mein Vermögen, lenken und leiten Sie meine Schritte! lassen Sie mich Ihre Freuden teilen, lassen Sie mich Ihre Magd sein!"

„Wie kommen Sie auf diese Idee, Comtesse?" fragte er erstaunt und gedankenvoll und der Atem stockte ihm von einer inneren Bewegung, die er gewaltsam niederkämpfte.

„Ihr Kind hat mich heute auf dieselbe gebracht durch eine einfach kindliche Frage: warum ich nicht ganz zu Ihnen ziehe! Der unschuldige Mund hat meinen geheimsten Wunsch ausgesprochen", flüsterte sie verschämt.

Hellborn hatte ihre Hände losgelassen und war sinnend an's Fenster getreten — Cecca sollte nicht in seinen Gedanken lesen, nicht bemerken, was in ihm vorging. Nach einer Weile wandte er sich halb nach ihr um, die auf einem Stuhle saß und ihn erwartungsvoll beobachtete.

„Wenn es Ihr wirklicher Ernst wäre, Comtesse", versetzte er mit schüchterner und leise bebender Stimme, — „wenn Sie sich mit unserem einfachen, anspruchslosen Leben begnügen könnten, was Ihnen vielleicht schwer werden wird, so könnte ich möglicherweise auf Ihren Wunsch eingehen . . . ." Cecca sprang auf und trat ihm freudig näher. „Ich habe mir eine bessere Wohnung genommen", fuhr er zögernd fort. „Ich mußte mir seither Entbehrungen auferlegen, um mich in eine Lebensversicherung einzukaufen und für mein Kind und meine Schwiegermutter zu sorgen, falls mich vorzeitig . . . . Dieser Zweck ist nun erreicht, und ich brauche nicht mehr zu kargen . . . . Wir können einige Zimmer abgeben. Ich möchte Sie in unserer Nähe haben . . . . um meines Kindes willen. Lassen Sie mich mit meiner Schwiegermutter reden, die ich ja darüber hören muß, und morgen gebe ich Ihnen Antwort!"

„Gott segne Sie für diese Güte!“ rief sie fröhlich und küßte ihm die Hand. „Also morgen Abend um diese Stunde, nicht wahr? Ich habe Ihnen dann vielleicht mehr mitzuteilen. Also auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen“, erwiderte er und ging, — mit einem übervollen Herzen, in einer Stimmung, von der er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

XXIV.

„Nun", rief ihm Cecca erwartungsvoll entgegen, als Hellborn in ihr Zimmer trat. Sie saß in einem einfachen dunkelblauen Wollkleide an ihrem Schreibtische, ihr reiches dunkelrotes Haar hing ihr aufgelöst über den Nacken hinab bis zur Lende; sie war merkwürdig verändert, ruhig, gefaßt, heiter, sie erschien ihm schöner und holder in dieser Einfachheit. „Hat Großmütterchen eingewilligt?"

„Zu dienen, Comtesse," erwiderte Hellborn; „sie fürchtet zwar, Lieschen mit Ihnen teilen zu müssen, denn das Kind wird sich vorwiegend an Sie anschließen, allein sie gönnt es dem Kinde. Morgen früh kommt Großmama mit Lieschen, um Ihnen die neue Wohnung zu zeigen und Sie die Zimmer wählen zu lassen, dann mögen Sie sich entscheiden und alles mit Großmama abmachen, welche mein Hausminister ist."

„Dank, tausend Dank, mein treuer Freund! Ich begnüge mich mit den beiden kleinsten Zimmern und schlage bedingungslos ein."

„Nicht doch, Comtesse, Sie müssen wählen! Sie sollen nichts von ihrem gewohnten Comfort entbehren!"

„Herr Hellborn, vor allem eine große Bitte," sagte sie und sah ihn vertrauensvoll und freundlich an. „Lassen

Sie die Comtesse Wernau und die Baronin Neuhaus der Vergangenheit und Vergessenheit angehören und mich für Sie und die Ihrigen nur Cecca Meyer sein. Die jüngsten vierundzwanzig Stunden haben in mir eine Art Umkehr zuwege gebracht, von der Sie noch mehr hören sollen: Darf ich Sie mit einigen Geschäften beschweren? Ja? — Nun, dann setzen Sie sich hierher, lesen Sie das und sagen Sie mir, ob Sie dies für mich besorgen wollen." Sie rückte ihm die Lampe näher und er las eine Vollmacht, welche sie ihm ausgestellt hatte, um mit dem Justizrat N. N. in ihrem Namen einen Vergleich dahin abzuschließen, wenn dieser die Klage gegen Herrn Beckmann und Konsorten zurücknehme, wolle Gräfin Wernau, verwitwete Baronin v. Neuhaus von ihren Ansprüchen zurücktreten.

„Was sagen Sie dazu, Herr Hellborn?" fragte sie den Erstaunten.

„Vorerst noch gar nichts, denn Sie haben ja da noch ein Papier für mich," sagte er.

„Dies ist keine Vollmacht für Sie, sondern ein Brief an meinen Anwalt in Rom, den Prozeß aufzugeben," sagte sie.

Hellborn nahm ihr das Papier aus der Hand, überflog es mit dem Blicke, faltete es zusammen und steckte es mit der Vollmacht in die Tasche. „Was bewegt Sie zu diesem großmütigen Verzicht, Madame?" fragte er ernst.

„Der Wunsch nach Frieden und Ruhe, jenen Gütern, deren Wert ich nachgerade schätzen gelernt habe," versetzte sie heiter. „Die Herren Beckmann und Konsorten haben meinethalben Widerwärtigkeiten gehabt und ich fühle mich verpflichtet, sie derselben zu entheben, und dazu erschien mir dieser Weg als der kürzeste. Nein, schütteln Sie nicht den Kopf. Ich handle nur nach Ihren eigenen Worten, mein

treuer Freund. Wir sprachen einmal über das Recht; da sagten Sie: das Recht liegt in unserem Gefühl und Gewissen, es besteht auch, ohne daß wir es geltend machen, auch ohne äußerliche Verwirklichung; und wenn meine Gegner nicht ebenfalls Recht zu haben glaubten, würden sie keinen Prozeß angestrengt haben. Nun will ich Ihnen ihre Rechte einräumen . . ."

„Und das Ihrige zum Opfer bringen? Das wäre nicht nach meinem Sinne gehandelt," erwiderte Hellborn kopfschüttelnd. „Sie haben ein treffliches, edles Herz, Madame, aber Sie sind kurzsichtig, Sie wollen eine romanhatte, übermäßige Großmut üben, welche Sie vielleicht später einmal bereuen könnten, denn Sie werden weder Dank ernten, noch sich die Menschen verpflichten oder sie gar beschämen, sondern denselben zu einem unverdienten Triumph verhelfen, den dieselben hämisch ausbeuten dürften. — Was zunächst meine Herren Kollegen von der Presse anbelangt, so verdienen diese eine Witzigung für die unsauberen, taktlosen Mittel, welche sie angewandt haben. Noch sind diese Herren ja nicht verurteilt, sie können unter Umständen sogar freigesprochen werden, weil sie die Einrede der Wahrheit für sich haben und keinen eigenen Vorteil bei der Parteinahme für Sie suchten. Das sind Dinge, Madame, die Sie nicht verstehen. Würden die Herren Beckmann und Konsorten freigesprochen, so wäre Ihr Opfer umsonst gebracht, und was Sie hingeben wollen, ist ein allzu riesiges Äquivalent für den Dienst, welchen Ihnen diese Herren leisten wollten. Werden diese Herren aber verurteilt — und die Strafe wird nicht allzu streng ausfallen, — so müßte ich mich sehr täuschen, wenn ein Tausendmarkschein ihnen nicht das angenehmste Pflaster auf ihre Wunde wäre."

Cecca ließ das Köpfchen hängen, denn ihr ideales Opfer ward nicht angenommen. „Was wollen Sie nun mit den Papieren thun?“ fragte sie schüchtern.

„Ich will Sie auf die Probe stellen, ob Sie auch ein rechtes Vertrauen zu mir haben,“ versetzte er lächelnd; „ich will sehen, ob Sie mich gewähren lassen und mir folgen. So wie nach meinem Wissen und unmaßgeblichen Dafürhalten Ihre Prozesse stehen, so bin ich dafür, daß Sie ruhig die Gerichte gewähren lassen, deren Hilfe Ihre Gegner angerufen haben. Werden die Prozesse endgiltig zu Ihren Gunsten entschieden, Madame, dann haben Ihre Gegner ihr Recht, und Sie können dann noch immer mit ihnen teilen und über Ihren Anteil nach Belieben verfügen. Bieten die Gegner aber die Hand zu einem Vergleiche, zu einem friedlichen, ehrenvollen Ausgleich, jenun, dann rate ich Ihnen, die dargebotene Hand nicht abzulehnen. Sie wissen, ich bete den Mammon nicht an. Ein großes Vermögen ist nach meinem Dafürhalten eine Sorge, eine Qual, eine schwere Versuchung. Ich halte es mit der goldenen Mittelstraße, mit der ehrlichen Arbeit um das tägliche Brot, bei welcher der Mensch gesund an Leib und Seele bleibt. Aller Überfluß ist vom Übel.“

Cecca ließ ihn vertrauensvoll gewähren und ergab sich in seinen Willen. Die künftige Wohnung gefiel ihr und sie sehnte sich nach dem Anschluß an diese kleine, ihr so sympathische Familie; sie brannte vor Begierde, sich in bescheidenes Dunkel zurückzuziehen, und sich von ihren beeiferten Beschützern, den Journalisten, zu trennen. Nur Borchard ward unter dem Siegel der Verschwiegenheit in ihr Geheimnis eingeweiht und ihm sein Hausfreunds-Recht erhalten.

Einige Tage später übersiedelten Cecca und die Familie

Hellborn in die neue Wohnung. Cecca hatte ihre Zofe und Köchin entlassen, und nur die nötigsten Möbel für zwei bescheidene Zimmer und ihr Piano mitgenommen. Sie bat Frau Held, sie doch zur Gehilfin im Hauswesen anzunehmen, dem sie nicht so fremd sei, wie Mamachen glaube, denn sie habe schon in ihren jungen Jahren einen Stolz darein gesetzt, dem Pflegevater die Wirtschaft zu führen, und wisse in Küche und Keller Bescheid. Und sie bethätigte dies auch wirklich. Lieschen aber wich den ganzen Tag über nicht von ihrer Seite und sie widmete sich dem Kinde mit der größten Zärtlichkeit und Hingebung; sie war die Seele und die Leuchte des Hauses, die Zierde des Tisches, den sie mit der Familie teilte, und die anregendste und unterhaltendste Gefährtin für die Abendstunden. Hellborn war ein fertiger Klavierspieler und großer Musikfreund, er hatte eine angenehme, wohlgeschulte Stimme und so sangen und spielten sie beinahe allabendlich zusammen. Ihm ging das Herz auf, wenn er Cecca singen hörte, die ihm hierin überlegen war.

Eines Abends bat er sie ein gewisses Lied zu singen. „Woher wissen Sie denn, daß ich dies kenne?“ fragte sie erstaunt; „ich habe es ja seit Jahren nicht mehr gesungen.“

„Sie sangen es in Baden-Baden häufig.“

„Aber woher wissen Sie dies?“ fragte sie mit wachsendem Erstaunen.

„Ich muß Ihnen eine kleine Indiskretion gestehen,“ erwiderte er lächelnd; „als ich ermittelt hatte, wo Sie wohnten, belauschte ich häufig abends hinter dem Gartenzaun unter Ihren Fenstern Ihren Gesang, und gerade dieses Lied ist mir unvergeßlich geblieben. Ich kenne die Worte nicht, aber dies war die Melodie,“ und er ging an's Piano und spielte und sang dieselbe.

Cecca erglühte und ihr Herz pochte laut; dieses Interesse, über welches sie sich im Augenblick keine Rechenschaft gab, that ihr in innerster Seele wohl. Sie sang das Lied mit einem Gefühle, wie sie es früher nie gesungen hatte, und ersah an seinem leuchtenden Auge, daß sie ihm eine große Freude damit machte. — Zu anderer Zeit plauderten sie harmlos mit einander und tauschten Erinnerungen aus ihrem Leben aus. Cecca sprach am liebsten von ihrer Kindheit und Jugend, von den schönen, unschuldigen Tagen ihres Lebens in Kroich, nach welchem sie ein unbezwingliches Heimweh hatte; selbst die glücklichen Jahre zu Rom traten in ihrer Erinnerung hinter diejenigen von Kroich zurück, und sie gestand offen, daß ihr höchster Wunsch der sein würde, aus ihrem Prozeß mit Volitz wenigstens das Herrenhaus mit dem Garten zu retten, und redete sich ein, der Besitz dieses Schauplatzes ihrer Jugend müßte ihr irdisches Glück vollenden.

So vergingen einige Monate eines traulichen, heiteren Zusammenlebens ohne Leidenschaften und ohne Wünsche und Begierden. Mit unermüdlichem Eifer ging Hellborn seinem schweren verantwortlichem Berufe nach, mit dem er es so ernst nahm, und seine takt- und maßvolle Leitung seiner Zeitung, seine glänzend geschriebenen, besonnenen, Leitartikel und Aperçus steigerten den Leserkreis derselben erheblich und erregten Aufsehen. Wenn er aus seinem Redaktionsbureau heimkehrte, empfing ihn das traulichste, anziehendste Heimwesen: Frau Held und Cecca sorgten gemeinsam für das Nützliche, Cecca auch für das Angenehme, sie hatte Lieschen stricken und häkeln und die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens und französische Vokabeln spielend gelehrt, sie sang und plauderte mit dem Kinde und unterhielt es den ganzen Tag, so daß das

empfängliche Kind binnen kurzem auffallend geweckt ward und sichtliche vielversprechende geistige Fortschritte zeigte. Mit Cecca konnte Hellborn, dem ihm eigenen Bedürfnisse gemäß, über Welt und Zeit, über Alltägliches wie über die höchsten geistigen Interessen sprechen, denn sie hörte ihm mit Begierde zu, erfaßte rasch und fragte bescheiden, bis sie ihn verstand. Sie hatte ein lebhaftes, richtiges Gefühl, einen gesunden, klaren Verstand und ein unbestechliches Urteil, und er las ihr und der Schwiegermutter (welche aber meist darüber einschlief) manchmal etwas von seinen Arbeiten, von seinen Jugendgedichten, von einem noch ungedruckten Schauspiele „Ulrich von Hutten" vor; er besuchte zuweilen mit Cecca die Oper oder irgend eines der Theater der Hauptstadt, wenn ein neues oder gediegenes älteres Drama gegeben wurde, oder ging mit ihr und dem Kinde spazieren. Er war so heiter und aufgeräumt, behauptete die Großmama, wie seit Jahren nicht mehr.

Ähnliches konnte auch Cecca von sich rühmen, welche wirklich allen aristokratischen Prätensionen entsagt zu haben schien, und sich mit diesem bescheidenen und nützlichen Dasein ganz aussöhnte. Sie ging in der Mitwirkung an diesem kleinen Hauswesen nicht ganz auf: wenn die häuslichen Geschäfte besorgt waren, griff sie wohl auch wieder zu Pinsel und Palette, während Lieschen spielend oder strickend neben ihr saß und sie mit ihr plauderte. Sie malte insgeheim Lieschen und Frau Held, um Hellborn an seinem Geburtstage damit zu überraschen. Sie liebte es, in aller Stille für die Verschönerung der Wohnung zu sorgen; sie überraschte Hellborn bald durch einen schönen Kupferstich, bald durch eine hübsche Uhr, womit sie die Wände zierte, bald durch eine Mappe mit photographischen Vervielfältigungen hervorragender Gemälde, bald durch irgend ein

neues Buch, das eben Aufsehen erregte. Sie bat ihn lächelnd, sie doch gewähren zu lassen, wenn er sie wegen dieses Aufwandes tadeln wollte, denn er war ein Mann von ungemein wenigen Bedürfnissen und großer Anspruchslosigkeit und Entsagung. Der Schein galt ihm nichts, das Wesen alles, und er fand seine schönsten Freuden und höchsten Genüsse in höheren Dingen, nicht in denen der Außenwelt, nicht in dem, was die große Menge anbetete. Er begegnete Cecca mit einer Art väterlichen oder brüderlichen Wohlwollens, aber mit einer takt- und maßvollen Zurückhaltung und Achtung, daß sie trotz aller gemütvollen Freundlichkeit des Verkehrs und der Nähe des Zusammenlebens auch an ihm immer nur den Beschützer, den treuen, uneigennützigen Freund, den ihr in jeder Hinsicht überlegenen Mann sah, zu dem sie nur mit inniger Dankbarkeit und bewundernder Verehrung emporblickte. Sie nannte sich beharrlich nur Cecca Meyer und war auch unter diesem Namen in der Eigenschaft einer entfernten Verwandten dem kleinen Kreise von Freunden und Bekannten vorgestellt worden, die in die Familie kamen, und im Stillen diese seltene Schönheit des nun vollendeten Weibes bewunderten. Großmutter Held und Lieschen nannten sie längst Cecca oder Tante, allein ihren Bitten zum Trotz versagte ihr Hellborn diese vertraulichere Anrede selbst unter vier Augen, und nur ein einzigesmal, an seinem Geburtstage, an einem heiteren, hellen Junimorgen, als er in aller Frühe in das Wohnzimmer trat, um vor seinem Weggang in's Bureau zu frühstücken, und die ganze Familie ihn schon im festlichen Putz empfing und Lieschen ihn vor den Konsoletisch führte, wo zwischen blühenden Pflanzen die Porträts der Großmama und Lieschens standen, da trat er aus seiner gewohnten Zurückhaltung heraus, ergriff die Hand seines

Schützlings und sagte mit einem innigen, seelenvollen Blicke und mit bewegter Stimme: „Cecca, wie freundlich und sinnig haben Sie mich überrascht! wie hoch haben Sie mich verpflichtet!“ Dann aber schien er sich plötzlich zu besinnen, nahm sein Kind auf den Arm und küßte es, umarmte auch Frau Held und frühstückte dann schweigend und mit gesenkten Blicken, als fürchtete er zu verraten, was in ihm vorging. Cecca fühlte sich beklommen und schmerzlich bewegt, daß sie allein von dieser Aufwallung des Gefühls ausgeschlossen blieb. Nach dem Frühstück ging Hellborn mit kurzem Abschied hinweg.

Seit er die neue Wohnung bezogen, hatte Hellborn sich ein eigenes Arbeitszimmer eingerichtet, welches Cecca seither noch niemals betreten, in welches sie nur hie und da, wenn die Thüre offen stand, einen respektablen scheuen Blick geworfen hatte. Frau Held machte nun Cecca den Vorschlag, die beiden Bilder über Hellborn's Schreibtisch aufzuhängen, und die beiden Frauen gingen sogleich nach dem Frühstück an's Werk, trugen die Bilder und die Topfpflanzen hinüber, schmückten mit den letzteren den Fenstersims und überlegten, wie sie die Bildnisse aufhängen sollten, so daß sie neben die große Photographie von Hellborn's verstorbener Gattin zu stehen kämen. Als Frau Held nach der Küche ging, um einen Hammer und Nägel zu holen, sah sich Cecca neugierig und mit einer Art schüchterner, ehrfurchtsvoller Scheu in dem Zimmer um, das klösterlich einfach möbliert war. Einige hohe dichtgefüllte Bücherborde, ein einfacher Schreibtisch, eine Kommode, einige Stühle und ein kleines Sopha bildeten das ganze Mobiliar, — ganz im Einklang mit der schlichten Anspruchslosigkeit seines Bewohners. Cecca begriff diese Entsagung zwar, aber diese Nüchternheit erschien doch ihrem künstlerischen

Sinne als eine unwürdige Umgebung für diesen bedeutenden Mann, als eine unwürdige Fassung für diesen Edelstein. Während sie noch darüber nachdachte, wie sie ihm diese Umgebung behaglicher gestalten könnte, kam Lieschen mit einem dünnen Buche, das sie aus einem Fach des Schreibtisches herausgenommen hatte, herbeigeeilt und rief: „Tante, Tante, hast Du diese schönen Blumen gemalt?“

„Nein, liebes Kind, das ist ein Farbendruck,“ versetzte Cecca und nahm das Buch in die Hand; es war eiñ sogenanntes „Poesiebuch“, leere Blätter feinen Schreibpapiers mit Goldschnitt, hübsch in grüne Leinwand gebunden; hinter den ersten Vorsatzblättern war ein Farbendruck, einen Strauß bunter Feldblumen darstellend, eingeklebt und auf dem Blatt dahinter stand von Hellborn's fester Hand titelartig geschrieben: „Aus stillen Stunden“. Sie blätterte weiter und fand, daß das Buch Gedichte enthielt, unverkennbar Gedichte von Hellborn und aus der allerjüngsten Zeit, denn unter den meisten stand ein Datum. Während sie dem neugierigen Kinde zu erklären versuchte, blätterte sie in dem Buche und sah flüchtig einige Stellen, welche sie frappierten; indessen kehrte Frau Held zurück und halb erschrocken, halb fürchtend, unschuldig über einer Indiskretion ertappt zu werden, klappte sie das Buch zusammen und schob es in die Tasche, während Lieschen dem Ruf der Großmama folgte, um einige Laubgewinde hereinzutragen, mit welchen Frau Held die Bilder über dem Schreibtisch umkränzen wollte.

Sobald diese Verzierungsarbeit geschehen war und die beiden Frauen befriedigt von ihrem Werke das Studierzimmer wieder verlassen hatten, flüchtete Cecca auf ihr Zimmer, brennend vor Begierde, diese Gedichte zu lesen und damit einen Blick in Hellborn's inneres Leben zu

thun. Es waren prächtige Gedichte, Stimmungsbilder, Ergüsse gehobener Empfindung und sinnigen Nachdenkens, voll Gedanken, Gefühlstiefe, voll Platen'schen Wohllauts. Plötzlich stieß sie auch auf andere: „An ihre Augen", „An ihr Haar", u. dergl., und erglühend und mit einer berauschenden Genugthuung erkannte sie, daß diese Gedichte ihr selbst galten, ihr huldigten, sie in verschiedenen Tonarten besangen und feierten, ihrer gedachten im Zusammenhang mit des Dichters eigenem äußeren und inneren Leben. Ihr Herz pochte, ihr Gemüt schien zu schwellen bis in's Unendliche, — sie hätte laut aufjubeln mögen, denn ihr Gefühl sagte ihr, daß Hellborn sie liebe, sie sich ersehnte als seinen „Leitstern auf des Lebens Ozean", daß er aber mit sich kämpfte im Hinblick auf das Andenken an seine verstorbene Gattin, auf den Unterschied ihres Standes, ihres Vermögens, aus männlichem Selbstgefühl, das ihm verbot, um sie zu werben, weil sie so reich war, weil sie sich ihm für verpflichtet erachten konnte, weil er den Gedanken nicht ertragen konnte, eigennütziger Absichten beschuldigt zu werden oder von dem Vermögen seiner Gattin zu leben; wie er zweifelte, schwankte zwischen Liebe und Entsagung, zwischen Stolz und Neigung, und wie mannhaft er sich und seine Leidenschaft zu beherrschen suchte. Namentlich zwei Gedichte ergriffen Cecca in der innersten Seele: in dem einen schilderte er das Glück, das seinem Kinde erblühen könnte, wenn Sie dessen zweite Mutter würde, und in einem andern sprach er: „Ach einmal, einmal nur mit Dir allein, mit meinem Arm Dich liebend zu empfahen! Nur einmal mein, von ganzem Herzen mein! nur einmal möcht' ich werbend Dir mich nahen!" und dann sehnte er sich, sie arm und hilflos zu sehen, und vergegenwärtigte sich das Glück und die Genugthuung, wenn er für sie

arbeiten, für sie ringen, ihr ein bescheidenes, häusliches Glück bereiten, sie auf den Händen tragen dürfte.

Wonne und Schmerz, Hoffnung und Furcht füllten ihre Seele, als Cecca sich so von diesem Manne geliebt sah, dem Edelsten und Besten, den sie je kennen gelernt hatte. Es däuchte ihr ein Glück, das sie nie zu hoffen gewagt, nie verdient habe. Sie erkannte mit einem jähen Schreck, daß sie ihn längst liebte, mit einer Innigkeit, einer ernsten Leidenschaft, deren sie nach all ihren früheren Erlebnissen sich nicht mehr für fähig gehalten hätte. Sie hätte das Buch behalten mögen, und doch durfte sie es nicht, denn er hätte es vermißt und sicher geargwöhnt, daß es in ihre Hände gefallen sei, und diese jähe Enthüllung hätte vielleicht beide gedemütigt. Sie rief also Lieschen und hieß sie das Buch wieder an den Ort tragen, wo sie es genommen habe, und ja nichts davon zu sagen, weil sonst Papa zanken könne; und dann setzte sie sich wieder vor ihre Staffelei, um zu malen, allein sie konnte keinen Pinselstrich thun vor innerer Bewegung; sie konnte nur träumen und grübeln . . .

So kam der Mittag und sie mußte sich ankleiden für das Mittagbrot, das heute ungewöhnlich festlich sein sollte, denn es war nicht nur Hellborn's Geburts-, sondern auch Johannistag, und wollten sie zu dieser Doppelfeier Nachmittags nach dem Grunewald fahren. Cecca legte ein helles Sommerkleid an, und entsagte zum ersten mal den ernsteren Gewändern, welche sie nach dem Trauerjahr getragen hatte. Seit sie mit der Familie zusammenlebte, hatte sie keine Seide, kein Geschmeide mehr getragen, nicht einmal das Armband ihrer Mutter. Als aber heute ihr Blick auf dasselbe fiel, erinnerte sie sich plötzlich jener Äußerung der Tante Teresa: „Es wird Dir Glück bringen!“

und das Blut drang ihr in regem Strom zum Herzen: Das Armband hatte ihr bereits Glück gebracht, denn es hatte sie mit Hellborn bekannt gemacht, sie sah in ihm ein glückverheißendes Omen und drückte es mit tiefer Rührung an Herz und Lippen wie einen Talisman.

Von dieser Stunde an ward Cecca aber stiller und scheuer, voll sinnigen Ernstes in Blick und Haltung, gedankenvoll und ergeben in die Zukunft blickend, unendlich beglückt von der Gewißheit, diesem Manne ebenso lieb und wert zu sein, als er ihr war. —

Einige Tage später erhielt Cecca einen dicken Brief von Dr. Holzhagen. In demselben lag ein Schreiben von Graf Alphons de Rubion, ungefähr folgenden Inhalts: er habe seine Gattin bewogen, ihrer Halbschwester die Hand zur Versöhnung zu bieten. Alma wolle, um einen gütlichen Ausgleich des gehässigen Streites herbeizuführen, sich verbindlich machen, auch Gertha und deren Gatten zur Anerkennung der Rechte Francesca's zu bewegen, wenn diese sich zu einer friedlichen Verständigung herbeilassen wolle. Er bitte daher Herrn Holzhagen, dies seiner Klientin mitzuteilen und ihm dann deren Entscheidung kund geben zu wollen.

Dies war eine angenehme Überraschung für Francesca, und in ihrer momentanen Stimmung war sie zur Versöhnung, zum Frieden geneigt. Begierig las sie nun erst den Begleitbrief Holzhagens. Er schrieb: Bevor er diesen Brief des Grafen Rubion bestellte, habe er sich nach den Motiven dieser plötzlichen Sinnesänderung der stolzen Schwestern erkundigen wollen und folgendes erfahren: Graf Rubion habe weitaus den größten Teil seines bedeutenden Vermögens verloren, weil er dasselbe einem klerikalen Schwindler anvertraut, und die stolze kalte

Gräfin Alma sehe nun mit ihren vier Kindern einer unliebsamen und ungewohnten Beschränkung entgegen. Gertha's Gatte, der leichtsinnige Baron v. Rauhenfels, dagegen sei in wenigen Jahren durch die bekannten drei W (Weiber, Wein und Würfel) mit den Resten seines Vermögens und mit der Mitgift Gertha's fertig geworden, und habe bereits auf das künftige Erbe Schulden gemacht. Diese Verhältnisse könnten daher möglicherweise einen Schlüssel zu den Beweggründen des nunmehrigen Entgegenkommens der Schwestern abgehen. Er stelle es daher Cecca's Ermessen anheim, ob sie unter diesen Umständen und nahe vor einem endgültigen Urteil sich noch mit den Schwestern vergleichen wolle, wovon er zwar nicht abrate, worüber er sich aber bestimmte Weisungen bezüglich der Bedingungen erbitte. Er habe, um nichts zu versäumen, mit den Anwälten der beiden Schwestern gesprochen und vernommen, daß sie den Gedanken des Grafen nicht mißbilligen, auch mit darauf abzielenden Vollmachten versehen seien, und Dr. Levi habe sogar durchblicken lassen, daß, wenn Gräfin Francesca v. Wernau sich mit ihren Schwestern vergleichen wolle, auch sein Klient, Oberstlieutenant v. Volitz und dessen Gattin, sich geneigt finden dürften, einen Vergleich einzugehen, den er ebenfalls unter Umständen nicht widerraten würde.

Cecca wußte sich anfangs vor Freude kaum zu fassen, ja sie vermochte kaum an diese Lösung zu glauben. Es war ihr, als falle ein Alp von ihrer Brust, und in der ersten Aufwallung wollte sie sogar an Dr. Holzhagen telegraphieren, daß sie bedingungslos jeden Vergleich annehme, dann aber sagte sie sich, daß sie nicht handeln dürfe, ohne wenigstens Hellborn's Rat eingeholt zu haben. Sie sah in den Verhältnissen, welche Alma und Gertha vielleicht

zur Nachgiebigkeit bewogen, zwar eine höhere Fügung, aber nicht die leiseste Regung von Schadenfreude über die Demütigung der beiden stolzen Schwestern stieg in ihr auf. Beide waren ja Mütter und dachten ohne Zweifel an ihre Kinder und deren Zukunft, und dieser Stand der Mutter war Cecca, welche ihre Mutter niemals gekannt hatte, ein heiliger, der vieles entschuldigte und alle Achtung verdiente. Sie sah Lieschen neben sich spielen und dachte, daß wenn sie des Kindes Mutter wäre, sie für dieses jedes Gefühl, jede Regung zum Opfer bringen, ja vielleicht ihr Leben hingeben würde. Sie zog Lieschen an sich und herzte und küßte sie mit wilder Zärtlichkeit, von der sie sich kaum Rechenschaft geben konnte. Von einem Chaos von Empfindungen, Gedanken und Plänen bestürmt, konnte sie kaum erwarten, bis Hellborn zu Tische kommen würde, um ihm den Fall vorzutragen. Er mochte sie in einer ungewöhnlichen Stimmung finden, denn er betrachtete sie mehrmals mit einer Art Verwunderung und Besorgnis.

Nach Tische reichte sie ihm die Briefe und bat beklommen um seinen Rat. Er erschien ebenfalls überrascht, als er aufmerksam prüfend die Papiere las, während Cecca ihn mit Herzklopfen und ängstlich beobachtete.

„Sehen Sie, Madame! Die stolzen Leute streichen die Segel: Sie haben einen unblutigen Sieg erfochten, denn selbst diese bedingte Anerkennung Ihrer Rechte entscheidet Ihre beiden Prozesse auch vor den Gerichten," sagte er fröhlich. „Ich beglückwünsche Sie von Herzen. Und was wollen Sie nun thun?"

„Ich will auf beide Erbschaften verzichten und mich damit begnügen, meine Rechte als Tochter und Gattin anerkannt zu sehen," versetzte Cecca freudig. „Ich bin

wohlhabend und unabhängig; jene Frauen sind Mütter und haben für ihre Kinder zu sorgen ..."

„Ist das Ihr Ernst, Madame?" fragte er erstaunt.

„Mein voller, wenn Sie meinen Entschluß billigen, Herr Hellborn."

„Sie sind wie ein Kind, Cecca," erwiderte er gerührt. „Dieser Entschluß macht zwar Ihrem Herzen alle Ehre, ist aber nicht praktisch. Wozu diese Großmut, wenn Ihre Gegner doch selbst anerkennen, daß Sie auf einen Teil Ihrer Rechte verzichten? Sollen Sie denn für alle diese Sorgen und Demütigungen, für diese schweren Stunden, diese enormen Prozeßkosten kein Äquivalent beanspruchen? Mit nichten, das wäre Donquixoterie! Ich weiß, daß Sie nicht habgierig sind und daß Ihnen ein Zuwachs an Vermögen keine große Freude machen würde. Aber auch die Großmut hat ihre Grenzen, und so wohlfeilen Kaufs dürfen Ihre Gegner nicht davon kommen."

„Nun denn, bitte, so raten Sie mir, was ich fordern soll, Herr Hellborn!"

„Liebes Kind, das ist schwer zu sagen," versetzte er und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ich kenne die Einzelnheiten zu wenig; um zu einem endgültigen Entschluß zu kommen, müßte man erst Ihren Anwalt Holzhagen hören. Wollen Sie ihn hierher kommen lassen, so will ich mich mit ihm beraten."

„Dürfte ich vielleicht einen andern Vorschlag machen, der Ihnen allerdings ein großes Opfer für mich zumutet?" fragte Cecca mit bittendem Tone.

„Lassen Sie hören! Sie sind zu bescheiden, um mir ein großes Opfer zuzumuten," versetzte er lächelnd.

„Ich möchte diese Angelegenheit rasch hinter mich legen, um frei und in Frieden zu leben, Herr Hellborn!

ich würde Sie daher recht herzlich bitten, reisen Sie zu Dr. Holzhagen, und bringen Sie diese Sache in Ordnung, wenn Sie mir dieses Opfer an Zeit, Mühe und Strapazen bringen können und wollen!"

„Wirklich? Wollen Sie mir diese Sache anvertrauen, mit unbeschränkter, unwiderruflicher Vollmacht?" rief Hellborn lebhaft und mit leuchtenden Blicken.

„Von ganzem Herzen mit unbedingter Vollmacht."

„Angenommen, liebes Kind! ich reise morgen und Sie sollen mit mir zufrieden sein! Topp, schlagen Sie ein, Frau v. Neuhaus!"

Cecca hätte ihm fußfällig danken mögen, aber er entzog sich rasch ihrem Dank und eilte auf sein Zimmer, und so konnte sie nur Lieschen erhaschen, das Kind an ihre Brust drücken und sich unter Freudenthränen geloben, an diesem Kinde die Dankesschuld gegen Hellborn abzutragen.

Die Vollmacht ward ausgestellt und gerichtlich beglaubigt und am andern Tage reiste Hellborn ab: die Reise solle ihm eine Erholung, die Vermittelung für sie eine heilige Pflicht sein, sagte er. Frau Held und Lieschen entbehrten ihn ebenso sehr wie Cecca, die in frommer Einfalt für sein Wohlsein und seinen Erfolg betete. Nach etwa acht Tagen kam ein Telegramm von ihm, des Inhalts: „Alles geht nach Wunsch und kommt hoffentlich noch heute zum Abschluß, und dann kehre ich morgen zurück." Cecca konnte sich vor Erwartung kaum fassen; sie war begierig, die Bedingungen zu erfahren, unter welchen Hellborn Frieden geschlossen habe. Alle seitherigen widrigen Erlebnisse und herben Erfahrungen schienen von ihr abgefallen wie thauender Schnee von den Bäumen. Ein unbekanntes übermächtiges Gefühl drohte ihr die Brust

zu zersprengen, und in unsäglicher Spannung zählte sie die Stunden bis zu Hellborn's Rückkehr.

Endlich kam er, mit heitrer Miene, den Ausdruck einer behaglichen Genugthuung auf dem mannhaften ruhigen Antlitz.

„Viktoria!“ sagte er mit bewegter Stimme, „der Streit ist geschlichtet und ich beglückwünsche Sie nun als Besitzerin des Schloßguts Kroich!“

Cecca entfuhr ein Freudenruf der Überraschung. „Wie ist das möglich? wie vermochten Sie diesen Lieblingstraum von mir zu verwirklichen?“ fragte sie, mit feuchten Augen zu ihm aufblickend.

„Es gelang ohne viele Mühe“, versetzte er lächelnd. „Das Fideikommiß der Famile Neuhaus ist ja längst aufgelöst. Frau v. Bolitz, welche niemals in Kroich war, hat keinerlei Anhänglichkeit daran, ihr Gatte noch weniger. Ich stellte die Bedingung, daß Ihnen das Schloß nebst Park und Garten erb- und eigentümlich übergeben werde, und überließ es den drei Advokaten, sich über den Betrag der Erbmasse, die Bedingungen der Cession auf Kosten ihrer Parteien zu verständigen. Nur um diesen Preis und die Rückvergütung aller Prozeßkosten und Sporteln und gegen die vollgültige Anerkennung aller Ihrer Rechte als Tochter und Gattin, sollten Ihre Gegner Ruhe haben und in ihre Erbrechte eingewiesen werden. Hier sind die Papiere. Hab' ich in Ihrem Sinne gehandelt, Frau v. Neuhaus?“

„Vollkommen, Gott vergelte es Ihnen!“

„Es bleibt nur noch ein gesetzliches Erfordernis zu vollziehen — die Tradition oder Besitzergreifung,“ sagte Hellborn, sein Kind an der Hand. „Diesen Schritt konnt' ich Ihnen nicht ersparen, Frau v. Neuhaus! Sie müssen selbst hinreisen und . . .“

„Nein, sie soll nicht fortreisen, Papa! Tante soll hier bleiben!“ rief das Kind plötzlich ängstlich und klammerte sich ängstlich an Cecca an. „Tante soll nicht fortgehen, soll bei uns bleiben, meine Mama werden!“

Dieses Wort machte Hellborn und Cecca hocherglühend und etwas verlegen. „Lieschen, Du bist unartig!“ stammelte Hellborn und wollte die Kleine zu sich nehmen; allein Cecca hatte sich bereits zu ihr herabgebeugt und ihre Arme wie schützend um Lieschen gebreitet. „Ja, ich will Deine Mama sein,“ sagte sie mit feierlicher Innigkeit; „ich werde Dich adoptieren, wenn Dein Papa nichts dagegen hat, und ich will Dir Mutterstelle vertreten.“

Hellborn stand betreten und beinahe erschrocken da und schaute verlegen zu Cecca und dem Kinde herab: er kämpfte einen harten Kampf. „Ja, mein Liebling! wir werden uns hoffentlich nicht mehr verlassen. Dein Papa wird mich nicht mehr allein und verlassen in das fremde Leben hinausstoßen wollen; er wird mit mir teilen, was er mir erworben hat; er wird die Bedenken seines Mannesstolzes überwinden, er wird mir erlauben, seine Magd, die Mutter seines Kindes zu sein . . . Herr Hellborn, Sie zwingen mich zu einem unweiblichen Schritte,“ sagte sie dann erglühend und wie mit beschwörendem Tone, — „ich kenne das Geheimnis des grünen Poesiebuchs in Ihrem Schreibtische!“

Er bebte zusammen und die Starrheit seiner Glieder löste sich.

„Comtesse! Cecca!“ rief er und erfaßte ihre Hand, wie um Verzeihung bittend: „Sie wissen? und Sie zürnen mir nicht?“

„Zürnen, wo jedes Wort in mir ein Echo findet?“ flüsterte sie, und in der nächsten Minute umschloß sie und

das Kind sein starker Arm und beide lagen an seinem Herzen und die Großmama legte ihre Hände auf beide und sagte: „Amen! So mußt' es ja kommen, Hans, und Sie können Elisen keine würdigere Nachfolgerin geben!“ . . . .

* *
*

Alle vier reisten zusammen nach Kroich, um den Besitz des Gutes anzutreten, und sich dort umzusehen. Hans Hellborn verweilte nur einige Tage dort, dann reiste nach Berlin zurück, um seine Stelle zu kündigen. Großmama und Lieschen blieben bei Cecca, um ihr Gesellschaft zu leisten, und Hellborn mußte sich einstweilen mit dem von Borchard gemalten Porträt und mit der Erinnerung an seine geliebte Verlobte begnügen, die alle seine Bedenken des Mannesstolzes und des Zartgefühls zu besiegen vermocht hatte. Und als seine Dienstzeit um war, traf er mit den Seinigen in seiner Vaterstadt wieder zusammen, ließ sich mit Cecca trauen und trat dann seine Hochzeitsreise mit der Auserwählten nach Italien an, während Lieschen bei Frau Held zurückblieb. Das nächste Ziel der Neuvermählten war Rom, wo sie den Prozeß der Seitenverwandten gegen Cecca ebenfalls beilegen wollten. Bei der Ankunft in Rom erfuhren sie von Signor Girone, daß der Prozeß bereits entschieden sei und zwar zugunsten Cecca's. Der Schreiber Sandro Lema, welcher mit dem Pfarrer aus der Untersuchungshaft zu entspringen gewußt hatte, war in Florenz eines gemeinen Verbrechens überwiesen und bestraft und nach erstandener Strafe nach Rom zurückgebracht worden, wo er nun Goffo's Aussage über die Fälschung und deren Urheber unumwunden bestätigte. Diese Urheber waren Nibbiolo und Alberone gewesen,

beide nun dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit durch den Tod entrückt. Das gefälschte Testament ward nun natürlich ungiltig und das eigenhändige für giltig erklärt, und die Verteilung der Erbmasse verfügt. Allein wenige Tage vor dem zur sogenannten „Ausschüttung" bestimmten Tage verschwand der gerichtlich bestellte Curator bonorum mit der ganzen Baarsumme, die er zu verwalten gehabt hatte, und verduftete — wahrscheinlich nach Südamerika. Da nur noch die Liegenschaften übrig blieben und Cecca nicht Grundbesitzerin in Rom und der Campagna werden wollte, so überließ sie die Erbschaft den Seitenverwandten gegen die Verpflichtung, eine angemessene runde Summe an das Deutsche Hospital zu Rom zu bezahlen, und eine ähnlich hohe zur Gründung eines deutschen Waisenfonds in Rom beizusteuern, und verließ dann die ewige Stadt, um über Neapel und die Riviera nach Deutschland zurückzukehren, wo sie fortan leben wollte. In Rom hatte Cecca auch von Weitem die Gräfin Natascha v. Wernau gesehen, die nun natürlich einen andern Namen führte und allgemein für die „Freundin" eines höhern geistlichen Würdenträgers galt, welcher sie aus dem Norden mitgebracht hatte. Ohne Groll und nur mit stiller Verachtüng war Cecca an ihr vorübergegangen, die nun die Frömmlerin spielte.

Hans Hellborn übersiedelte mit seiner kleinen Familie nach einer größern deutschen Stadt, widmete sich ausschließlich der Schriftstellerei und ist nun sowohl ein sehr glücklicher Gatte als auch einer der geistvollsten und vielversprechendsten deutschen Schriftsteller. Cecca aber, die ihre Adelsprärogativen willig hinter sich geworfen hat, ist eine glückliche, reizende, liebenswürdige, allgemein geachtete

Frau, welche sich in dieser zweiten Ehe reich belohnt findet für alles Ungemach ihrer vielbewegten Vergangenheit, welche alle erlittenen Unbilden verziehen hat und nur mit einiger Beschämung und Wehmut zurückdenkt an ihre Zeit der roten Gräfin.

Ende.

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.